



Als im letzten Jahr die Donaueschinger Musik-tage ihr 90-jähriges Bestehen feierten, nahm die Redaktion der *Schriften der Baar* jenes außergewöhnliche Büchlein wieder in die Hand, dessen provozierende Texte und Bilder der Mitinitiator der Festspiele, Musikdirektor Heinrich Burkard, 1925 zu einer nicht ganz feierlichen Festschrift zusammengestellt und einer musikinteressierten Leserschaft präsentiert hatte.

Im vorliegenden *Baarschriften*-Heft kommt es nun zu einem Wiedersehen mit dem fächerübergreifenden Kleinkunstwerk. Spiegelt sich doch in ihm die Kultur (oder Teile davon) der Goldenen Zwanziger einmal weitab von ihren Zentren, wo man sonst eine lebendige und progressive Kulturszene mit zeitgenössischer Ton- und Bildender Kunst vorfindet.

Manche werden überrascht sein, mit wieviel Ironie und Witz, aber auch mit welchem Ernst und Sachverstand an dem Buch gearbeitet wurde, dessen Lektüre und Studium wohl heute noch lohnt.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 55 · 2012

Vorfahren der Fürstenberger

Die Uracher Eginonen



Die Hüfinger Silberscheiben

**Die ältesten christlichen
Bilder der Alamannia**



Verein für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar

Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

55. Band 2012

Schriften
des
**Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

55. Band 2012



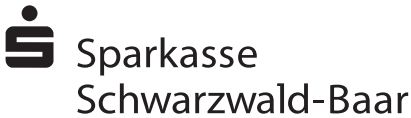
Schriftleitung: Helmut Gehring, Hugo Siefert
Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Beiträge selbst verantwortlich.

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78166 Donaueschingen · 2012

Folgenden Stellen danken wir für Druckkostenzuschüsse:



Regierungspräsidium
Freiburg



Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Nachdrucke, Übersetzungen,
Vervielfältigungen auf fotomechanischem oder ähnlichem
Wege sowie Verbreitung mittels elektronischer Kommunikationssysteme.

© Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.
Postfach 1954, 78159 Donaueschingen

Titelbild: Bayerische Staatsbibliothek, München
und Sabine Streidl, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz
Gestaltung und Druckvorbereitung: Holger von Briel
Druck: Fleig-Druck, Bräunlingen

ISSN 0340-4765

Inhaltsverzeichnis

Vorwort Seite 6

Historische Abhandlungen und Beiträge

GERHARD FINGERLIN

Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia – zur Herkunft und Ikonographie der drei silbernen Phalerae aus dem Grab in Hüfingen 7

HANS-DIETER LEHMANN

Von „Unruoch proavus Liutoldi comitis“ bis „Dux occupavit Furstenberc“ – Die Uracher Eginonen und ihre Beziehungen zu den Zollern 27

WOLF-INGO SEIDELMANN

Auf Messers Schneide – das Schicksal Blumbergs und seiner Industrie (1941–1945) 43

JOACHIM STURM

Die ungarischen Waldarbeiter der Karpaten – Fremdarbeitereinsatz in den Landkreisen Donaueschingen und Villingen 1942 bis 1943 71

HUGO SIEFERT

Der literarische Seitensprung eines Donaueschinger Musikers: Burkards Erzählungen 95

GERRIT MÜLLER

Der Maler Nikolaus Ganter 101

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

WOLF HOCKENJOS

Nachruf verfrüht? Wolf und Luchs auf der Baar 121

AYLA SCHRÖDER

Renaturierung von Fließgewässern – Fallstudien im Gemeindeverwaltungsverband Donaueschingen 139

HARTMUT EBENHÖH, GABI EBENHÖH & FELIX ZINKE

Rot- und Schwarzmilan im Schwarzwald-Baar-Kreis – Brutbestand und brutbiologische Daten 157

WILLI PAUL † & KARIN SCHINKE

Die glaziomorphologische Sonderstellung des Mittleren Schwarzwalds im Jungpleistozän 173

ANTONIA REICHMANN

Agrarmeteorologische Beobachtungen im Internationalen Phänologischen Garten Donaueschingen 179

Vereinschronik 182

Buchbesprechungen 192

Hinweise für unsere Autoren 205

Vorwort

„Oh, Ihr Donaueschinger Herrschaften! Ein Buch wollt Ihr herausgeben? In langen Redaktionssitzungen Eure Lungenkraft verpulvern, Briefe nach allen Richtungen schreiben, bis Euch die Hand verdorrt, Euch am Telefon grün und blau ärgern, ehe Ihr eine Korrekturfahne schwingen dürft? Mit Eurem Buch werdet Ihr den Untergang des Abendlandes fördern!“

Nun so schlimm, wie es ANTON GOURBY 1925 in HEINRICH BURKARDS *Schlapperklänge* vorausgesehen hatte, ist es der Redaktion des vorliegenden Bandes der *Baarschriften* glücklicherweise nicht ergangen. Im Gegenteil: Kundige und verständige Autorinnen und Autoren beider Abteilungen haben zur Freude einer hin und wieder staunenden Schriftleitung Neues und Spannendes aufgeschrieben, was bislang weder elektronische noch Druck-Medien vermitteln konnten.

Wer jetzt flugs einem Luchspfadfinder folgt oder mehr erfahren will über die Brutstätten der urwüchsigen Baaremer Rot- und Schwarzmilane – dem Manne (und gewiss der Frau) kann geholfen werden. Wohl wenige lässt das Thema *Schwarzwald im Eiszeitalter* kalt und den meisten ist bestimmt die *Renaturierung von einheimischen Bächen und Flüssen* nicht egal. Hier referieren die Schreiber also nicht einfach verschiedene Haltungen, sondern sie wägen ab, analysieren und folgen dabei nicht jenem farbenblinden Berichterstatter, der mal demjenigen glaubt, dem der Vogel des Jahres, die Dohle, schwarz erscheint, mal dem, für welchen sie weiß ist.

Bedenken- und Kritiklosigkeit sind denjenigen, die sich mit Geschichte und Kultur beschäftigen und ihre Zeugnisse wie die Arbeiten des multitalentierten Malerpoeten und Bierwirts Nikolaus Ganter würdigen wollen, nicht bloß lässliche Sünden. Und verdient nicht der Historiker Respekt, der Unvergleichliches vergleicht, Bilder wie die der frühmittelalterlichen Alamannia zum Sprechen bringt oder die Wurzeln der Fürstenberger ergründet? Dem Bedürfnis, mehr Zeitgeschichtliches nachzugehen, tragen zwei schicksalsträchtige Beiträge Rechnung: Mit Empathie wird die Leserschaft verfolgt, wie die Blumberger Doggererz-Tragödie endete und wie für die ungarischen Waldarbeiter der Begriff *Einsatz* aus dem *Wörterbuch des Unmenschen* von Sternberger/Storz/Süskind grausame Wirklichkeit wurde.

Zu allerletzt möge der Leser selbst entscheiden, ob ANTON GOURBYS vernichtendes Urteil, das von den „guten D’eschingern herausgegebene Buch“ sei „Satans Werk“, auch auf das neue Heft zutrifft.

Dr. Helmut Gehring und Hugo Siefert
Schriftleitung

Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia

Zu Herkunft und Ikonographie der drei silbernen Phalerae
aus dem Kammergrab von der „Gierhalde“ in Hüfingen,
dem Hauptort der frühmittelalterlichen Baar

Von Gerhard Fingerlin

Zu den bedeutendsten Entdeckungen in der frühmittelalterlichen Alamannia zählt zweifellos das Kammergrab, das im März 1966 beim Bau eines Wohnhauses auf der „Gierhalde“ in Hüfingen zum Vorschein kam.¹ Mit diesem Fund wurde zum ersten Mal die bedeutende Rolle des römischen Kastellorts „Brigobannis“ in der Merowingerzeit erkennbar.² Schlagartig rückte er die politischen Kräfte in unser Blickfeld, die den Gang der Geschichte auf der Baar, im Quellgebiet der Donau und an der Kreuzung wichtiger Fernstraßen im Frühen Mittelalter bestimmt haben (Abb. 1).³ Die spätere Entdeckung des großen merowingerzeitlichen Ortsgräberfeldes im Gewann „Auf Hohen“ mit seinen mehr als zwanzig Adelsgräbern hat dann diesen ersten Hinweis eindrucksvoll bestätigt (Abb. 2).⁴

Leider musste man auch auf der „Gierhalde“ in Hüfingen die Erfahrung machen, dass bei zufälliger Entdeckung von Gräbern oft viel verloren geht und dass sorgfältige Dokumentation des Befundes und genaue Lagebestimmung der Beigaben in der Regel nicht mehr möglich sind (Abb. 3). Rasch hatte sich nämlich herumgesprochen, dass man hier wertvolle Dinge finden könne, was viele Neugierige anzog und zu einer hektischen Suche führte. Bevor der alarmierte Bauherr eingriff, kam einiges in falsche Hände, darunter auch „Silberscheiben mit Bildern“. Zwei solcher Scheiben wurden noch am selben Tag anonym zurückgegeben, anderes blieb verschwunden, was sich anhand später geborgener Fragmente wenigstens teilweise rekonstruieren ließ.

Eine erste Sicherung und Dokumentation des Befundes, soweit noch vorhanden, wurde in den nächsten Tagen unter extremen Witterungsbedingungen von einem ehrenamtlichen Mitarbeiter vorgenommen.⁵ Der Abbau der noch nicht vom Bagger herausgerissenen Kammerhölzer (Eichenbalken und -bretter) erfolgte dann unter Aufsicht eines Vertreters der Freiburger Denkmalpflege,

Abb. 1: Hüfingen (Brigobannis) am Kreuzungspunkt wichtiger Fernstraßen in frühromischer Zeit. Eingezeichnet sind Lager und Kastelle zwischen 15 vor Chr. und dem ausgehenden 1. Jh. nach Chr.



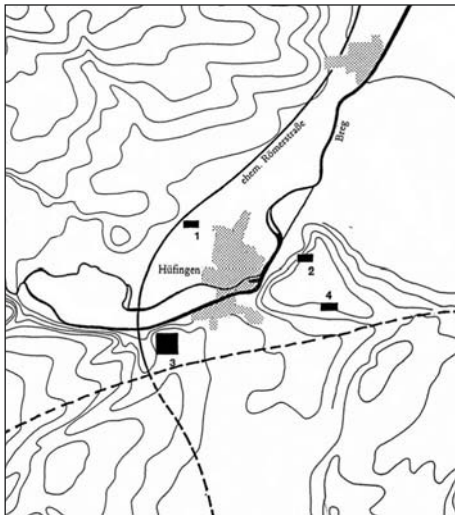
Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia

wobei es leider versäumt wurde, die Dokumentation zu vervollständigen. Glücklicherweise war es aber auch danach noch möglich, anhand eindeutiger Spuren (z. T. noch Holzreste) die ursprüngliche Form des Grabeinbaus zu erkennen und als „Haus mit Giebedach“ zu rekonstruieren (Abb. 4).⁶ Durch Ausschlämmen und Durchsuchen des noch an der Baustelle lagernden, teilweise auch des schon abgefahrenen Aushubs, konnte der Fundbestand noch um einige kleinere Objekte bzw. Fragmente ergänzt werden. Hinweise auf weitere Bestattungen innerhalb der Baugrube ergaben sich nicht. Kontrollgrabungen in unmittelbarer Nachbarschaft führten dann zur wohl vollständigen Aufdeckung einer kleinen Familiensepultur mit insgesamt acht Gräbern. Ein weiteres Kammergrab war nicht darunter (Abb. 5). Nur zwei der sieben weiteren Gräber enthielten bescheidene Beigaben (Bronzenadel bzw. Tongefäß).⁷

Nach Lage dieser kleinen Nekropole hoch über der Hüfinger Altstadt in ca. 350 m Entfernung kann der zugehörige Wohnplatz, ein Adelshof, mit Sicherheit dort lokalisiert werden (Abb. 6).⁸ Dieser Hof darf somit als Vorläufer der später an dieser Stelle entstandenen Burg gelten, die zum Ausgangspunkt der städtischen Entwicklung Hüfingens geworden ist.

Das Grabinventar ist schon 1974 an anderer Stelle veröffentlicht und ausführlich kommentiert worden,⁹ deshalb hier nur einige zusammenfassende Hinweise auf die Ausstattung des dort beigetzten, schon in seinem dritten Lebensjahrzehnt verstorbenen Mannes.

Zur Bewaffnung gehörten eine Spatha mit silbertauschiertem Knauf (der allerdings nicht gefunden bzw. zurückgegeben wurde), ein Sax mit Bronzenieten, eine Lanze (nur Schaft, Spitze fehlt) und ein kleiner Wurfspeer, wohl eine Jagdwaffe. Mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist ein Schild, keinerlei Hinweise gibt es auf Helm oder Panzer (Kettenhemd).¹⁰ Von der Kleidung haben sich trotz günstiger Bedingungen weder Stoffreste noch Lederteile erhalten. Auch von der mit Gold (!) und Silber tauschierten Gürtelschnalle fand sich nur noch der Rahmen mit



großem Schilddorn, doch lässt sich in diesem Fall der fehlende Beschlag nach einer sehr ähnlichen, wahrscheinlich werkstattgleichen Schnalle rekonstruieren, die in einem reich ausgestatteten Grab des Friedhofs „Auf Hohen“ gefunden wurde (Abb. 7).¹¹

Abb. 2 (rechts): Hüfingen (Brigobannis), historische Topographie: Römisches Kastell (3), Römerstraßen und Fundplätze der Merowingerzeit (1, 2, 4). Grab an der „Hochstraße“ (1), Adelsfriedhof auf der „Gierhalde“, Anfang des 7. Jh. (2), großes Reihengräberfeld im Gewann „Auf Hohen“ mit zahlreichen weiteren Adelsgräbern überwiegend des 6. Jh. (4).

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen



Abb. 3: Hüfingen „Gierhalde“. Baugrube mit den Resten von Kammergrab 1 nach Einstellung der Baggerarbeiten (Aufnahme: Archivar G. Goerlipp).

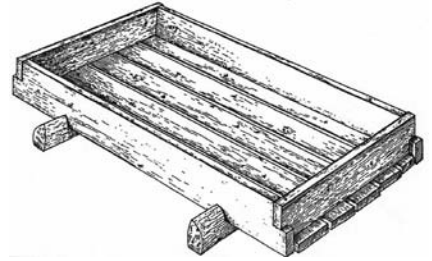
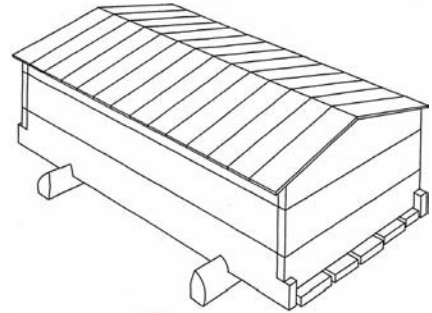


Abb. 4: Rest der Holzkammer in situ, darüber die nach Profilbefund und Holzresten gesicherte Rekonstruktion. Zeichnung: RPF/Denkmalpflege.

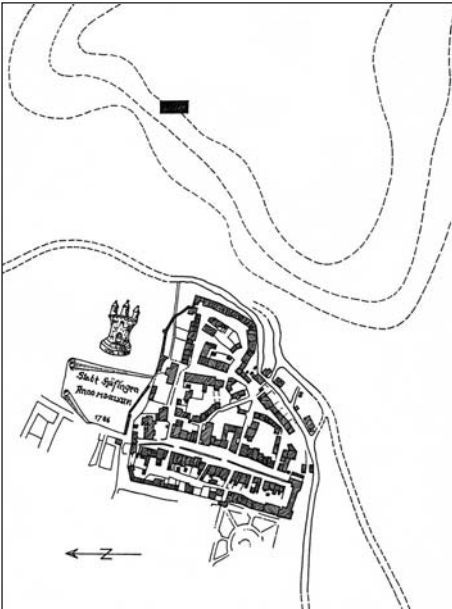


Abb. 6: Plan der Stadt Hüfingen von 1786, der die ursprüngliche Struktur von Burg und „suburbium“ mit der N-S ausgerichteten Hauptachse (Marktstraße) gut erkennen lässt. Ergänzt durch Höhenschichtlinien und Gräberfeldsignatur „Gierhalde“. Distanz zwischen Burg (= merowingerzeitlicher Adelshof) und Begräbnisplatz ca. 350 m. Aus der zum fürstenbergischen Urbar von 1786 gehörenden Gemarkungskarte.

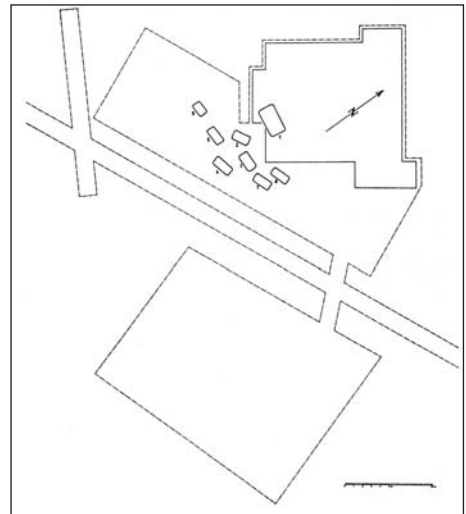


Abb. 5: Kammergrab und umliegende Bestattungen. Planmäßig untersuchte Flächen (Baugrube teilweise) und beobachtete Aufschlüsse (Kanalisationsgräben). Zeichnung: RPF/Denkmalpflege.

Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia

Außer durch die mediterranen Silberscheiben (phalerae = militärische Auszeichnungen, Brustschmuck für Pferde in Form runder Metallplatten), auf die später einzugehen ist, war der Mann aus Kammergrab 1 auch durch weitere Bestandteile des Zaumzeugs als Reiter ausgewiesen. Im Gegensatz zu den großen Scheiben bestehen diese aus Bronze. Ein kleiner scheibenförmiger Riemenverteiler (Abb. 8) zeigt die gleiche germanische Tierornamentik wie der sehr ungewöhnliche Sporn (Abb. 9). Damit erweist sich das Zaumzeug als „heterogen“ zusammengesetzt, aus einheimischen und fremdländischen Komponenten.

Auch unter den Gefäßbeigaben ist an erster Stelle auf ein Importstück aus dem Mittelmeergebiet hinzuweisen, eine massiv gegossene, zweihenklige Bronzeschüssel (Abb. 10) mit angelötetem, durchbrochenen Standring, auf der Unterseite mit einem schon in der Gussform eingeschnittenen gleicharmigen Kreuz.¹² Weiter gehören ein Holzzeimer mit Eisenhenkel und ein gedrechselter Holzsteller (darauf wahrscheinlich Walnüsse und Haselnüsse, die im Aushub gefunden wurden) zum „Tafelgeschirr“, das aber kaum vollständig überliefert ist. Gleiches gilt wohl auch für das hölzerne Mobiliar mit Fragmenten eines Stuhls sowie eines runden Tischchens. Reste eines kleinen Kastens mit Schiebedeckel verdienen nicht nur wegen der Seltenheit solcher Objekte besonderes Interesse,¹³ sondern auch deshalb, weil sich auf der Außenseite eines innen mit Zirkelschlagornament verzierten Seitenbretts der Perlrandabdruck einer der großen Phalerae erhalten hat (Abb. 11). Demnach war das Zaumzeug auf, neben oder unter diesem Holzkästchen abgelegt worden.

Manche schon in alter Zeit beschädigte Fundstücke, z. B. die Bronzeschüssel, machen es wahrscheinlich, dass dieses Grab schon in früherer Zeit geöffnet

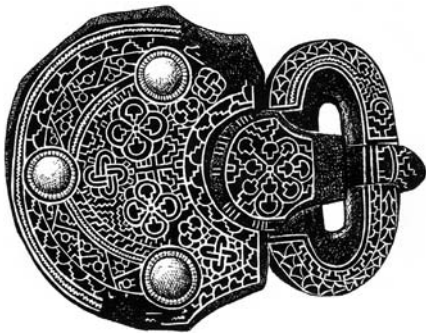


Abb. 7: Hüfingen. Vermutlich werkstattgleiche Gürtelschnallen. Oben: „Auf Hohen“ Grab 212; unten: „Gierhalde“ Grab 1. Maßstab 3:5.; Zeichnung: RPF – Denkmalpflege.

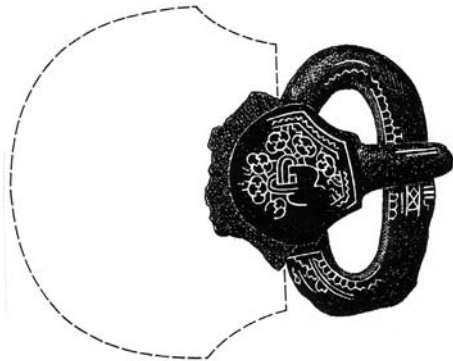


Abb. 8: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1. Tierstilverzierter Riemenverteiler vom Pferdegeschirr. Bronze, gegossen. Zeichnung: RPF – Denkmalpflege.

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen

und partiell beraubt wurde, so dass nicht alle Verluste auf die tumultuarischen Umstände bei der Entdeckung zurückgeführt werden können. Dies erhöht selbstverständlich die Unsicherheit bei der Rekonstruktion der ursprünglichen Ausstattung, vor allem mit Blick auf Bewaffnung und metallische Bestandteile der Tracht (Gürtelbeschläge). Unvollständig sind mit Sicherheit auch Reitzubehör und Tafelgeschirr.

Vor der Besprechung der silbernen Phalerae ist noch kurz die Frage nach der Zeitstellung des Kammergrabes zu behandeln. Archäologisch kam nur ein Ansatz „um 600“ n. Chr. in Betracht, der sich vor allem auf die Gürtelschnalle stützte (Abb. 7), aber auch das Sterbealter des hier bestatteten jungen Mannes mit einbezog. Dies bedeutete aber für andere Stücke der Ausstattung, darunter die tierstilverzierten Teile des Reitzubehörs (Abb. 8–9), eine damals noch fast zu früh erscheinende Zeitbestimmung.¹⁴ Mit Spannung erwartete man deshalb die Ergebnisse der Untersuchung der Jahresringe, die hauptsächlich, aber nicht nur an den gut erhaltenen Eichenbohlen des Kammerbodens vorgenommen wurde. Die „dendrochronologische“ Methode steckte damals allerdings noch in den Kinderschuhen, es fehlte eine von heute bis ins Frühmittelalter hinabreichende, durchgehend geeichte Kurve. So fielen die ersten, mehr geschätzten als abgelesenen Resultate noch sehr unbefriedigend aus (Anfang 8., später 2. Hälfte 7. Jh.),¹⁵ bis dann endlich die Lücken in der Kurve geschlossen waren und definitiv das Jahr 606 n. Chr. als Todesjahr feststand.¹⁶ Damit war nicht nur die archäologische Datierung bestätigt, vielmehr avancierte das Hüfinger Kammergrab auch zu einem der wichtigsten chronologischen Fixpunkte in der frühmittelalterlichen Alamannia und weit darüber hinaus (Tauschierungen, Tierstil, mediterrane „Importe“).

Seit der Entdeckung haben die beiden damals sichergestellten silbernen Phalerae vom Zaumzeug inner- und außerhalb des Faches große Beachtung gefunden. Dafür gibt es mehrere Gründe. Der wichtigste dürfte sein, dass mit ihnen die ältesten christlichen Bilder der Alamannia vorliegen, auch wenn diese Kunstwerke nicht hier entstanden sind, sondern höchstwahrscheinlich aus Italien kamen, jedenfalls aus dem in dieser Zeit weitgehend von Byzanz dominierten und kulturell geprägten Mittelmeerraum. Die schon 1974 erschienene ausführliche Behandlung beider Motive,¹⁷ der thronenden Muttergottes mit dem

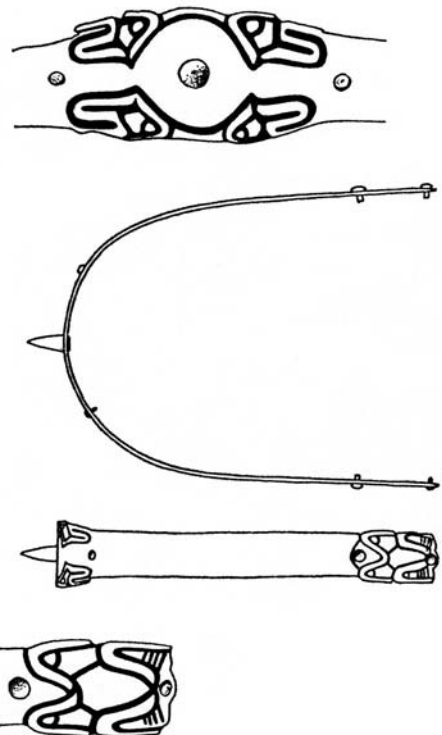


Abb. 9: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1.
Tierstilverzierter Sporn. Bronze, gegossen.
Zeichnung: RPF/Denkmalpflege.

Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia

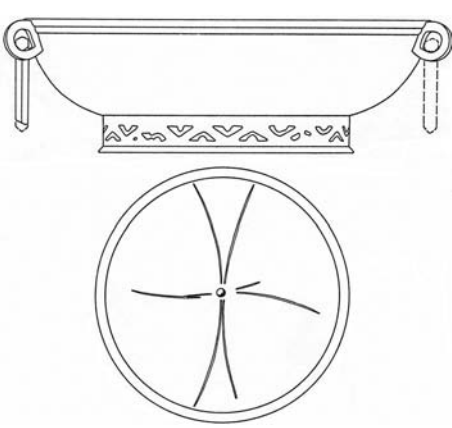


Abb. 10: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1. Mediterrane Bronzeschüssel mit zwei Henkeln, gegossen, Unterseite des Bodens mit Kreuz. Randdurchmesser 24,5 cm. Zeichnung: RPF/Denkmalpflege.

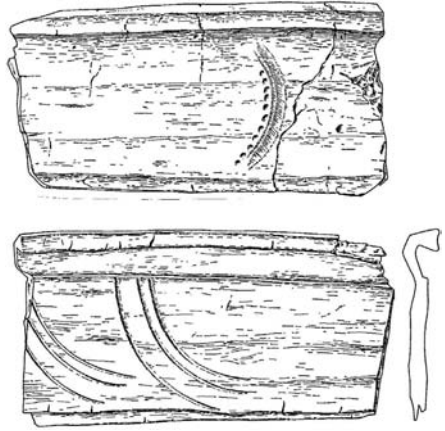


Abb. 11: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1. Seitenbrett eines ca. 30 cm langen Holzkastens mit Schiebedeckel. Innenseite mit Zirkelschlagornamenten, auf der Außenseite Randabdruck einer Phalera vom Zaumzeug (Perstrand). Zeichnung: RPF/Denkmalpflege.

Jesuskind und eines „heiligen Reiters“ im Kampf mit einer menschenköpfigen Schlange (Abb. 12a+b), kann hier nicht im Einzelnen wiederholt werden. Alle Vergleiche, ikonographisch wie stilistisch, führen in die frühchristlich-byzantinische Welt. Allerdings stammen diese Scheiben nicht aus sakralem, sondern aus militärischem Zusammenhang. Denn auch in ihrer ursprünglichen Verwendung gehörten sie zu einem Pferdegeschirr, beispielsweise als Anhänger, wie auf dem Reiterbild eines siegreichen Kaisers (sog. Barberini-Diptychon) gut zu erkennen ist (Abb. 13).¹⁸ Eine leider nicht ganz sicher zu lesende, mit lateinischen Buchstaben eingeritzte Namensinschrift auf dem Rand der Hüfingen Reiterscheibe (Abb. 12 b sowie Abb. 26) spricht sogar recht eindeutig dafür, als früheren Eigentümer einen Offizier der italisch-byzantinischen Armee anzunehmen. Jedenfalls hat eine solche Kennzeichnung von Teilen der Ausrüstung oder anderer persönlicher Habe im römischen Heer eine lange Tradition. Diese Herkunft wird auch bei der Frage noch eine Rolle spielen, wie diese Phalerae in die Hände des adligen Herrn an der oberen Donau gelangt sind.

Zunächst aber erklärt sich aus diesem Kontext die bescheidene künstlerische Qualität. Es handelt sich eben um Produkte, die in großer Anzahl von Armeelieferanten hergestellt wurden, gebraucht im militärischen Alltag und nicht in kirchlich-sakralem Zusammenhang. Dorthin führen allerdings viele Vergleiche, für die Madonnenscheibe etwa mit dem Hinweis auf eine Pyxis des 6. Jh. im Kirchenschatz von Grado (Venetien), bei der die leierförmige Thronlehne fast wie eine unmittelbare Vorlage für Hüfingen wirkt (Abb. 14).¹⁹ Für die Kleidung Marias mit Tunika und über den Kopf gezogener Palla mag das Beispiel eines Diptychons des 6. Jh. mit

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen

Anbetung der Magier genügen, das aus dem östlichen Mittelmeergebiet stammt (Abb. 15).²⁰

Auch für das Bild des mit der Lanze gegen einen schon niedergeworfenen Feind kämpfenden Reiters gibt es gute Parallelen im mediterranen Raum, sowohl für die Komposition, die auf Darstellungen siegreicher Kaiser zurückgeht, als auch mit Blick auf die Details von Rüstung und Kleidung. Perlränder und Arkadenmuster der Rahmung, auf beiden Hüfinger Scheiben identisch, gehören ebenfalls zum geläufigen Repertoire spätantik-frühbyzantinischer Ornamentik. Einige wenige Vergleiche zum Bildtypus seien herausgegriffen. Eine in Straßburg gefundene Scheibenfibel südlicher Provenienz zeigt einen „heiligen Reiter“ im Kampf mit einer Schlange, die das Böse symbolisiert (Abb. 16),²¹ ebenso wie der weibliche Dämon, der auf einem Fresko im Apollonkloster von Bawit (Ägypten) von einem „heiligen Reiter“, inschriftlich als Sisinnios bezeichnet, mit der Lanze getötet wird (Abb. 17).²² Auch der Heilige Theodor ist in dieser Zeit als berittener Sieger über den Drachen (Schlange) auf einer Tonikone von Vinica im östlichen Makedonien überliefert.²³ Die Frage nach der Deutung des Hüfinger Reiters musste bei der Erstpublikation offen bleiben, da sich außer den genannten Heiligen auch noch andere Lösungen anboten, nicht zuletzt Christus selbst.²⁴ Darauf ist später zurückzukommen. Im Gegensatz zum Bildnis der Muttergottes sind Reiterdarstellungen auch im germanischen Milieu häufig (allerdings nicht mit Nimbus!). In unserem Zusammenhang ist aber auch ein kurzer Blick auf diese Bilderwelt von Interesse, zeigt sie sich doch in hohem Maße abhängig oder beeinflusst von byzantinischen Vorlagen, die auf verschiedene Weise über die Alpen oder durch das Rhônetal in den alamannisch-fränkischen Raum gelangt sind. Ins nördliche Europa, wo sich Ähnliches findet, führten außerdem noch andere Wege, direkt von Byzanz über die großen Flusssysteme Russlands zur Ostseeküste und dann via Gotland nach Skandinavien.



Abb. 12a+b: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1. Die beiden 1966 sichergestellten silbernen Zierscheiben (Phalerae) vom Zaumzeug, anhaftende Teile der Randeinfassung aus Bronze. Durchmesser der nicht ganz kreisrunden Stücke 11,0 bis 11,4 cm (Scheibe mit Madonna geringfügig größer). Foto: Gerhard Fingerlin.



Abb. 13: Sogenanntes Diptychon Barberini (Konstantinopel?, 5./6. Jh.), Ausschnitt. Triumph eines Kaisers (Justinian I.?), Pferd mit Phalerae. AUS: PETER METZ/MAX HIRMER, Elfenbein (wie Anm. 18), Abb. 33.



Abb. 14: Deckel eines Reliquiars, Silber, 6. Jh., aus dem Domschatz von Grado (Venetien). AUS: ANDRÉ GRABAR, Kunst (wie Anm. 18), S. 398, Abb. 358.

Um nicht zu viele Nuancen ins Bild zu bringen, will ich mich auf nur zwei Beispiele beschränken, auf Reiterdarstellungen, die in der Alamannia selbst entstanden sind.

Aus Bräunlingen, in der unmittelbaren Nachbarschaft Hüfingens, stammt eine zur Frauentracht gehörende, beidseitig reliefierte, durchbrochen gearbeitete Bronzemiescheibe mit einem Lanzenreiter, dessen Pferd auf beiden Seiten der Brust eine große Phalera trägt (Abb. 18).²⁵

Während das Reittier noch weitere Einzelheiten zeigt, darunter Zügel, Sattel und Schwanzriemen, ist der Reiter nur im Umriss wiedergegeben. Nicht weit entfernt von Hüfingen liegt auch Nendingen (Stadt Tuttlingen), der Fundort eines Zaumzeugs mit drei großen Phalerae, die alle den gleichen Reiter zeigen, ausgerüstet mit Schild, Schwert und Lanze, evtl. auch Helm. Wieder sind am Pferd viele Details zu erkennen, doch trägt es keine Phalerae (Abb. 19).²⁶ Außerhalb der Alamannia ist noch auf ein Zaumzeug aus Niederhone (Stadt Eschwege) im nördlichen Hessen hinzuweisen, das formal gut vergleichbar ist, jedoch ebensowenig wie die genannten Beispiele christliche Motive aufweist.²⁷

Zu den Vorlagen dieser mit Bräunlingen und Nendingen wenigstens angedeuteten germanischen Bilderwelt zählen auch andere byzantinische Phalerae vom Pferdegeschirr, die man in frühmittelalterlichen Gräbern der Alamannia, wenn auch außerhalb der süddeutschen Landesgrenzen, gefunden hat. Eine einzelne Scheibe stammt aus Seengen im Kanton Aargau (Abb. 20), auf der ein Reiter in typischem Lamellenpanzer und -helm mit dem Schwert gegen eine sich ringsum windende Schlange kämpft.²⁸ Drei Phalerae, also eine vollständige Garnitur, gehörten zum

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen

Inventar des Fürstengrabes bei Ittenheim im Elsass.²⁹ Die etwas größere Mittelscheibe zeigt einen byzantinischen Feldherrn, auf den beiden seitlichen ist jeweils ein Eber in sumpfigem Gelände zu sehen (Abb. 21). Die Rekonstruktionszeichnung des Pferdes vermittelt eine Vorstellung von der Tragweise (Abb. 22). Dabei wird ein weiteres Mal deutlich, was in Hüfingen fehlte: die dritte Phalera, das Bild neben der thronenden Muttergottes und dem kämpfenden Reiter. Es gab Hinweise, dass diese dritte Phalera bei der Entdeckung der Grabkammer noch vorhanden war. Verschiedene Spuren hatten aber immer wieder ins Leere geführt. Im Frühjahr 2008 gab es einen letzten Versuch, mit einem Vortrag auf der Tagung „Die Baar als Königslandschaft“, die vom Alemannischen Institut Freiburg e. V. in Kooperation mit der Stadt Donaueschingen und dem Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e. V. veranstaltet wurde, noch einmal auf diese offene Frage hinzuweisen und damit vielleicht an dieses seinerzeit in private Hände geratene Stück doch noch heranzukommen. Und dieser Versuch führte zum Erfolg, die bisher vermisste

dritte Silberscheibe wurde im Juli 2008 anonym zurückgegeben.³⁰ Die spannende Frage nach dem fehlenden Motiv – und damit nach dem kompletten frühchristlichen Bildprogramm – hat sich damit beantwortet (Abb. 23). Es ist der gleiche Reiter wie auf der schon bekannten Phalera, jetzt aber nicht als Kämpfer,

Abb. 15: Mittelstück eines Diptychons, östliches Mittelmeergebiet, 6. Jh.
AUS: PETER METZ/MAX HIRMER, Elfenbein (wie Anm. 18), Abb. 33.



Abb. 16: Straßburg (Siedlungsfund?).
Mediterrane Scheibenfibel, Durchmesser 6,6 cm. AUS: ROBERT FORRER, Drachentötergemme (wie Anm. 21), S. 16, Fig. 38.





Abb. 17: Fresko aus dem Apollonkloster in Bawit (Mittelägypten). Koptisch, 6./ 7. Jh.
AUS: ANDRÉ GRABAR, *Kunst* (wie Anm. 18), S. 179, Abb. 192.

sondern als Sieger, die rechte Hand zum Zeichen des Triumphes erhoben. Dieser Gestus ist vielfach aus der Antike überliefert, z. B. auf Münzbildern römischer Kaiser (Abb. 24).³¹ Klar ist jetzt auch die Anordnung: in der Mitte die Muttergottes mit dem Jesuskind, außen die beiden Reiterscheiben (Abb. 25).

Wer aber ist dieser siegreiche Reiter? In schriftlich wird er ja nicht erklärt, anders als in vielen Fällen, in denen Apostel, Heilige oder Erzengel auf Fresken, Mosaiken oder in Handschriften unmissverständlich bezeichnet sind. Für den kämpfenden Reiter allein gibt es ja, wie schon erwähnt, verschiedene Deutungsmöglichkeiten: Heilige wie Theodor oder Sisinnios, dann König Salomo, aber nicht zuletzt eben auch Christus als Sieger über das Böse in der Welt. Auf den „Menschensohn“ als Töter der Schlange wird in der Bibel verschiedentlich hingewiesen, beispielsweise in der Genesis: „Derselbe soll dir den Kopf zertreten [...]“, ebenso in der bildlichen Überlieferung.³²

Nun haben wir in Hüfingen die Bildfolge Kämpfender Reiter / Muttergottes mit Jesuskind / Triumphierender Reiter – ohne jede Beischrift! Dem damaligen Betrachter musste also ohne weiteres klar gewesen sein, um was und wen es sich hier handelt. Das ergab sich einfach aus der Geschichte, die hier erzählt wird und

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen



Abb. 18: Bräunlingen (Schwarzwald-Baar-Kreis) „Auf der Leiber“. Aus einem zerstörten Frauengrab. Gegossene Bronzezierscheibe mit Reiterbild. Durchmesser 8,3 cm. Foto: Briel.



Abb. 19: Nendingen, Stadt Tuttlingen, „Brenner“, Grab 36. Bronzeblechscheibe mit Reiterbild vom Pferdegeschirr. Durchmesser 8,8 cm. Zeichnung: RPF/Denkmalpflege.



Abb. 20: Seengen, Kanton Aargau, aus einem zerstörten Grab. Phalera aus Silberblech mit Reiterbild vom Pferdegeschirr. Frühes 7. Jh. Durchmesser 9,0 cm. Aus: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 24 (1932), S. 106, Taf. VI, Abb. 3.



Abb. 21: Ittenheim bei Straßburg. Aus einem reichen Grab („Fürstengrab“). Aus Silber gegossene Phalera mit dem Bild eines byzantinischen Feldherrn. Mittelscheibe einer dreiteiligen Garnitur vom Pferdegeschirr. Durchmesser 9,9 cm. Aus: Joachim WERNER, ITTENHEIM (wie Anm. 29), Abb. 5.

die jetzt auch für uns dank der neu hinzugekommenen Phalera verständlich wird. Die Geburt Christi – der Erlöser kommt in die Welt – steht für den Anfang. Wie geht es weiter? In anderem Zusammenhang könnte nun die Leidensgeschichte und der Tod Jesu am Kreuz als Tat der Erlösung folgen. In militärischem Kontext, dem die Bilder ursprünglich zugeordnet waren, kommt das aber nicht in Betracht. Hier zählt nur der Sieg, also Christus als Kämpfer und Triumphator. Das ist in sich schlüssig, war den Armeeangehörigen damals ohne Weiteres verständlich und bedurfte keiner erklärenden Namensbeischriften. Auch im germanischen Milieu, etwa bei den Franken im Rheinland, gibt es den siegreichen Christus, bewaffnet mit der Lanze.³³ Wie in der byzantinischen Armee ging es um diesen Aspekt des Auftretens Christi in der Welt. Leiden und Sterben als Erlösungstat war in dieser großenteils noch heidnischen Welt nicht gefragt, zunächst wohl auch ganz unbegreiflich, für viele nicht akzeptabel. Für den Frankenkönig Chlodwig lag darin ein großes Problem bei seiner Taufentscheidung, was der französische Historiker Michael Rouche auf den Punkt gebracht hat: „Bekannte er sich zum Katholizismus, bedeutete dies, einen Gott der Schwäche, der sich hatte kreuzigen lassen, anzunehmen“, und weiter „den Sieg aufs Spiel zu setzen“.³⁴ Letzten Endes hat aber wohl doch der Sieg über die Alamannen 496 „bei Zülpich“ den Weg freigemacht.

Zurück zu Hüfingen: Alles spricht dafür, den Reiter als Christus zu deuten. Das aus einem militärischen Arsenal stammende Pferdegeschirr zeigt damit in verkürzter Form, bewusst reduziert auf die Menschwerdung des Gottessohnes und seinen Sieg über „Hölle, Tod und Teufel“, die ganze Heilsgeschichte. Es bleiben noch andere Fragen, mit zweien will ich mich abschließend kurz befassen.



■ Wie kamen diese wertvollen Zaumzeugteile zu ihrem letzten Besitzer? Grundsätzlich kommen für „Importe“ verschiedene Wege in Betracht, die aber in diesem Fall nicht diskutiert werden müssen: Kauf vom Händler, Erwerb im Herkunftsland, Geschenk, auch Ehrengeschenk oder Tribut, der Kostbarkeiten verschiedenster Art enthalten kann. In unserem Fall dürfte am wahrscheinlichsten sein, dass diese Phalerae als Beutestücke aus einem der Kriegszüge fränkisch-alamannischer Heere nach Italien zu deuten sind, die für das 6. Jahrhundert mehrfach überliefert sind.³⁵ Dafür spricht m. E. mit seltener Eindeutigkeit

Abb. 22: Rekonstruktion des Ittenheimer Pferdegeschirrs. AUS: JOACHIM WERNER, Ittenheim (wie Anm. 29), Abb. 4.

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen

der durch die eingeritzte Namensinschrift (Abb. 26) gesicherte Zusammenhang mit der italisch-byzantinischen Armee.

■ Wie sind die christlichen Elemente in diesem Grab zu bewerten? Anders ausgedrückt: Hatte der Hüfinger Adlige eine richtige Vorstellung von dem, was er an neuen Bildern seinem herkömmlichen Zaumzeug hinzufügte? Stellte er sich ganz bewusst unter den Schutz dieser Symbole des christlichen Glaubens? War er also, trotz seiner für unsere Begriffe durchaus heidnisch anmutenden Ausstattung mit Beigaben, ein Christ?

Was zum Zeitpunkt der Entdeckung noch niemand wissen konnte: In Hüfingen gab es schon im 6. Jahrhundert, mindestens eine Generation früher, christliche Adelsfamilien. Sie sind uns bekannt, seit in den 70er Jahren ihre Gräber im großen Reihengräberfeld „Auf Hohen“ gefunden wurden, zwei davon durch beigegebene Goldblattkreuze (Abb. 27) eindeutig charakterisiert.³⁶ Und noch zu Lebzeiten des Hüfinger Adligen, etwa 600 n. Chr., wurde in Konstanz ein neues Bistum gegründet, das fast die gesamte Alamannia umfasste. Es war auch die Zeit, in der Columban und Gallus in der Bodenseeregion missionierten. Im Übrigen war der Adel Alamanniens, dem Vorbild der fränkischen Könige verpflichtet, schon früh zum neuen Glauben übergetreten. Seit 536 gehörte auch der Südteil der Alamannia definitiv zum fränkischen Reich, und es gab daher für die führenden Familien überhaupt keine Alternative mehr.

Der Herr von Hüfingen hat demnach ganz bewusst sein Pferd mit diesen Heilsbildern versehen, zu seinem persönlichen Schutz, aber auch, um seine Haltung sichtbar zu machen und sein Prestige zu erhöhen. Wie seine Standesgenossen war er auf die Wahrung herrschaftlicher Interessen bedacht, was sich aber sehr gut mit der

Förderung kirchlicher Belange verbinden ließ, beispielsweise durch den Bau von Gotteshäusern auf dem Areal der Herrenhöfe. So ist es kaum ein Zufall, dass die ältesten christlichen Bilder unseres Landes nicht in sakralem Zusammenhang überliefert sind,



Abb. 23: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1. Die 2008 anonym zurückgegebene dritte silberne Zierscheibe (Phalera) vom Pferdegeschirr. Durchmesser 11,0 cm. Foto: Sabine Streidl, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz.



Abb. 24: Spätantikes Goldmedaillon. Kaiser Constantius II. im Triumphwagen, die rechte Hand zum Zeichen des Sieges erhoben. Aus: HEINRICH L. NICKEL, *Byzantinische Kunst* (wie Anm. 31), Taf. 47.

sondern in dem politisch tonangebenden Milieu, das ganz wesentlich dazu beigetragen hat, die neuen Glaubensvorstellungen samt der dazu gehörenden kirchlichen Organisation in der frühmittelalterlichen Alamannia durchzusetzen.

Nachbemerkungen

Im Anschluss an einen Vortrag mit den hier dargestellten Überlegungen zur dritten Silberscheibe, gehalten am 6. November 2008 im Alemannischen Institut, wurde die Interpretation des kämpfenden und siegreichen Reiters als Christus in Zweifel gezogen. Ein Vorschlag (Hans Ulrich Nuber) lief auf den „Kaiser“ hinaus, wobei die bisher als Zypressen (Paradies-Symbole) angesprochenen seitlichen Rahmenelemente der thronenden Muttergottes als Siegespalmen (Palmzweige) gedeutet wurden. Aus dem ursprünglich militärischen Kontext ergebe sich ein weiterer Hinweis auf den Oberkommandierenden der byzantinischen Armee.

Ein zweiter Vorschlag lautete dagegen, bei der schon in der Erstpublikation von 1974³⁷ favorisierten Interpretation für den damals allein bekannten kämpfenden Reiter zu bleiben, also auch jetzt von einem oder auch zwei namentlich nicht bekannten Reiterheiligen auszugehen (Rainer Warland). Ein wesentlicher Grund für diesen Vorschlag war die Feststellung, dass es für den zu Pferde kämpfenden Christus in der byzantinischen Welt keine bildliche Überlieferung gäbe.

Mit beiden Vorschlägen wird man sich noch gründlicher auseinandersetzen müssen, denn absolute Sicherheit können in solchen Fragen nur Inschriften



Abb. 25: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1. Vollständige Dreiergruppe der byzantinischen Phalerae vom Pferdegeschirr. In der Mitte die thronende Muttergottes mit dem Jesuskind, links der kämpfende, rechts der siegreiche Reiter (= Christus). Foto: siehe Abb. 24 und Gerhard Fingerlin.

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen



Abb. 26: Hüfingen „Gierhalde“, Grab 1.
Detail der Scheibe mit dem kämpfenden
Reiter (s. vorne Abb. 12, unten):
eingeritzte Buchstaben eines
Besitzernamens, vielleicht GIDI[O]N?

bringen. Wenn ich trotz dieser gewichtigen Einwände bei meiner Deutung bleibe, hat das folgende Gründe:

■ Deutung des Reiters als Kaiser

Unbestritten, und auch von verschiedenen Autoren so gesehen, ist die Herkunft des Motivs aus der kaiserlichen Ikonographie der Spätantike. Der reitende Herrscher in Rüstung und Feldherrnmantel, mit Nimbus und Lanze über einem niedergeworfenen Gegner, erscheint auf Münzen und Medaillons, auf Diptychen und Silbergefäßen, wobei in der Regel auch der Name des Herrschers genannt ist. Nach Konstantins Bekehrung, so Wilhelm Holmquist schon 1939, wurde „diese reitende Heiligenschar mit noch einer Person, nämlich dem römischen Kaiser selbst, bereichert, der als Bote Christi zu Pferd den Kampf des Glaubens gegen das Böse kämpfte“.³⁸ Fehlt eine Benennung, wird man gerade deshalb nicht zuerst an „den“ oder „einen“ Kaiser denken, auch wenn der militärische Kontext im Fall Hüfingen gegeben ist. Selbst wenn man die das Bild der Muttergottes rahmenden Zypressen³⁹ als Palmzweige („Siegespalmen“) interpretiert, weist dies nicht zwingend auf den Kaiser hin. Denn auch dem siegreichen Reiter der Scheibenfibul von Oron, im Kt. Vaud (Abb. 28)⁴⁰, eindeutig durch eine Inschrift als Christus gekennzeichnet, ist ein Palmwedel beigegeben. Was die Zypressen betrifft, verweise ich auf Johanna Flemming, deren Gutachten zu Hüfingen in der Erstpublikation von 1974 abgedruckt ist.⁴¹ Ich möchte an dieser Bestimmung festhalten.

■ Deutung des Reiters als nicht identifizierbarer Heiliger

Wie oben schon erwähnt, geht der zweite Einwand von der Feststellung aus, dass es keine Darstellungen des zu Pferde kämpfenden und siegenden Christus gäbe. Unbestritten gilt dies für Wandmalerei, Mosaik und Skulptur, doch kennen wir Werke der Kleinkunst, auf denen zweifellos Christus dargestellt ist, „der rächende Gott der Apokalypse“, wie Julius Baum schon 1939⁴² formuliert hat.

Bei der oben schon erwähnten Scheibenfibul von Oron (Abb. 28) bleibt er vorsichtig, löst aber die Buchstabenfolge E S A O richtig zu EGO SUM ALPHA [ET] OMEGA auf. Auch stellt er die Frage, ob „mit dem [...] Ritter auf der Goldscheibe [...] nicht der Heiland selbst gemeint sei“, um dann fortzufahren, dass diese Inschrift „in Verbindung mit dem Bilde des Herrn keineswegs selten“ sei, und weiter: „Das Fehlen des Kreuznimbus schließt die Deutung des Reiters als Christus nicht aus“. Auf die Schlange vor dem Reiter, die das Pferd mit seinem Huf zertritt – eine gute

Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia



Abb. 27: Hüfingen „Auf Hohen“. Zwei Goldblattkreuze aus den Gräbern 212 (lateinisches Kreuz, rechts oben) und 279 (griechisches, gleichschenkliges Kreuz). Fotos: Gerhard Fingerlin.

Analogie zu Hüfingen –, geht Baum nicht ein, auch nicht auf das vierfüßige Tier am linken unteren Bildrand, das uns in anderem Zusammenhang noch einmal begegnen wird. Leider erlaubt es der Erhaltungszustand des goldenen Pressblechs nicht, zu entscheiden, ob das Kreuz hinter dem Kopf des nimbierten Reiters freisteht, oder das Ende eines Kreuzstabs bildet. Die Gleichsetzung mit Christus ist in der neueren Forschung akzeptiert,⁴³ zeitlich gehört die Fibel von Oron ins erste Viertel des 7. Jahrhunderts.

Ein weiteres, besonders wichtiges Belegstück kommt aus Frankreich. 1971 wurde in Ladoix-Serrigny (Dép. Côte d’Or) im Areal eines merowingerzeitlichen Friedhofs eine Bronzeschnalle gefunden, die nach ihren formalen Analogien aus Nordburgund in die Mitte bis zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts gesetzt werden kann (Abb. 29).⁴⁴ Auf dem rechteckigen Beschlag eingraviert ist ein nach links orientierter Reiter zu sehen, bewaffnet mit Axt und Lanze, das Strahlenhaupt frontal dem Betrachter zugewandt. Vor ihm befindet sich ein Kreuz mit angehängtem Alpha und Omega, am oberen Kreuzarm ein R (= Rex). Ein Christogramm mit entsprechendem R (statt des griechischen Rho) zeigt auch der Schilddorn. Unter dem Maul des Pferdes ist ein Krückenkreuz, mit dem eine gut lesbare Inschrift beginnt:



Abb. 28: Oron/La Copelenaz (Kt. Vaud). Goldene Brakteatenfibel mit nimbiertem Reiter (Christus) und Schlange unter dem Huf des Pferdes. Inschrift ESAO [Ego sum Alpha (et) Omega]. Durchmesser 6,0 cm. Aus: Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz (wie Anm. 40), S. 172, Abb. 15.

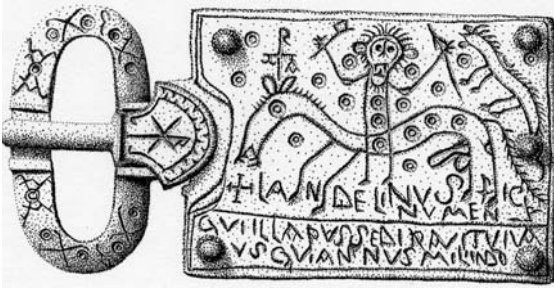


Abb. 29: Ladoix-Serrigny (Côte d'Or). Bronzeschnalle mit bewaffnetem Christus zu Pferd und mehrzeiliger Inschrift: LANDELINVS NVMEN FICIT ... Größe des Rechteckbeschlags 9,4 x 6,8 cm. Aus: GAILLARD DE SÉMAINVILLE, *Nouvel examen* (wie Anm. 43), S. 303, Fig. 2.

LANDELINUS FICIT
 NUMEN
 QUI ILLA PVSSEDIRAVIT VIVA[T]
 USQUI ANNVS MILI IN D[E]O oder D[OMIN]O

„Landelinus hat die Gottheit dargestellt. Wer dies besitzen wird, möge in Gott bis zu tausend Jahren leben“, oder: „Wer dies besitzen wird, möge bis zum tausendsten Jahr im Herrn leben.“⁴⁵

Schon 1977 hat Joachim Werner diesem Fundstück einen ausführlichen Kommentar gewidmet, aus dem ich hier zitiere: „Die Darstellung wird von Landelinus numen genannt. Er hat also die Gottheit, d. h. Christus, abgebildet“. „Als ‚Numen‘ ist ohne jeden Zweifel der bewaffnete Christus zu Pferde dargestellt“. „[...] handelt es sich um die Darstellung des bewaffneten Christus hoch zu Roß als des rex regum der Apokalypse, dessen Reittier zugleich aber auch mit Attributen der Lebenskraft ausgestattet und von solchen des ewigen Lebens [...] umgeben ist.“⁴⁶

Sehr viel weiter geht dann 2003 Henri Gaillard de Sémainville⁴⁷ in einer breit angelegten Analyse, in der er die Deutung Werners im Grundsätzlichen aufnimmt, dabei aber noch sehr viel mehr Beziehungen zum apokalyptischen Geschehen herstellt, u. a. beim Strahlenkranz über dem Haupt Christi, das er mit Apokalypse 1.16 „und sein Gesicht leuchtete wie die Sonne“ verbindet, oder bei dem vierfüßigen Tier hinter dem Pferd, das er mit dem Drachen oder dem Tier mit den zwei Hörnern (Apokalypse 13.11) gleichsetzt. Die tausend Jahre der Schlusszeile sieht er nicht wie Werner als Wunsch für ein entsprechend langes Leben, sondern bezieht sie auf die tausend Jahre der Herrschaft Christi vor dem siegreichen Endkampf gegen Satan und dem darauffolgenden Jüngsten Gericht.



Abb. 30: Vermutlich Syrien oder Palästina. Amulett aus Bronze. VS mit kämpfendem Reiter und auf Christus weisender Inschrift, RS mit Tau-Kreuz und Büste des segnenden Christus. H. 5,0 cm. Aus: *Die Kunst der frühen Christen in Syrien* (wie Anm. 50), S. 152, Kat.-Nr. 37.

Das mag im Einzelnen noch zu diskutieren sein. „Wichtiger wäre zu wissen“, so schon Werner, „wo man damals Werke kirchlicher Kunst in Nordburgund sehen konnte, auf denen der bewaffnete Christus der Apokalypse dargestellt war. Denn dieses Christusbild mit allen seinen Attributen war keine Schöpfung des Landelinus.“⁴⁸ Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen, aber es hat sich – wie schon Julius Baum feststellen musste – in der sakralen Kunst nichts davon erhalten. Wir kennen nur die in Art einer „Kinderzeichnung“ (J. Werner) vorliegende letzte Widerspiegelung dessen, was es einmal in großem Format und entsprechender Qualität gegeben haben muss, nicht nur in Burgund.

Eine mit Ladoix-Serrigny vergleichbare Zeichnung eines lanzenbewehrten Reiters, eingeritzt auf der Deckplatte eines spätmerowingerzeitlichen Grabes in Frick, Kt. Aargau, hat Martin Hartmann 1978 veröffentlicht und, nach Hinweis Max Martins auf die Schnalle aus Burgund, ebenfalls als „reitenden Christus der Apokalypse“ gedeutet.⁴⁹

Auch aus dem östlichen Mittelmeerraum liegt neuerdings ein Fundstück vor, das in einfachster Form Bildvorlagen kopiert, die auch dort verloren gegangen sind (Abb. 30). Der kleine ovale Bronzeanhänger zeigt auf seiner Vorderseite einen nimbierten Reiter nach rechts mit wehendem Schultermantel, anscheinend auch mit Lanze, „der über eine am Boden liegende Gestalt, die kaum noch zu erkennen ist, hinweg reitet“; die griechische Inschrift über ihm lautet: EIC ΘEOC O NIKON TA KAKA, was in der Erstveröffentlichung mit „Ein Gott, der das Böse besiegt“ übertragen wird. Besser wäre es wohl für EIC die ebenfalls mögliche Übersetzung „einzig, allein“ zu wählen, also „Einzig Gott, der das Böse besiegt“, wobei ΘEOC ebenso wie „numen“ für Gott oder Christus stehen kann. Die vorgeschlagene Identifizierung des Reiters mit König Salomon, „der Macht über die Dämonen ausübt und damit den Sieg über das Böse symbolisiert“, erscheint so oder so nicht überzeugend. Zutreffen dürfte dagegen die Datierung ins 6.–7. Jahrhundert.

Abschließend sollen mit Wilhelm Holmquist und Kurt Böhner zwei Archäologen zu Wort kommen, die sich schon vor längerer Zeit mit dieser ikonographischen Thematik beschäftigt haben. Ich möchte damit noch einmal unterstreichen, dass die Gleichsetzung des Hüfänger Reiters mit Christus, worauf die Deutung des jetzt vollständig überlieferten Bildprogramms dieses frühbyzantinischen Zaumzeugs beruht, keinesfalls einen völlig neuen Aspekt in die Diskussion bringt, sondern sich auf ältere Überlegungen und Erkenntnisse stützen kann.

1939 hat Wilhelm Holmquist⁵¹ in seiner damals vielbeachteten Arbeit über die „Kunstprobleme der Merowingerzeit“ die frühchristlichen Reiterbilder ausführlich behandelt und kam dabei u. a. zu folgendem Ergebnis: „Die einheimischen ägyptischen Heiligen können in derselben Weise im Kampf gegen das Böse dargestellt werden, ja sogar Christus oder Gott selbst kann man bisweilen in der koptischen Kunst in der Verkleidung des Heiligen Reiters begegnen“. Ähnlich äußert sich 1977 auch Kurt Böhner bei der Besprechung der Reliefplatten von Hornhausen: „Wie das Bild des in der Rüstung zu Fuß kämpfenden Kaisers auf den über Schlange und Löwe triumphierenden Christus übertragen wurde, so wurden seine Heiligen und auch er selbst im Bild des siegreichen Reiters wiedergegeben“.⁵²

Anmerkungen

Die Redaktion war bemüht, alle Rechte für den Abdruck der Abbildungen einzuholen.

Abkürzungen:

RRF: Regierungspräsidium Freiburg

- 1 Gerhard Fingerlin, Ein alamannisches Reitergrab aus Hüfingen, in: Studien zur vor- und frühgeschichtlichen Archäologie. Festschrift für Joachim Werner zum 65. Geburtstag, Teil II, München 1974, S. 591–628; Ders., Der Reiter von Hüfingen. Notizen zu einem alamannischen Adelsgrab auf der Baar, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 17 (1976), S. 16–30; Ders., Frühe christliche Bilder von der Baar, in: Zeitspuren. Archäologisches aus Baden, hg. von Edward Sangmeister, Freiburg 1993 (vgl. Archäologische Nachrichten aus Baden 50 [1993]), S. 168–169.
- 2 Gerhard Fingerlin / Klaus Eckerle, Hüfingen: Frühromisches Lager, Kastell, Vicus, Brandgräberfeld, in: Die Römer in Baden-Württemberg, hg. von Philipp Filtzinger, Dieter Plank und Bernhard Cämmerer, Stuttgart 31986, S. 337–344; Petra Mayer-Reppert, Brigobannis. Das römische Hüfingen (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 19), Stuttgart 1995, S. 120–121, mit weiterer Literatur.
- 3 Gerhard Fingerlin, Vom Hochrhein zur Donau. Archäologische Anmerkungen zu einer wichtigen Römerstraße, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 32 (1984), S. 3–12; Johannes Humpert, Eine römische Straße durch den südlichen Schwarzwald, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 45 (1991), S. 19–32; Gerhard Fingerlin, Vom Oberrhein zur jungen Donau: Die Straße durch den südlichen Schwarzwald in keltischer, römischer und frühmittelalterlicher Zeit, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 72/73 (2006), S. 62–73.
- 4 Gerhard Fingerlin, Neue alamannische Grabfunde aus Hüfingen. Texte zu einer Ausstellung, Freiburg 1977, S. 29–43; Ders., Hüfingen, ein zentraler Ort der Baar im frühen Mittelalter, in: Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie. Katalog zur Ausstellung in Stuttgart vom 14. August bis 13. Oktober 1985, hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1985, S. 410–447; Josef Fischer, Die frühmittelalterlichen Münzen aus dem Gräberfeld Hüfingen, Gewinn „Auf Hohen“, Kr. Schwarzwald-Baar, in: Schweizerische Numismatische Rundschau 77 (1998), S. 141–155.
- 5 Archivar Georg Goerlipp, seinerzeit Leiter des Fürstlich-Fürstenbergischen Archivs und der angeschlossenen Sammlungen in Donaueschingen.
- 6 In der Form vergleichbar etwa ein eisenbeschlagener Holzsarg aus Civezzano bei Trient. Abbildung: Wilfried Menghin, Die Langobarden. Archäologie und Geschichte, Stuttgart 1985, S. 181, Abb. 174; ähnlich auch Oberflacht, Grab 46: Siegwalt Schiek, Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 41/1), Stuttgart 1992, Taf. 9, b.
- 7 August Eckerle / Gerhard Fingerlin / Georg Goerlipp: Hüfingen, in: Fundberichte Baden-Württemberg 8 (1983), S. 390–396, Plan Abb. 175, Funde Taf. 219 E, 1–2.
- 8 Alle Kriterien für eine solche Zuordnung sind erfüllt: Das Gräberfeld liegt in geringem Abstand vom Siedlungsplatz, höher als dieser und durch ein Gewässer (hier die Breg) von ihm getrennt.
- 9 Fingerlin, Reitergrab (wie Anm. 1).
- 10 Wie beispielsweise im donaubwärts gelegenen Gammertingen. Frauke Stein, Alamannische Siedlung und Kultur. Das Reihengräberfeld in Gammertingen, Sigmaringen 1991, S. 57–59 und S. 40, Abb. 6.
- 11 Gerhard Fingerlin, Zwei kostbare Gürtelschnallen aus Hüfingen. Zur Wiedergewinnung einer verlorenen Goldschmiedearbeit des frühen Mittelalters, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 54 (1995), S. 18–25.
- 12 Hermann Dannheimer, Zur Herkunft der „koptischen“ Bronzegefäße der Merowingerzeit, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 44 (1979), S. 123–147; Helmut Roth, Urcei alexandri. Zur Herkunft gegossener „koptischen“ Buntmetallgeräts aufgrund von Schriftquellen, in: Germania 58 (1980), S. 156–161; eine gute Parallele bietet eine Bronzeschüssel aus Gammertingen, Grab 9 „mit einem Kreuz auf der Unterseite, das schon bei der Herstellung angebracht worden ist“; Stein, Siedlung und Kultur (wie Anm. 10), S. 75 und Abb. 18.
- 13 Peter Paulsen, Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht, in: Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 41/2, Stuttgart 1992, S. 91 (Grab 92 und 162); vgl. auch das Kästchenbrett mit figürlichen Darstellungen

Drei silberne Zierscheiben aus dem Kammergrab in Hüfingen

- (Erzengel ?) von Pfahlheim, Ostalbkreis. Wolfgang Müller / Matthias Knaut, Heiden und Christen. Archäologische Funde zum frühen Christentum in Südwestdeutschland (Kleine Schriften zur Vor- und Frühgeschichte Südwestdeutschlands, Bd. 2), Stuttgart 1987, Abb. auf S. 26; zur Konstruktion solcher Kästchen mit Schiebedeckel: Beinkästchen aus Heilbronn: Müller/Knaut, ebd., Abb. auf S. 13.
- 14 Chronologische Fragen ausführlich diskutiert bei Fingerlin, Reitergrab (wie Anm. 1), S. 621–623.
- 15 Zu den damaligen Aussagen der Dendrochronologie Fingerlin, Reitergrab (wie Anm. 1), S. 621–622 mit Anm. 110–113 (Ernst Hollstein).
- 16 Ernst Hollstein, Mitteleuropäische Eichenchronologie. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte (Trierer Grabungen und Forschungen, Bd. 11), Mainz 1980, S. 68.
- 17 Fingerlin, Reitergrab (wie Anm. 1), S. 610–621.
- 18 André Grabar, Die Kunst im Zeitalter Justinians. Vom Tod Theodosius I. bis zum Vordringen des Islam (Universum der Kunst, Bd. 9), München 1967, S. 397, Abb. 319 und 322: „Triumph eines Kaisers“, Ende 5.–6. Jahrhundert; Peter Metz / Max Hirmer, Elfenbein der Spätantike, München 1962, Abb. 33.
- 19 Grabar, Kunst (wie Anm. 18), S. 398, Abb. 358.
- 20 Wolfgang Fritz Volbach / Max Hirmer, Frühchristliche Kunst, München 1958, Nr. 222; Metz / Hirmer, Elfenbein (wie Anm. 18), Abb. 45.
- 21 Robert Forrer, Eine römische Drachentötter-Gemme aus Strassburg, in: Anzeiger für Elsassische Altertumskunde 1 (1909), S. 16, Fig. 38.
- 22 Grabar, Kunst (wie Anm. 18), S. 179, Abb. 192 und S. 392.
- 23 Kosta Balabanov / Cone Krstevski, Die Tonikonen von Vinica. Frühchristliche Bilder aus Makedonien (Ausstellungskataloge der Prähistorischen Staatssammlung, Bd. 25), München 1993, Nr. 44, Taf. 8.
- 24 Fingerlin, Reitergrab (wie Anm. 1), S. 620.
- 25 Bronzezierringe Bräunlingen: Friedrich Garscha, Die Alamannen in Südbaden. Katalog der Grabfunde (Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Ser. A, Bd. 11 / Tafeln), Berlin 1970, Taf. 99, 1a–1b.
- 26 Phalerae von Nendingen: Gerhard Fingerlin, Ein frühmittelalterliches Reiterbild aus Nendingen, Stadt Tuttingen, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 1992 (1993), S. 222–225.
- 27 Klaus Sippel, Ein merowingisches Kammergrab mit Pferdegeschirr aus Eschwege, Werra-Meißner-Kreis (Hessen). Vorbericht über Grabungen im Bereich des frühmittelalterlichen Gräberfeldes im Stadtteil Niederrhone 1985, in: Germania 65 (1987), 1. Halbband, S. 135–158; Kurt Böhner, Die frühmittelalterlichen Silberphalerae aus Eschwege (Hessen) und die nordischen Preßblechbilder, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 38 (1991 [1995]), S. 681–743.
- 28 Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 24 (1932), S. 106, Taf. VI, Abb. 3.
- 29 Joachim Werner, Der Fund von Ittenheim. Ein alamannisches Fürstengrab des 7. Jahrhunderts im Elsaß, Straßburg 1943, Besprechung von Kurt Böhner, in: Bonner Jahrbuch 148 (1948), S. 309–310; zum Stand der Diskussion vgl. auch Gerhard Fingerlin, Ittenheim, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 15, Berlin 2000, S. 603–605.
- 30 An dieser Stelle gehören besonders die Verdienste des damaligen Hüfingen Bürgermeisters Max Gilly (†) um die Sicherung der Funde besonders gewürdigt. Zu danken ist ferner Alt-Archivar Georg Goerlipp, Donaueschingen, Susanne Huber-Wintermantel, Hüfingen, sowie Stadtpfarrer Andreas Huber, Hüfingen.
- 31 Goldmedaillon Constantius' II. (324–361) als Konsul im Triumphwagen, auf der Rückseite D[ominus] N[oster] CONSTANTIUS VICTOR SEMPER AUG[ustus]. Kunst der Spätantike im Mittelmeerraum. Spätantike und byzantinische Kleinkunst aus Berliner Besitz. Ausstellungskatalog, hg. vom Archäologischen Institut des Deutschen Reiches, Berlin 1939, Nr. 8, Taf. 2,8, hier abgebildet nach: Heinrich L. Nickel, Byzantinische Kunst, Heidelberg 1964, Taf. 47.
- 32 1. Moses 3, 15; Christus zertritt den Kopf der Schlange. Mosaikbild in Ravenna, aus der Kathedrale des 5. Jh. (Duomo e Museo Arcivescovile), vgl. Ravenna Felix. III Edizione, Ravenna 1970, S. 27, Abb. rechts oben („Christo Guerriero“). In Hüfingen: Lanzenspitze am (im?) Kopf des Mischwesens.
- 33 Auf dem Grabstein von Niederdollendorf: Kurt Böhner, Der fränkische Grabstein von Niederdollendorf am Rhein, in: Germania 28 (1944–1950), S. 63 ff.

Von »Unruoch proavus Liutoldi comitis« bis »Dux occupavit Furstenberc«

Die Uracher Eginonen, Vorfahren der Fürstenberger,
und ihre Beziehungen zu den Zollern

Von Hans-Dieter Lehmann

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen im Breisgau die Grafen von Freiburg, auf der Baar die Grafen von Fürstenberg.¹ Die neuen Häuser gingen auf die Brüder Konrad und Heinrich zurück, die das rechtsrheinische Erbe ihrer Vorfahren unter sich aufgeteilt hatten. Konrad hatte das Zähringer Erbe im Breisgau, Heinrich den Besitz im mittleren Schwarzwald und die Gebiete östlich davon auf der mittleren Schwäbischen Alb erhalten. Konrad von Freiburg trug einen Zähringer Namen; Heinrich – seit 1250 Landgraf in der Baar – nannte sich „von Fürstenberg“ und war Heinrich von Neuffen nachbenannt, dem Großvater von Mutterseite her. Beide Namen beendeten die bei ihren agnatischen Vorfahren seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts bestehende Sitte, den Leitnamen „Egino“ zu verwenden; später haben ihn die Grafen von Freiburg und die Fürstenberger in der Form „Egon“ wieder aufgegriffen.

Nicht nur die Namen, sondern auch die Herrschaftsgebiete hatten mit dem Anfall des Zähringer-Erbes gewechselt. Graf Eginno „der Bärtige“ – der Großvater der Brüder – hatte eine der beiden Schwestern des 1218 kinderlos verstorbenen letzten Herzogs von Zähringen zur Frau. Sie hatte den rechtsrheinischen Besitz Herzog Bertholds V. an die Grafen von Urach, ihre Schwester den linksrheinischen Anteil an das Haus Kiburg gebracht. Der Vater der genannten Brüder – Eginno „der Jüngere“ – hatte bis an sein Lebensende um sein Erbe mit Kaiser Friedrich II. zu streiten, weil er im Streit des Staufers mit dem Sohn König Heinrich (VII.) auf die falsche Karte gesetzt hatte. Heinrich von Neuffen, Eginos Schwager, war ein enger Berater des gescheiterten jungen Königs gewesen.² Noch nach Eginos Tod im Jahr 1236 hatten seine Witwe und die Söhne hohe Schulden aus Reparationsverpflichtungen – nicht zuletzt auch Verwandten gegenüber, den Grafen von Zollern. Diese hatten zum Kaiser gehalten und waren bei ihrem vom Kaiser befohlenen Einsatz gegen den jungen Rebellen Heinrich (VII.) zu Schaden gekommen. Heinrich von Fürstenberg konnte das Erbe seiner Uracher Vorfahren auf der mittleren Schwäbischen Alb nicht halten. Nach dem Tod seines noch in Urach lebenden Oheims Berthold „des Jüngeren“ verkaufte Heinrich von Fürstenberg bis 1265 schrittweise Burg und Herrschaft Urach an Graf Ulrich von Württemberg.³ Beim Verkauf behielt sich Heinrich noch in Urach und Dettingen an der Erms den Kirchensatz vor, ebenfalls in Balingen, als er die letzten Uracher Rechte dort an der Eyach an Friedrich von Zollern abgab.⁴

Die Uracher Eginonen

Obwohl es dafür aus dem quellenarmen 11. Jahrhundert wenig Informationen gibt, waren im 19. Jahrhundert die Anfänge der Häuser Fürstenberg und Zollern im Hochmittelalter aus dynastischen Interessen eingehend untersucht worden. SIGMUND RIEZLER hat mit den *Monumenta Fürstenbergica* die Geschichte des Hauses gut zugänglich gemacht. Für seine Untersuchungen über die Vorfahren der Fürstenberger im Haus Urach hat er sich vorzugsweise auf die Zwiefaltener Quellen gestützt.⁵ Diese wissen allerdings viel mehr über die mit den Urachern blutsverwandten Grafen von Achalm, die das Kloster gestiftet hatten. Wie LUDWIG SCHMID bei seinen Forschungen über die Zollern ging RIEZLER von damals gängigen, heute aber von der Forschung als überholt abgelehnten Vorstellungen aus wie etwa der Annahme einer Kontinuität von territorial geschlossenen Grafschaften seit der Karolingerzeit bis ins Hochmittelalter. Weil sich im 11. Jahrhundert die Herrschaftsverhältnisse in Schwaben – und nochmals in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts speziell im Raum am oberen Neckar – einschneidend verändert hatten, bedürfen die Aussagen der älteren Forschung zu dieser quellenarmen Zeit einer Überprüfung. Von der bis heute noch gängigen Vorstellung eines „Gesamthauses Achalm-Urach“ muss wohl abgerückt werden. Mit einer noch näher zu besprechenden Ausnahme – der mit Friedrich I. von Zollern verheirateten Udelhild – haben die Angehörigen des Hauses Urach dem Kloster Zwiefalten keine Ländereien geschenkt. Sie sind auch nirgendwo als direkte Erben der Grafen von Achalm nachweisbar. Obwohl deren namengebende Burg vom Uracher Spitzenahn gegründet worden war, kam die Achalm nur über Umwege in den Besitz der Uracher. Sie waren hier Erben der Herren von Neuffen, die wiederum in der Nachfolge der Grafen von Gammertingen standen.

Obwohl bis heute manchmal noch ein „Haus Achalm-Urach“ als Einheit aufgefasst wird, hatte es nach der Erbteilung durch Rudolf von Achalm und der Abschichtung seines Neffen Eginno offensichtlich keine gemeinsamen Interessen mehr gegeben. Dennoch hatte RIEZLER aus dem Eintrag eines *proavus Unruoch Liutoldi comitis* des Klosterstifters im Zwiefalter Nekrolog dem Haus Fürstenberg einen illustren Ahn aus karolingischer Zeit ermittelt.⁶ Mit dem Unruochinger Markgraf Eberhard von Friaul wurde ein Paladin Karls des Großen als Vorfahre der Häuser Achalm, Urach und auch Zollern bemüht. Eberhards Tochter „Judith von Balingen“ und ihre Nachkommen sollen den Urachern Rechte an der Eyach vermittelt haben.⁷ Im engmaschigen Netz der Verwandtschaften im hochmittelalterlichen Adel, dessen Maschenweite vom kirchlichen Verbot der Verwandtenehe bestimmt war, lässt sich tatsächlich ein *proavus Unruoch* einordnen. Ein *Unruoch* hatte im Testaments Karls des Großen zu den Zeugen gehört. Als cognatischer Vorfahre der Achalmer ist er nur sehr entfernt mit Urach und Fürstenberg zu verbinden. RIEZLER hatte bemerkenswert offen auf Lücken in der erschlossenen Genealogie, auf Unsicherheiten und zweifelhafte Zusammenhänge hingewiesen. Entsprechende Hinweise hatte auch noch HANS JÄNICHEN in seiner von FRANZ QUARTHAL posthum publizierte Arbeit über die Grafen von Urach gegeben.⁸ Sie fehlen leider in jüngeren Veröffentlichungen, die zum Teil recht summarisch sind oder auch nur Teilaspekte abhandeln.⁹ GERHARD FRITZ hat vor

allein die Uracher Herrschaft Vaihingen behandelt und eine umfangreiche Liste der Quellenbelege für die Angehörigen des Hauses mitgeteilt.¹⁰

Durchweg Egino – vom Gründer der Burg Achalm zum Vater Heinrichs von Fürstenberg

Nach den Zwiefalter Chroniken lebten zur Zeit Kaiser Konrads II. (1027–1039) zwei Brüder Egino und Rudolf, deren Eltern unter anderem auch Besitz in Dettlingen an der Erms hatten. Ihre Eltern waren ein früh verstorbener Egino aus Ostfranken und eine Mathilde, deren Herkunft aus dem burgundischen Königshaus HAGEN KELLER ermittelt hat.¹¹ Mathildes Erbe an der Schwäbischen Alb stammte von der Burkhardingerin Berta von Schwaben her, der Gemahlin König Rudolfs II. von Burgund. Mathilde war die Mutter der Brüder Egino und Rudolf; sie überließ ihnen zum großen Teil ihren Besitz an der mittleren Schwäbischen Alb, als sie sich wieder verheiratete. Aus ihrer zweiten Ehe mit Ulrich von Schanis – genannt „der Reiche“ – gingen die Grafen von Lenzburg und wohl auch die Grafen von Gammertingen hervor. Letztere erbten ebenfalls auf der Schwäbischen Alb. Bei dieser Herkunft aus dem burgundischen Königshaus und der Verwandtschaft mit sehr vornehmen Häusern in Schwaben ist es verständlich, dass sowohl den Achalmern als auch den Urachern Heiraten mit Frauen von vornehmster Herkunft möglich war, und dass ihnen der Zutritt zu hohen Kirchenämtern offen stand.

Der erste Gemahl Mathildes war in Ostfranken zu Hause gewesen; über ihn geben die Schriftquellen keine Auskunft. Für die Herkunft des Vaters der Brüder aus dem Maingebiet sprechen Würzburger Lehen, welche sowohl die Achalmer als auch die Uracher Grafen später noch hatten.¹² Sowohl der Name „Egino“ als auch der Ortsname „Urach“ weisen in die gleiche Richtung. Der kriegserfahrene ältere Bruder Egino kaufte den Berg Achalm und begann, darauf eine Höhenburg zu bauen.¹³ Da er bald starb und sein gleichnamiger Sohn noch ein Kind war, vollendete sein Bruder Rudolf die Burg. Rudolf heiratete anschließend dann eine sehr vornehme Adelheid aus dem Thurgau; in den Zwiefalter Chroniken ist sie nach der Burg Wülflingen genannt. Aus der Ehe gingen sieben Söhne und drei Töchter hervor. Die beiden ältesten Brüder überlebten alle anderen: die Grafen Kuno von Wülflingen und Liutold von Achalm. Ohne direkte eigene Erben vermachten sie ihren Besitz zum größten Teil ihrer Stiftung Kloster Zwiefalten.¹⁴ Die Söhne von Schwestern wurden mit den Burgen Achalm und Hohenwittlingen und anderen Gütern abgefunden. Zum Schutz für das Kloster wurde kein Graf von Urach sondern Herzog Welf IV. bestellt, welcher der Kirchenreform nahe stand. Ihm wurde wohl damals die Burg Achalm als Lehen aufgegeben, denn noch Welf VII. konnte sich 1146 nach der verlorenen Tübinger Fehde hierher zurückziehen.

Der Achalmgründer Egino hatte einen unmündigen Sohn gleichen Namens hinterlassen. Rudolf teilte mit ihm das gemeinsame Erbe so, dass er ihm etwa so viel zusprach wie auch jedem seiner damals noch lebenden eigenen Söhne.¹⁵ Das Erbe des jungen Neffen lag weitestgehend im oberen Ermstal, war von Erbteilen seiner

Die Uracher Eginonen

Vettern umgeben und deshalb kaum zur Erweiterung fähig. Er heiratete eine Erbin aus gutem Haus, die ihm ein Gebiet um Vaihingen an der Enz zubrachte. In diesem Raum kam wohl Eginno I. „von Urach“ auch zum Amt eines Grafen; im Swiggerstal dagegen, dem heutigen Ermstal, erscheint ein Eginno erst um 1110 im Codex Hirsaugiensis mit diesem Titel.¹⁶ In diesem Codex wird allerdings deutlich früher schon ein Graf Eginno erwähnt, der mit seinem Bruder Gebhard zusammen – wohl bei dessen Klostereintritt – am Oberrhein aus ihrem gemeinsamen Muttererbe an Hirsau schenkte. Gebhard wurde 1091 zum Abt von Hirsau gewählt und starb 1107 als Bischof von Speyer. Als der Lorsche Vogt Berthold der Ältere im Jahr 1096 den Lorsche Abt Anshelm überfallen hatte und ihn auf der Burg Vaihingen seines Verwandten, des Grafen Eginno, festhalten ließ, muss es sich somit um Eginno II. gehandelt haben, der im Raum an der Enz bereits Graf war.¹⁷ Eginnos Burg hier dürfte noch nicht die heutige Höhenburg Kaltenstein über Vaihingen/Enz sondern eine Vorgängerburg gewesen sein. Ein Zusammenhang der Uracher mit den Lorsche Vögten geht noch aus Urkunden von 1156 und 1181 hervor: Uracher Eginonen treten darin als Zeugen auf, als Kloster Denkendorf bei Esslingen in den Schutz der staufischen Herrscher genommen wurde.¹⁸ Der Lorsche Vogt Berthold der Jüngere hatte dieses Kloster nach seiner Rückkehr aus dem Heiligen Land gestiftet. Zuvor war er in einer heftigen Fehde dem Bischof Siegfried von Speyer (1126–1140) unterlegen und darnach verschwunden. Der Name „Berthold“ verbindet die Eginonen über eine Ahnfrau mit den Lorsche Vögten und findet sich später mehrfach bei den Urachern: 1168 fiel ein Berthold „von Arrach“ vor Crema im Heer Kaiser Friedrichs I. beim Sturm auf die Stadt.¹⁹ Sein Bruder, dessen Namen nicht überliefert ist, hatte dort ebenfalls gekämpft – ein Eginno? Die beiden Italienkämpfer – 1168 im Gefolge des Stauferkaisers bezeugt – fehlen bislang in der Stammtafel der Uracher. Schon RIEZLER hatte daran gedacht, dass Eginno „dem Bärtigen“ ein in seiner Aufstellung fehlender Eginno vorausgegangen sein könnte; JÄNICHEN hatte dem zugestimmt.²⁰ Wenn um 1161 ein Eginno von Vaihingen mit dem Würzburger Bischof eine schwere Fehde austrug, könnte es sich um einen Angehörigen dieser Zwischengeneration gehandelt haben.²¹ In JÄNICHENS Aufstellung erscheinen dann in der Generation Eginnos „des Bärtigen“ zwei Bertholde. Im Haus Urach gab es nicht die Unsitte, die es bei den Grafen von Zollern schwer macht, dort in der gleichen Generation verschiedene „Friedriche“ auseinander zu halten. Vermutlich hat es sich bei den angeblichen Uracher Brüdern gleichen Namens um Vettern gehandelt: ein Berthold war Abt von Tennenbach, Salem und Lützel. Im Kloster Tennenbach fand Eginno „der Bärtige“ sein Grab. Ein Berthold „der Jüngere“ starb 1261 in Urach. Er war vielleicht ein Nachkomme des 1168 vor Crema gefallenen Berthold. Soweit zu Bertholden im Haus Urach, zurück zu den frühen Eginonen.

Eginno I. von Urach, der Sohn des Achalmgründers, hatte Vaihingen gegenüber einen Ort Aurich gegründet, der den gleichen Namen wie Urach im oberen Ermstal erhielt. Nach HANS JÄNICHEN war der Namen von Ostfranken her übertragen worden – von Aura an der Saale, heute Herrenaurach.²² Auch Stegaurach am Fluss Aurach nahe Bamberg wurde schon als Ursprung der Uracher in die Diskussion eingebracht. Noch die Nachkommen der Eginonen gaben nach dem Verkauf von

Urach im Ermstal durch Heinrich von Fürstenberg den alten Traditionsnamen zwei neuen Burgen im Schwarzwald – bei Hammereisenbach und bei Lenzkirch.²³

Die Gründung der Höhenburg Achalm durch Eginno aus Franken war zur Zeit der Aufstände Herzog Ernsts II. von Schwaben (+1030) gegen seinen Stiefvater Kaiser Konrad II. erfolgt. Burgenbau war damals eindeutig noch ein Regal, ein Vorrecht des Königs. Auf diesem so repräsentativen Zeugenberg vor der Schwäbischen Alb, der die Albübergänge in den Tälern von Echaz und Erms überwachte, kann der Herrscher den Bau einer Burg nur einem treuen Parteigänger zugestanden haben. Dieser Parteigänger war zudem ein naher Verwandter der Kaiserin Gisela. Wie Eginos Mutter Mathilde stammte deren Mutter Gerberga aus dem burgundischen Königshaus; ihren Besitz im Neckarland und an der Donau hatte sie Herzog Hermann II. von Schwaben zugebracht. Eginno und Rudolf waren somit über die Mutter Vettern der Kaiserin.

Den Datierungsansatz für die frühe Gründung der Burg Achalm in der Zeit vor 1030 unterstreicht die Nachricht der Zwiefaltener Chroniken, dem ältesten Sohn Kuno Rudolfs von Achalm sei von Kaiser Heinrich III. schon im Jahr 1055 die Bewachung des aufständischen Bischofs Gebhard III. von Regensburg auf der Burg Wülflingen übertragen worden.²⁴ Gebhard war über seine Mutter ein Halbbruder Kaiser Konrads II. Der inhaftierte Bischof war ein Verbündeter des 1053 abgesetzten Herzogs Konrad / Kuno von Baiern gewesen, der 1055 als Hochverräter im Exil in Ungarn starb. Als der Kaiser den jungen Achalmer 1055 zum Wächter des gefangenen kaiserlichen Oheims bestellte, muss Kuno schon erwachsen gewesen sein. 1061 erscheint Kuno als Graf – mit den titellosen Brüdern Liutold, Eginno und Rudolf zusammen – in einer Straßburger Urkunde.²⁵

Des Achalmgründers Eginno gleichnamiger Sohn hatte sich nach seiner Abschichtung im Uracher Talkessel eine Niederungsburg wohl dort gebaut, wo erst 1968 in der Stadt Urach ein Hügel abgeräumt wurde.²⁶ Diese Burg im Tal kontrollierte die Albübergänge nach Ulm und über Blaubeuren nach Oberschwaben, die sich – wie die heutigen Bundesstraßen – hier in Urach verzweigten. Erst dem Gründer von Urach, dem Sohn des Achalmgründers, dem ersten Grafen von Vaihingen, kommt bei den Urachern die Ordnungszahl „I.“ zu.²⁷ Die Burgen Hohenurach und Vaihingen wurden wohl erst in der nächsten Generation gebaut, als unter König Heinrich IV. der Adel sich allgemein das Recht zum Bau von Höhenburgen angemaßt hatte. Eginno II. hatte sich die zum Bau mehrerer Höhenburgen erforderlichen Mittel durch Heirat mit einer sehr reichen Witwe erworben und mit dieser Ehe seinen Machtbereich in Richtung Zollernalb erweitert. Die Zwiefalter Chroniken berichten von einer Kunigunde, allerdings ohne ihre Herkunft zu nennen. Die Abstammung Kunigundes ist unbekannt; sie darf nicht mit ihrer Schwiegertochter Kunigunde von Wasserburg verwechselt werden. Mehrere Indizien sprechen für die Identität dieser älteren Kunigunde mit der Stifterin des Habsburgerklosters Ottmarsheim am Oberrhein.²⁸ Sie wurde nach den Zwiefalter Chroniken von ihrer Tochter Udelhild in Zwiefalten bestattet – in einer von dieser Wohltäterin im Kloster gebauten und ausgestatteten Nikolauskirche, die heute nicht mehr besteht. Auch Udelhild selber und ihre Schwester Alberada – einst Äbtissin in Lindau, später Nonne hier im Reformkloster – fanden darin ihre letzte Ruhestätte. Udelhild war

die Gemahlin des Grafen Friedrich I. von Zollern, der im Gegensatz zu seiner Gemahlin kein Freund von Kloster Zwiefalten gewesen war. Das eigenständige Handeln seiner Frau fällt auf; sie verfügte frei über ererbte eigene große Ressourcen. Ihre Mutter Kunigunde war die reiche Erbin des Besitzes Herzog Ottos II. von Schwaben (1045 – 1047), der den Bau der Burg Hohenzollern begonnen hatte. Das Erbe des 1047 überraschend kinderlos verstorbenen Ezzonen war über seinen Neffen Kuno, den Heinrich III. zum Herzog von Baiern erhoben und 1053 als Rebellen wieder abgesetzt hatte, vor 1049 an Kunos Tochter gekommen. Kunigunde war noch sehr jung mit dem Frühhabsburger Rudolf von Ottmarsheim verheiratet worden und hatte mit ihm zusammen vor der Jahrhundertmitte das Nonnenkloster Ottmarsheim am Oberrhein errichtet. Die Klosterkirche wurde bereits im November 1049 von Papst Leo IX. geweiht. Ihre Form – eine schlichte, aber elegante Kopie der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen – hatte HANSMARTIN DECKER-HAUFF zur Erkenntnis gebracht, dass die Mitstifterin dem Haus der ezzonischen Pfalzgrafen von Aachen angehört hatte. Falsch war allerdings sein daraus gezogener Schluss, es habe auf der Schwäbischen Alb um Burgfelden altes Habsburgererbe gegeben. Nach dem Tod Rudolfs von Ottmarsheim – wohl 1053 im elsässischen Aufgebot Papst Leos IX. gegen die Normannen – hatte Herzog Otto III. von Schwaben aus dem Haus Schweinfurt, der Großvater Kunigundes von Mutterseite her, die Hand schützend über das Erbe seiner Enkelin gehalten. Nach seinem Tod 1057 in der Regierungszeit der Kaiserin Agnes für den noch unmündigen Heinrich IV. war der Besitz Kunigundes durch Lehnsleute gefährdet, die in den Ausbau der begonnenen Burg Zollern investiert hatten. 1061 gab es einschneidende Veränderungen. Zu diesem Jahr nennt die Reichenauer Welt-Chronik mit der Todesnachricht *Burhardus et Wezil de Zolorin occiduntur* erstmals die Burg auf dem Zollerberg.²⁹ Burkhard und Wezel waren hier Lehnsleute der Witwe Kunigunde gewesen und hatten versucht, sich deren Erbe anzueignen. Der Schwiegersohn der Kaiserin – Herzog Rudolf von Rheinfelden (1058–1077) – war in diesem Fall in seiner Funktion als Herzog von Schwaben und Wahrer des Rechts gefordert. Wohl auf Ersuchen Kunigundes – und wohl auch in eigenem Interesse – verhinderte er die Entfremdung mit Gewalt; Burkhard und Wezel und viele andere fielen im Kampf.³⁰ 1064 verheiratete sich Kunigunde mit Eginio II. von Urach, der dadurch seinen Machtbereich in den Raum zwischen den Tälern der Steinlach und der Eyach ausdehnen konnte. Neben den Burgen Hohenurach und Vaihingen dürfte auch der dem Kloster Ottmarsheim zu Lehen gehende Sitz Burgfelden über dem Eyachtal für den Uracher und seine Gemahlin eine Rolle gespielt haben. Kunigunde hatte einst um die Jahrhundertmitte Burgfelden samt Zubehör in den umliegenden Dörfern in die Erstaussstattung des Klosters eingebracht.³¹ Nach der Wiederverheiratung hatte sie die Klostervogtei am Oberrhein an Habsburg abgegeben; die Vogtei über die Klostergüter hier an der Zollernalb und ihre Nutzung hatte sie sich wohl aber weiterhin vorbehalten. Die Ausmalung der Kirche St. Michael in Burgfelden um 1080 spricht hier für einen Hochadelssitz. Auftraggeber für die Reichenauer Künstler waren mit Sicherheit nicht die Nonnen am fernen Oberrhein, Auftraggeberin war wohl Kunigunde gewesen.³²

Der Konflikt des Hauses Urach mit dem Familienverband der im Kampf 1061 umgekommenen „de Zolorin“ wurde um 1080 dadurch gelöst, dass die Tochter Udelhild aus Kunigundes zweiter Ehe mit dem Sohn Friedrich des 1061gefallenen Burkhard verheiratet wurde und das halbe Erbe der Mutter als Mitgift erhielt. Dies erklärt, warum Udelhild und ihre jüngeren Söhne an Kloster Zwiefalten im Umfeld der Burg Hohenzollern Schenkungen machen konnten, die den Interessen ihres Gemahls und der beiden ältesten Söhne – Burkhard und Friedrich von Zollern – zuwiderliefen. Die Gemahlin Friedrichs I. von Zollern erscheint in der Zimmerischen Chronik als „Gräfin von Schalzburg“.³³ Im 16. Jahrhundert war nicht mehr der offene Ort Burgfelden, sondern die benachbarte Schalksburg von Bedeutung, weil sie den Verkehr im Eyachtal kontrollierte. Die zuvor wohl nur mündlich überlieferte Erinnerung an eine „grevin von Schalzburg“ belegt noch im 16. Jahrhundert den Uracher Besitz über dem Eyachtal, der allerdings nicht von Dauer gewesen war. Im Jahr 1211 erscheinen Ritter von Schalksburg als Dienstleute der Grafen von Veringen, die Schalksburg war somit damals in Besitz eines Hauses, welches sich in der Generation davor von den Grafen von Altshausen gelöst hatte.³⁴ Ursache für den Besitzwechsel war wohl eine Heiratsverbindung. Burgfelden und seine Umgebung waren mit der anderen Hälfte von Kunigundes Erbe hier und mit der Hinterlassenschaft des Vaters zusammen an Udelhilds Bruder Eginio III. gekommen, an den Gemahl der Kunigunde von Wasserburg. Dieses Paar trat noch 1147 urkundlich mit einer Schenkung an Kloster Maulbronn auf; Eginio III. war hier auch Zeuge in Urkunden des Bischofs Gunther von Speyer.³⁵ Mit Heiraten seiner Töchter – oder Töchter der Folgegeneration? – gingen sowohl die Gebiete an der Enz als auch in den Tälern der oberen Eyach und Starzel dem Haus Urach verloren: erstere zwischen 1175 und 1189 an eine Seitenlinie der Grafen von Calw, letztere an die Grafen von Veringen und deren Seitenlinie, die jüngeren Grafen von Nellenburg. Noch nicht abzusehen war damals, dass es dann in der nächsten Generation durch die Heirat Eginos „des Bärtingen“ mit der Zähringischen Erbin für die Uracher wieder zu einem großen Gebietszuwachs kommen würde.

Über Uracher Besitz und Rechte am Fuß der Burg Zollern und über Uracher Vasallen an der oberen Eyach hat WILFRIED SCHÖNTAG referiert.³⁶ Er hat hier allerdings uralten, ererbten Besitz der Uracher sehen wollen und hat sich für diese Sicht noch weitestgehend an LUDWIG SCHMIDS Annahmen und an den Wunschvorstellungen des 19. Jahrhunderts orientiert. Die Indizien sprechen für einen nur kurzen Uracher Zwischenbesitz an der Zollernalb. Die neuen Vorstellungen von den zollerischen Anfängen, welche hier diskutiert werden, stützen sich nicht zuletzt auf die Identität der Kunigunde, Gemahlin Eginos II. von Urach, mit der Stifterin des Klosters Ottmarsheim.

Obwohl die Uracher noch nicht davon betroffen waren, ist hier auf ein Problem zwischen Zollern und Fürstenberg einzugehen: auf den Übergang der zollerischen Burg Fürstenberg an Herzog Berthold IV. von Zähringen und dessen Nachkommen. In den Annalen des Klosters St. Georgen findet sich zum Jahr 1175 der Eintrag *bellum inter ducem Bertholdum et Zolrenses. Dux occupavit Furstenberc*.³⁷ Die Burg Fürstenberg kam in diesem Jahr an den Zähringer und blieb ihm und seinen Nachfolgern auf Dauer. Was war der Hintergrund für diesen Streit

gewesen, den der Großvater Berthold IV. Heinrichs von Fürstenberg dauerhaft für sich hatte entscheiden können und der den Nachkommen der Uracher die den neuen Namen gebende Burg eingebracht hatte? Der Name war so bedeutsam, dass die Fürstenberger ihn auch nach ihrer Übersiedlung nach Donaueschingen beibehalten haben.

1079 hatte König Heinrich IV. den Staufer Friedrich I. zum Herzog von Schwaben erhoben; die Gegner des Saliers hatten dann 1090 und 1092 mit Berthold den Sohn des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden bzw. nach dessen Tod seinen gleichnamigen Schwiegersohn Berthold II. von Zähringen zum Gegenherzog gewählt. 1098 kam es zum Ausgleich zwischen dem Staufer und dem Zähringer: Schwaben wurde geteilt, Friedrich I. erhielt den Norden mit dem Vorort Ulm und den Titel des Herzogs von Schwaben.³⁸ Der Zähringer erhielt den Süden mit dem Vorort Zürich und den Titel eines Herzogs von Zähringen. Der Vorort Rottweil an der Grenze wurde geteilt, das zugehörige Fahnlehen Scherra ging als Amtsgut des Herzogs von Schwaben an den Staufer mitsamt dem zugehörigen Pfalzort Neudingen an der oberen Donau und dem Fürstenberg darüber. Den Raum Scherra auf der westlichen Schwäbischen Alb und diese Enklave an der obersten Donau hatte Herzog Friedrich I. von Schwaben seinem gleichnamigen zollerischen Neffen als staufisches Lehen überlassen. Den Fürstenberg und seine nächste Umgebung – eine Enklave in seinem Machtbereich – riss 1175 Herzog Berthold IV. an sich, ohne dass Kaiser Friedrich I. gegen diese Grenzbegradigung durch den Zähringer eingeschritten wäre. Der Realpolitiker Barbarossa akzeptierte die gewaltsame Korrektur eines 1098 offen gebliebenen Problems. Den westlichen Teil der Schwäbischen Alb hat der Kaiser um diese Zeit als „Forst auf der Scheer“ zusammengefasst und den Grafen von Hohenberg gegeben und zwar als Lehen des staufischen Herzogs, nicht als Reichslehen. Das Wissen um diesen feinen Unterschied ging in der späten Stauferzeit verloren. Das Reitersiegel Graf Burkhardts II. von Hohenberg von 1190 zeigt eine Fahnenlanze.³⁹ Sie belegt seinen Versuch, hier Fürstenrechte aus einem angeblichen Reichslehen abzuleiten. In der nachstauferischen Zeit war zwischen echten Reichslehen und Lehen des staufischen Herzogs nur noch schwer zu unterscheiden. Dies hat auch noch die Forschung des 19. Jahrhunderts bei ihrer Suche nach den zollerischen Anfängen behindert.

Die Zollern sind Nachfahren der Burkhardinger: der Burkhardinger Adalbert der Erlauchte ist schon im 9. Jahrhundert als Graf in Scherra nachweisbar. Die Annahme jedoch, die Vorfahren der Zollern seien seine fernen Nachfahren und durchgehend seit karolingischer Zeit Grafen in Scherra gewesen, war eine Wunschvorstellung der älteren Forschung gewesen. Diese Annahme lässt sich aus den Quellen nicht belegen.

Das Kloster Stein am Rhein hatte in Scherra in vielen Orten Besitzungen.⁴⁰ Der letzte Herzog Burkhard und seine Gemahlin Hadwig sind zwar mit Schenkungen in der Grafschaft Scherra zu verbinden, sie waren aber aus Reichsgut und nicht aus allodiale Burkhardingererbe gekommen. Kaiser Heinrich II. hatte sie mit dem Kloster zusammen dem Bistum Bamberg zugewiesen, als er das Kloster vom Hohentwiel an den Hochrhein verlegte und die aus Reichsbesitz erfolgten Schenkungen des Herzogspaares nachträglich sanktionierte. Den Zusammenhang

mit einem Fahnlehen der Herzöge von Schwaben auf der Westalb zeigen die wenigen den Raum Scherra betreffenden Urkunden aus ottonischer und salischer Zeit. Herzog Liudolf musste 950 für eine Schenkung an das Kloster Reichenau zum Seelenheil seines Vorgängers und Schwiegervaters Herzog Hermann I. die Genehmigung des königlichen Vaters Ottos I. einholen.⁴¹ Mit seiner Gemahlin zusammen schenkte Liudolf in Truchtelfingen und in Trossingen. Beide Güter lagen in Scherra; letzteres Gut wurde aber ausdrücklich als Zubehör der einstigen Pfalz Neudingen unter dem Fürstenberg bezeichnet. Die Schenkungen waren mit Sicherheit ursprünglich Amtsgut des Herzogs von Schwaben und damit Reichsbesitz gewesen. Die Tatsache, dass viel später dann ein Rudolf in der Königsurkunde für Ottmarsheim als der 1064 für Burgfelden und Umgebung zuständige Graf genannt wurde, spricht ebenfalls für Grafenrechte der Herzöge von Schwaben im 11. Jahrhundert in Scherra.⁴² Seit 1058 war Rudolf von Rheinfelden Herzog von Schwaben. Friedrich I. von Zollern war erst um 1111 von Kaiser Heinrich V. zum Grafen erhoben worden und ist in dieser Funktion in Orten wie Ebingen nachweisbar, die zur einstigen Scherragrafschaft gehörten.⁴³

Der Zusammenhang der zollerischen Grafen von Hohenberg mit den Burkhardingern war über die Grafen von Haigerloch gelaufen, deren Titel aus dem Amt von Untergrafen der Salier im Ufgau am Westrand des Schwarzwaldes gekommen war. Dorthin hatte Barbarossa die letzten Haigerlocher Grafen wieder umgesetzt und damit ihren Hohenberger Erben die Ausdehnung von der oberen Donau bis zum oberen Neckar ermöglicht. Die Trennung der Zollern der jüngeren Linie auf Burg Hohenzollern von ihren auf der Westalb auf Hohenberg sitzenden Verwandten der älteren Linie war vom Kaiser bewirkt worden. Durch die Einweisung der Grafen von Hohenberg in die Räume um Haigerloch und um Rottenburg am Neckar hatte Barbarossa in den 70er Jahren des 12. Jahrhunderts die Verhältnisse im Raum am oberen Neckar völlig neu geordnet.

Die Notiz in den St. Georgener Annalen spricht noch für 1175 ganz allgemein vom Familienverband der Zollern, von den „Zolrenses“. Ab 1179 erscheint die ältere Linie in den Urkunden nur noch als Grafen von Hohenberg. Der Verlust der Burg Fürstenberg im Jahr 1175 dürfte zu den Streitigkeiten der Vorfahren gehört haben, die um die Mitte des 13. Jahrhundert durch die Heirat des Grafen Konrad von Freiburg mit Sophia von Zollern beigelegt wurden.⁴⁴ Udelhild von Urach ist die Stammutter der Zollern, ihr Bruder Egino III. ist Vorfahre der Grafen von Freiburg und von Fürstenberg. Wegen der entfernten Verwandtschaft der Häuser Urach und Zollern in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde im Jahr 1248 die Dispens des Papstes für die schon mit Nachwuchs bestehende Ehe problemlos eingeholt. Dies spricht für die hier vorgeschlagene Verlängerung in der Generationenabfolge bei den Eginonen. Zwar wäre auch ohne den Einschub einer Generation vor Egino „dem Bärtigen“ die Ehe Konrads von Freiburg mit Sophia von Zollern – eine Verwandtenehe im Verhältnis 5 : 5 mit Egino II. und Kunigunde als gemeinsamen Vorfahren des Paares – nach geltendem Kirchenrecht dispensierbar gewesen, aber wohl nicht ganz so einfach. Für die eine Generation spätere Ehe der Tochter Margarethe Heinrichs von Fürstenberg mit dem Grafen Albrecht II. von Zollern-Hohenberg, dem Minnesänger, war dagegen keine kirchliche Dispens mehr erforderlich.

Die Uracher Eginonen

Eine völlig andere Rechtfertigung für die Stammbaumerweiterung hat GERHARD FRITZ mit dem Hinweis gegeben, dass bei dem großen Fest Herzog Welfs VI. auf dem Gunzenlee bei Augsburg im Jahr 1175 zwei Grafen Eginon – einer von Urach und einer von Vaihingen – anwesend waren.⁴⁵ Die beiden waren der junge „Eginon der Bärtige“ und sein gleichnamiger Vater gewesen. Im Fürstenberger Urkundenbuch hatte RIEZLER offen gelassen, welcher Eginon von Urach hier teilgenommen hatte.

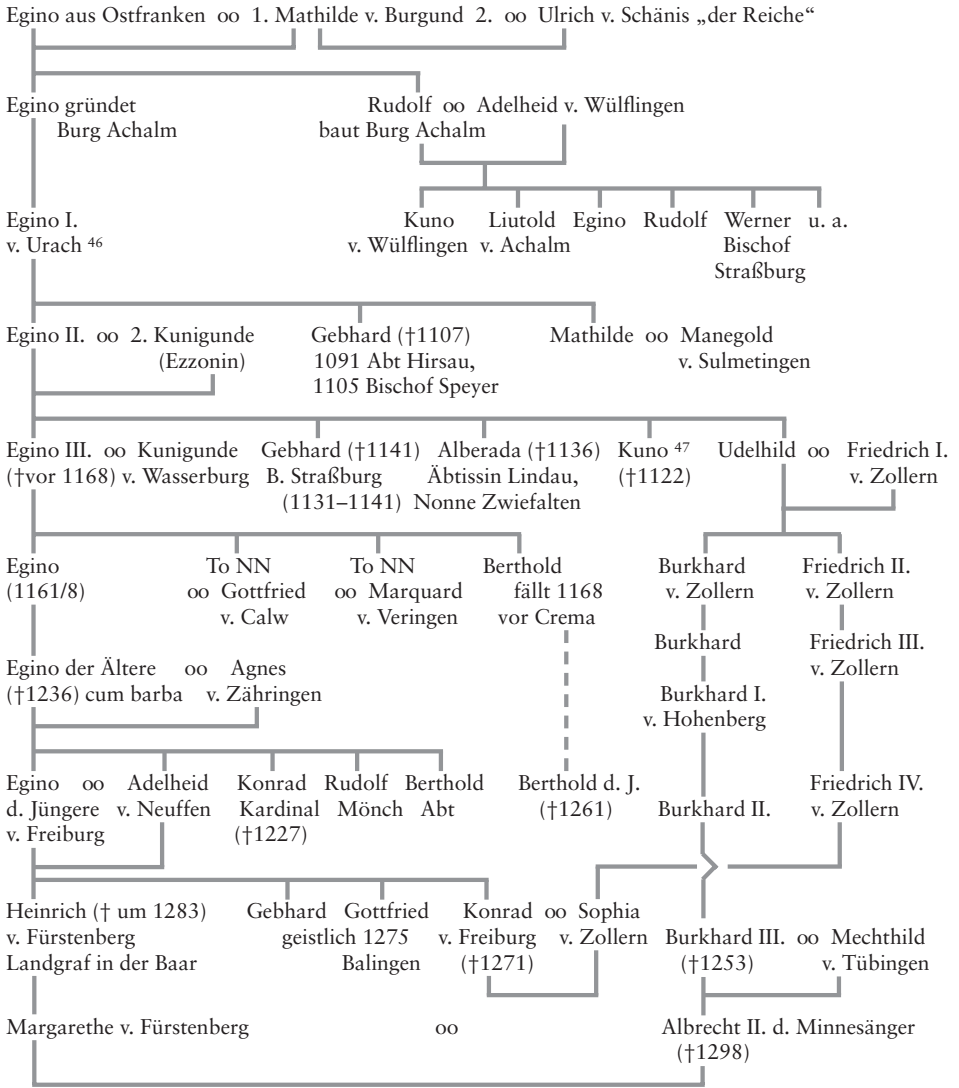
Vieles von dem, was bereits RIEZLER über die Vorfahren der Fürstenberger ermittelt hatte, hält heute durchaus noch einer Überprüfung Stand. Einiges wird heute allerdings auch anders gesehen, denn zu den Erkenntnissen von damals ist mittlerweile manches dazugekommen. RIEZLERS Dokumentation der Fürstenberger Urkunden ist als Informationsquelle immer noch unverzichtbar.



Aussichtsturm der
Burgruine Achalm.

Die beiden verwendeten
Fotos stammen von
Wikimedia Commons.

und ihre Beziehungen zu den Zollern

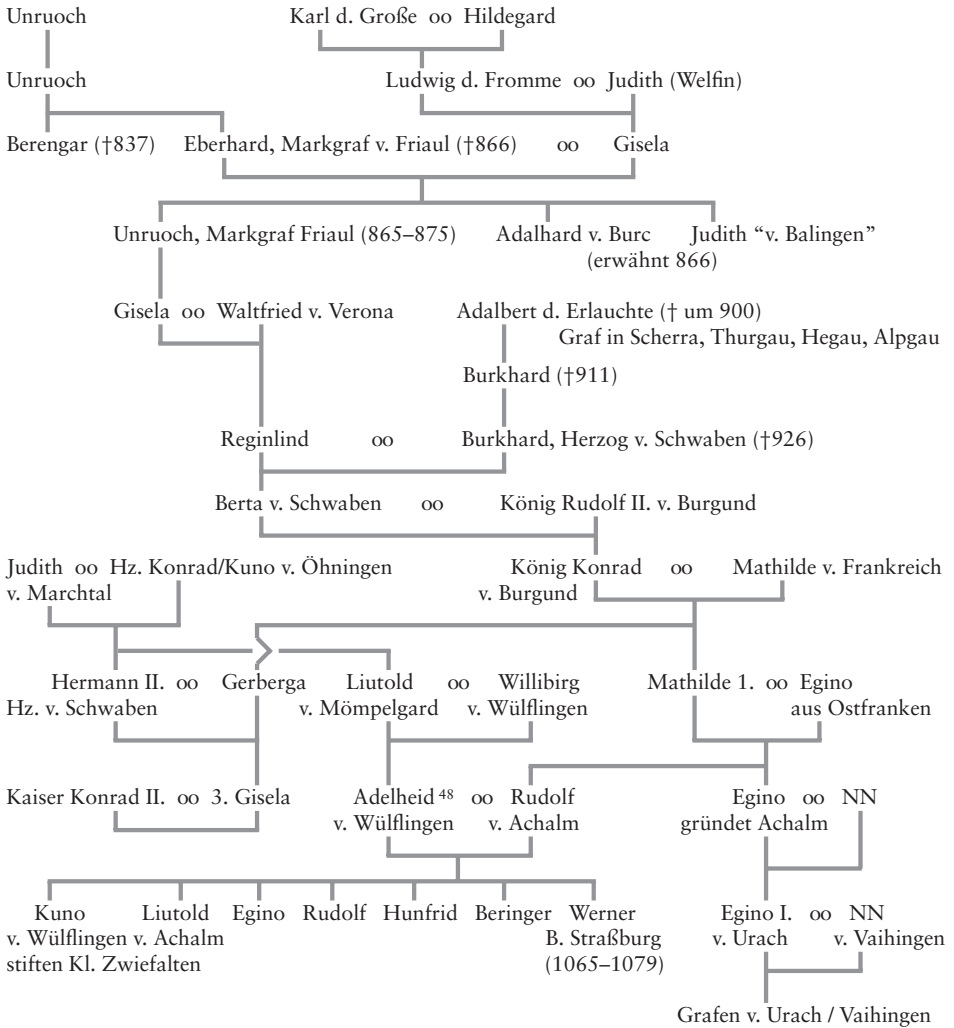


Die Eginonen von Urach und Vaihingen und ihre Verbindungen mit Zollern.



Egino der Ältere auf dem Gerichtsstuhl, Siegel-Abbildung im Fürstenbergischen Urkundenbuch. Bayerische Staatsbibliothek, München.

Die Uracher Eginonen



Vom *Unruoch proavus Liutoldi comitis* zu den Grafen von Achalm und von Urach.

Ruine der Burg Hohenurach.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans-Dieter Lehmann
In der Ganswies 2
72406 Bisingen-Zimmern

Anmerkungen

- 1 SIGMUND RIEZLER 1877: Fürstenbergisches Urkundenbuch (künftig FUB), Tübingen. Derselbe 1883: Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahr 1509, Tübingen. Vgl. DIETER MERTENS: Zur Spätphase des Herzogtums Schwaben, in: ANDREAS BIEHRER, MATHIAS KÄLBLE, HEINZ KRIEG (Hg.), Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für THOMAS ZOTZ zum 65. Geburtstag, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B, 175, Stuttgart 2009, 321–338, bes. S. 334–37. Mit hier Anm. 75 verweist MERTENS auf EVA-MARIA BUTZ, Adlige Herrschaft im Spannungsfeld von Reich und Region. Die Grafen von Freiburg im 13. Jahrhundert, 2 Bände, Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 34, Freiburg 2002, Band 1, 35–41 und 81f–103.
- 2 KARL WELER: Zur Kriegsgeschichte der Empörung des Königs Heinrich gegen Kaiser Friedrich II., in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 5, 1894, 1–184; vgl. WOLFGANG STÜRNER: Der Staufer Heinrich (VII.) (1211–1242). Lebensstationen eines gescheiterten Königs, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte (ZWL) 52, 1993, 13–34. Vgl. *Monumenta Zollerana* I., 1852, S. 57 Nr. 161.
- 3 FUB I, Nr. 385 S. 168, S. 206 Nr. 438 und S. 240 Nr. 497.
- 4 Beim Verkauf von Balingen behielt sich 1255 Heinrich von Fürstenberg den Kirchensatz vor, sein Bruder Gottfried war noch 1275 dort Kirchherr. Vgl. RIEZLER 1883 (wie Anm. 1) S. 16.
- 5 LUITPOLD WALLACH, ERICH KÖNIG, KARL OTTO MÜLLER (Hg.), Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds, Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Band 2, 1941.
- 6 *Monumenta Germaniae Historica* (MGH) Necrologe I, 265.
- 7 WILFRIED SCHÖNTAG: Die Herrschaftsbildungen der Grafen von Zollern vom 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte (ZHG) 118, 1996, 167–228, bes. S. 187 mit hier Anm. 119 und Verweis auf HEINZ BÜHLER, Studien zur Geschichte der Grafen v. Achalm und ihrer Verwandten, ZWL 43, 1984, 7–88, bes. S. 43. Zu den kühnen Kombinationen aus der Nennung der Tochter Judith im Testament Eberhards von Friaul von a. 863, die mit Besitz in Balingen bedacht wurde, und dem Kirchensatz in Balingen Heinrichs von Fürstenberg im Jahr 1255 siehe RIEZLER 1883 (wie Anm. 1) 10–18, bes. S. 16. SCHÖNTAG hat zwar die Nachweisversuche für eine Verbindung zwischen Urachern und Unruochingern für gescheitert erklärt, hat aber an den älteren Vorstellungen vom Haus Achalm-Urach festgehalten in: Vom Dorf zur Stadt – Balingen im Herrschaftsgefüge des frühen und hohen Mittelalters. In: 750 Jahre Stadt Balingen 1255–2005, Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen 7, 2005, S. 6f (Die Grundherrschaft Balingen der fränkischen Familie der Unruochinger) sowie S. 10f. (Balingen unter der Herrschaft der Grafen von Urach).
- 8 HANS JÄNICHEN: Die Grafen von Urach, in: Alemannisches Jahrbuch 1976/1978, 1–15 mit Stammtafel S. 12. Schon STALIN hatte nach RIEZLER 1883 (wie Anm. 1) S. 18 in seiner Württembergischen Geschichte gefragt, was es für die Grafen von Urach bedeuten könne, wenn es auch in Ostfranken Eginothen in Zusammenhang mit einem Urach gegeben hatte.
- 9 SÖNKE LORENZ: Frühe Herrschaftsentwicklungen, in: Der Landkreis Reutlingen Band I, Sigmaringen 1997, 94–111; GERHARD KITTELBERGER, Bad Urach ebenda S. 484–538 und Dettingen an der Erms S. 559–568. Vgl. SÖNKE LORENZ: Graf Liutold von Achalm (+1098) – ein Klosterstifter im Zeithorizont des Investiturstreits, in: Liutold von Achalm (+1098) Graf und Klostergründer, Reutlinger Symposium zum 900. Todesjahr. Reutlingen 2000, 11–55.
- 10 GERHARD FRITZ: Die Grafen von Vaihingen, in: Nachrichten aus 7000 Jahren, Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz 9, 1995, 23–96, bes. 23–36. Bei FRITZ findet sich S. 31f mit hier Anm. 35 für die Jahre 1080–1185 eine Belegzusammenstellung.

- Zu ergänzen ist um a. 1110 der Beleg für Egino als Graf im Swiggerstal im Codex Hirsaugiensis fol. 35a, für a. 1170 der Streit mit der Bamberger Kirche um ein Gut in Dornstetten. Württembergisches Urkundenbuch (WUB) 2, S. 418. Die Erkenntnis, dass die älteren Grafen von Vaihingen mit den Urachern identisch sind, ist ALFONS SCHÄFER zu verdanken in: Staufische Reichslandpolitik und hochadlige Herrschaftsbildung im Uf- und Pfingzgau und im Nordschwarzwald vom 11.–13. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (ZGO) 117, 1969, 179–244, bes. S. 197f.
- 11 HAGEN KELLER: Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben, Forschungen zur Oberrheinischen Geschichte 13, Freiburg 1964, S. 125–128 zum Eintrag im Einsiedler Nekrolog „c. *Uolicus de Schennis et Mechtild uxor eius*“.
- 12 Die Zwiefalter Chroniken (wie Anm. 5, S. 157) nennen 1000 Huben als Würzburger Lehen, die König Heinrich IV. 1077 dem Grafen Liutold von Achalm mit den Orten Bächlingen und Notzingen zusammen genommen hatte. Dieser besetzte dafür das dem Salier gehörende Nürtingen. Um Lehen Würzburgs stritt noch um 1161 ein Egino von Vaihingen-Urach nach den *Monumenta Boica* 45, Nr. 14.
- 13 WILHELM SCHNEIDER: Der Name Achalm, der verschwundene Ort Schlatt und ein Landtausch des 11. Jahrhunderts, in: Arbeiten zur Alamannischen Frühgeschichte, Heft 1, Tübingen 1975, 157–177.
- 14 STEFAN SCHIPPERGES: Der Bempflinger Vertrag von 1089/90. Überlieferung und historische Bedeutung, Esslingen 1990.
- 15 HENDRIK WEINGARTEN: Herrschaft und Landnutzung. Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte Kloster Zwiefaltens, in: Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 57, 2006, Abb. 2 und 3. In Abb. 2 ist das ungeteilte Erbe Werners von Achalm erkennbar, auf dem das Kloster gegründet worden war, auf Abb. 3 die Lücke um Urach im Klosterbesitz.
- 16 EUGEN SCHNEIDER (Hg.): Codex Hirsaugiensis, Anhang zu den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte 10, 1887, fol. 65, 66b: Schenkung in Attenhart und Au am Oberrhein.
- 17 KARL KLÖCKNER (Hg.): Codex Laureshamensis, Band 1, Darmstadt 1929, S. 403 Nr. K 142a.
- 18 ROLF DEUSCHLE, HERBERT RAISCH: Kloster Denkendorf und sein Stifter Berthold, Graf von Hohenberg/Lindenfels, in: Esslinger Studien 20, 1981, 7–33.
- 19 FUB I (wie Anm. 1), 1877, Nr. 94. RIEZLER hatte die Möglichkeit erwogen, dass mit „Arrach“ auch ein Angehöriger des österreichisch-böhmischen Adelshauses Harachy / Harrach genannt sein könne. Dies ist unwahrscheinlich, da dieses Haus erstmals 1195 erwähnt wurde. Im Heer Barbarossas können seine Angehörige 1168 keine Rolle gespielt haben.
- 20 ebenda S. 51 mit hier Anm. 5; Jänichen (wie Anm. 8).
21. *Monumenta Boica* 45, Nr. 14.
- 22 JÄNICHEN (wie Anm. 8) S. 10f. Die Eginonen bauten sich gegen Ende des 11. Jahrhunderts mit der Burg Hohenurach eine eigene Höhenburg direkt über dem Ermstal bei Urach. Sie nutzten nicht die Burg des 9./10. Jahrhunderts auf dem benachbarten Runden Berg (alter Name: „Hohenberg“), die um die Jahrtausendwende aufgegeben worden war. Nichts spricht für die in der Kreisbeschreibung Reutlingen (wie Anm. 9) S. 559 vermutete Kontinuität eines „Unruochingergeschlechts“ hier. Der Runde Berg und seine Umgebung waren über Mathilde von Spitzenberg, eine Verwandte der Zähringer-Vorfahren, an Kloster Zwiefalten gekommen.
- 23 JÄNICHEN (wie Anm. 8) S. 15.
- 24 Zwiefalter Chroniken (wie Anm. 5) S. 155 und 317.
- 25 WILHELM WIEGAND (Hg.): Urkundenbuch der Stadt Straßburg bis 1266, 1879, S. 48 Nr. 57.
- 26 GERHARD KITTELBERGER: Der Landkreis Reutlingen (wie Anm. 9) S. 485 zur Niederungsburg Urach.
- 27 Die Ordnungszahl „I.“ für den Sohn des Achalmgründers erlaubt, die bisherige Nummerierung wenigstens für die nächsten zwei Generationen beizubehalten. Anschließend dann sollte die Nummerierung nach RIEZLER und JÄNICHEN vermieden werden, denn Egino III. war nicht der Vater, sondern der Großvater Eginos „des Bärtigen“.
- 28 HANSMARTIN DECKER-HAUFF: Burgfelden und Habsburg, ZWLG 11, 1952, 55–74 mit hier Anm. 51. SCHÖNTAG (wie Anm. 7,

- S. 187) hatte in dem 1064 für Scherra zuständigen Grafen Rudolf den jüngeren Rudolf von Achalm sehen wollen, weil er für Rudolf von Rheinfelden keine Verbindung auf die Schwäbische Alb sah. Immerhin war dieser damals schon mehrere Jahre Herzog von Schwaben. Was spricht dagegen, dass er dort 1061 Amtspflichten als Herzog nachgekommen war?
- 29 JAN S. ROBINSON: Die Chroniken Bertholds von Reichenau und Bernolds von Konstanz 1054–1100, MGH nova series 14 Hannover 2003, S. 193: *Burchardus et Wecil de Zolorin occiduntur*.
- 30 Der 1064 als Graf in Scherra genannte Rudolf kann weder der bereits verstorbene Stifter von Ottmarsheim – der nur „vir illustris“ genannt wird – noch der jüngere Rudolf von Achalm sein. Dieser war 1061 nach Anm. 25 in Straßburg nicht Graf genannt worden und wurde nach den Zwiefaltener Chroniken (wie Anm. 5, S. 159) jung erschlagen.
- 31 MGH D HIV. Nr. 126.
- 32 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg.), Michaelskirche Burgfelden, Kulturdenkmale in Baden-Württemberg 1, 2004.
- 33 KARL AUGUST BARACK (Hg.) 1881: Zimmerische Chronik, Stuttgart, (ND 1932) S. 17: *...umb die jar und regierung kaiser Hainrichs des vierten und fünften die grafenschaft Schalzburg sampt dem stettlin Balingen und seiner zugehörde der grafenschaft Zollern zugefallen von ainem heirat ainer erbdochter, so do war ain grefin von Schalzburg*.
- 34 HANS JÄNICHEN, in: Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung, 2 Bände 1960/1962, hier Band II S. 454. Die Erörterung der zahlreichen Hinweise auf Uracher, Veringer und Nellenburger Besitz an der Zollernalb im Einzelnen würde hier zu weit führen. Für Hechingen und das Storzeltal, für Dotternhausen, Balingen, Geislingen und Egesheim hat SCHÖNTAG (wie Anm. 7) Uracher Rechte und Vasallen belegt. In Ebingen erscheint in Stadtrechnungen noch 1620/22 die Bezeichnung „Nellenburg“; im württembergischen Balingen hatte noch 1695 Österreich in Nachfolge der Landgrafschaft Nellenburg Rechte in Form von Lehenbriefen zu vergeben. Zwischen 1175 und 1274 traten die Herren von Jungingen im Umkreis der Grafen von Veringen und von Nellenburg auf (CASIMIR BUMILLER: Heimatbuch Jungingen, 1976, 23–40). SCHÖNTAG (wie Anm. 7, S. 197) hat die wenig logische These wiederholt, Egino habe den Berg Achalm mit dem Gut Schlatt bei Hechingen erkaufte. „Schlatt“ ist als Orts- und Flurnamen nicht selten. Zur der Angabe der Zwiefaltener Chroniken (wie Anm. 6, S.11) gibt es die bei SCHÖNTAG nach SCHIPPERGES (wie Anm. 14) zitierte plausible These von WILHELM SCHNEIDER (wie Anm. 13), dieses Gut Schlatt habe oberhalb von Dettingen / Erms auf der Albhochfläche gelegen und sei von dort aus über die „Schlatter Steige“ zugänglich gewesen..
- 35 WUB 2, S. 436 Nachtrag Nr. VI.1. nach FRITZ (wie Anm. 10) S. 32.
- 36 SCHÖNTAG (wie Anm. 7) S. 187f und 197–199; anders FUB I. S. 206f Nr. 438;
- 37 FUB I. S. 66 Nr. 96; MGH SS 17 Annales Sancti Georgii in Silva Nigra, S. 296.
- 38 ULRICH PARLOW, Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters, in: Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A, Band 50, 1999, S. 106ff Regest 152.
- 39 WILFRIED SCHÖNTAG:, Reitersiegel als Rechtssymbol und Darstellung ritterlichen Selbstverständnisses. Fahnenlanze, Banner und Schwert auf Reitersiegeln des 12. und 13. Jahrhunderts vor allem südwestdeutscher Adelsfamilien, in: KONRAD KRIMM, HERWIG JOHN: (Hg.), in: Bild und Geschichte. Studien zur politischen Ikonographie. Festschrift HANSMARTIN SCHWARZMAIER, 1997, 79–124, bes. Abb. 16.
- 40 HANS JÄNICHEN: Der Besitz des Klosters Stein am Rhein (zuvor Hohentwiel) nördlich der Donau vom 11. bis zum 16. Jahrhundert, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde in Baden-Württemberg 4, 1958, 76–86. Die von dem Herzogspaar Burkhard und Hadwig ihrem Eigenkloster auf dem Hohentwiel geschenkten Güter blieben mit Kloster Stein am Rhein nur zum Teil voll beim Bistum Bamberg, d. h. in Reichskirchenbesitz. Im Bereich südlich von einer etwa durch Ebingen gehenden West-Ost-Linie war der Besitz beim Verkauf durch das Kloster noch im 16. Jahrhundert vollständig vorhanden. Dies gilt nicht für die Güter im zollerischen Teil nördlich davon. In der Kartierung bei JÄNICHEN fällt auf, dass es bei der Liquidation

tion des Klosterbesitzes hier nur noch Leib-eigene, aber keine sonstigen Besitzungen und Rechte mehr gab. Im zollerischen Bereich war offensichtlich der Klosterbesitz entfremdet worden, Personen auf den weggegebenen kirchlichen Gütern aber die Zugehörigkeit zur Klosterfamilia erhalten geblieben. Der merkwürdige Befund lässt sich damit erklären, dass König Heinrich III. hier 1045 Güter aus dem Besitz der Klöster St. Gallen, Reichenau und Stein a. Rh. zum Tausch mit dem Ezzonen Otto gegen dessen Muttererbe an Rhein verwandt hatte. Er handelte dafür am Rhein den Ort Duisburg und die Suitbertsinsel ein, auf welcher Heinrich III. als Ersatz für Nimwegen die Pfalz Kaiserswerth bauen ließ.

- 41 MICHAEL BORGOLTE: Das Königtum am oberen Neckar (8.–11. Jahrhundert), in: FRANZ QUARTAL (Hg.), Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Das Land am oberen Neckar. Sigmaringen 1984, S. 107 f Regest 19.
- 42 MGH D HIV. Nr. 99 und Nr. 126. Vgl. HANS HIRSCH: Studien über die Privilegien süddeutscher Klöster, Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 7, 1907, 480–497.
- 43 SCHÖNTAG 1996 (wie Anm. 7) S. 186.
- 44 Nach FUB I. S. 67 Nr. 98 ist die Ehe im Tennenbacher Urbar belegt. Die päpstliche Dispens dafür vom 18. 5. 1248 ist dokumentiert bei RUDOLF FREIHERR VON STILLFRIED, TRAU GOTT MAERKER, Monumenta Zollerana I., 1852, S. 64 Nr. 174; vgl. Butz (wie Anm. 1).
- 45 FUB I. S. 67 Nr. 97 sowie nach FRITZ (wie Anm. 10) S. 31–33 in Monumenta Boica 7, Nr. 14.
- 46 Eginon I. von Urach erbaute hier die Niederungsburg und erbt oder erheiratete die Burg Vaihingen.

- 47 JÄNICHEN (wie Anm. 8, S. 10) hat hier – mit Vorbehalt – einen Uracher Kuno angeführt, weil dieser an der Umwandlung der Burg Aura durch Bischof Otto von Bamberg in ein Kloster mitgewirkt haben soll. Die angebliche Verwandtschaft zum Bamberger Bischof hat sich nach HEINZ BÜHLER (wie Anm. 7, S. 50f) als ein Lesefehler herausgestellt, den allerdings nicht JÄNICHEN zu verantworten hatte: statt „pronepos tuus“ muss es in einem Brief an den Bamberger Bischof „Praenestinus“ heißen. Es bleibt jedoch Kunos angebliche „Mitwirkung“ bei der Umwandlung von Aura, nach JÄNICHEN wohl ein Verzicht auf dort ererbte Rechte. Der Name Konrad/Kuno wäre angesichts des königlichen Ahns Konrad von Burgund zwar für einen Uracher denkbar, dürfte aber auf ein anderes Namensvorbild zurückgehen, denn Jänichen (wie Anm. 8) hatte den Kardinalbischof Kuno von Praeneste (1108–1122) eine Generation zu früh eingeordnet. Nach den Lebensdaten war er ein Sohn Eginos II. von Urach und nach dem Großvater von Mutterseite her benannt. Kunigundes Vater, der Ezzone Kuno war 1055 als Hochverräter im ungarischen Exil verstorben. Die gegen den letzten Salier Kaiser Heinrich V. gerichteten Aktionen des päpstlichen Legaten Kuno sind bei diesem Großvater neben der kirchlichen Ausrichtung auch aus der Herkunft verständlich. Vgl. HANS-DIETER LEHMANN: Gegenspieler des Kaisers. Kardinalbischof Kuno von Praeneste, in: Hohenzollerische Heimat (in Vorbereitung).
- 48 Die Namen der jung verstorbenen „Achalmer“ Brüder Hunfrid und Beringer und ihr Auftreten in der Verwandtschaft der Adelheid von Wülflingen legen nahe, dass die Hunfridinger cognatische Vorfahren der Grafen von Achalm waren. Ihr Erbe kann nicht an Urach gekommen sein.

Auf Messers Schneide – Das Schicksal Blumbergs und seiner Industrie (1941–1945)*

Von Wolf-Ingo Seidelmann

1940 und 1941 hätte das Blumberger Bergwerk eigentlich wachsen und gedeihen sollen. Tatsächlich aber musste Bergwerksdirektor Dr. Hans Bornitz Krisenmanagement betreiben. Absatzprobleme und Fachkräftemangel kennzeichneten die Lage. Schuld daran hatte der im Herbst 1939 begonnene Krieg. Die grenznahen Saalhütten lagen bis zum Sommer 1940 still und fielen als Erzabnehmer aus. Die Ruhrwerke arbeiteten zwar noch, weigerten sich aber, größere Mengen aus Blumberg zu beziehen. Als die Saalhütten nach dem Frankreichfeldzug ihre Produktion wieder aufnehmen konnten, hatten sie Zugriff auf die lothringischen und luxemburgischen Minettegruben. Deren Erze konnten sie wirtschaftlicher, das heißt mit deutlich geringerem Kokseinsatz, verhütten als das Blumberger Erz. An ihm besaßen die Saalhütten fortan keinerlei Interesse mehr. Zwar waren sie der Doggererz AG (DAG) gegenüber bindende Abnahmeverpflichtungen eingegangen, doch lauerten sie seit Juli 1940 nur auf eine Gelegenheit, den unwirtschaftlichen Erzabbau zu drosseln oder ganz einzustellen. Nur das Reichswirtschaftsministerium (RWM), das 50 % des Aktienkapitals vertrat, glaubte noch an eine Zukunft des Unternehmens. Es bestärkte den Vorstand darin, den Betrieb trotz der ungünstigen Situation konsequent fortzusetzen und auszubauen.

Leicht war das nicht. Absatzprobleme und Waggonmangel führten dazu, dass man im Sommer 1940 die Monatsproduktion auf 70.000 t Erz drosseln musste, obwohl fast die doppelte Menge hätte gefördert werden können. Bergwerksdirektor Bornitz reagierte darauf mit einem radikalen Sparprogramm, das die Einstellung der Nachtschicht im Bergwerk, Sonntagsarbeit, unbezahlte Überstunden und einen Einstellungsstopp für die Kaufmännische Verwaltung beinhaltete. Im April 1941 ging man sogar dazu über, im Stoberg einige Revierteile stillzulegen, um die Kosten zu senken.

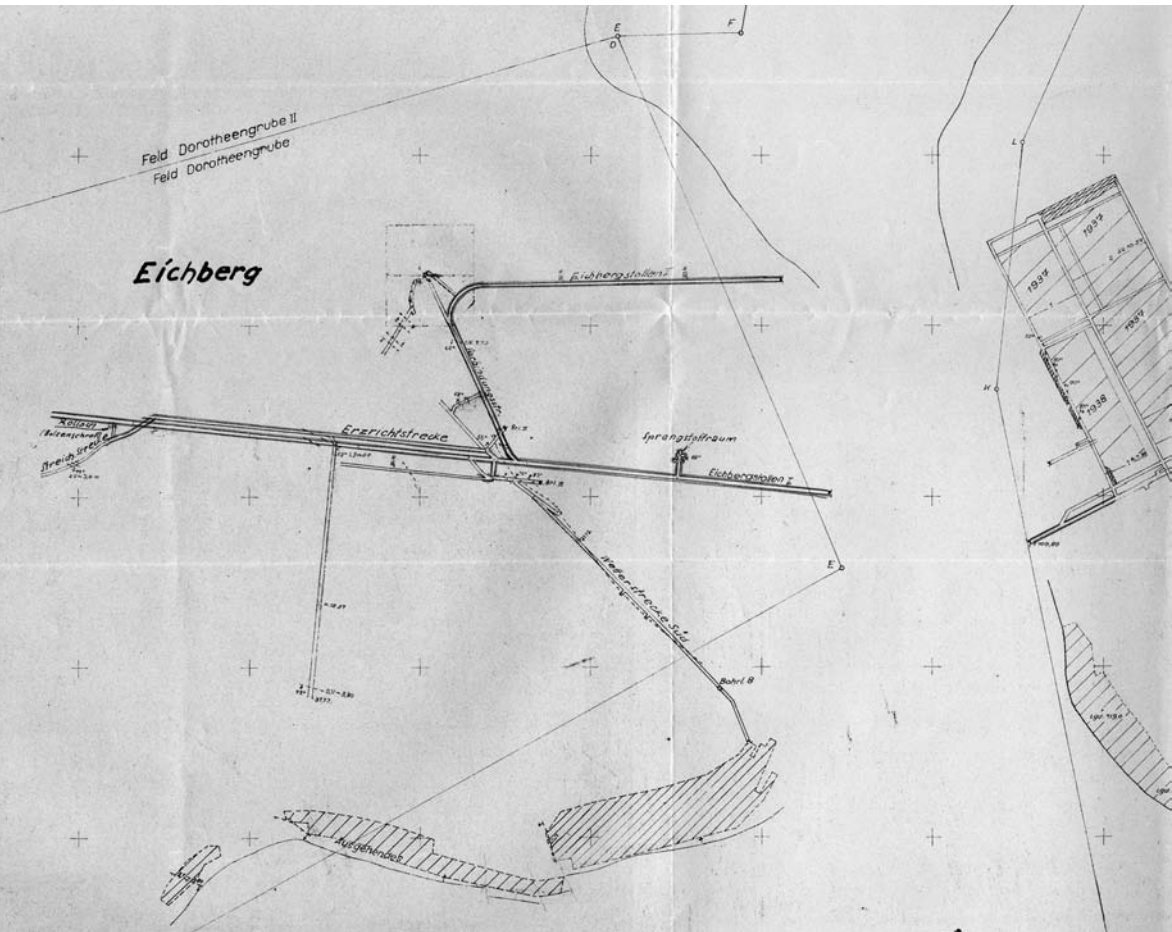
Ein großes Problem stellte der Mangel an erfahrenen Bergarbeitern dar. Hatte die DAG schon zu Friedenszeiten mit einer extrem hohen Fluktuation zu kämpfen gehabt, so verstärkte sich der Verlust an Fachkräften unmittelbar nach Kriegsbeginn. Allein in den Monaten September und Oktober 1939 verlor das Unternehmen fast 500 Arbeitnehmer, davon 84 an die Wehrmacht. Bornitz behalf sich damit, die Zuteilung von Zwangsarbeitern zu beantragen. Am 17. Februar 1940 bekam er vom polnischen Arbeitsamt Ostrowo 168 Polen zugewiesen, darunter 103 Bergarbeiter. Sie hatten kein leichtes Los: Die DAG schloss sie von sozialen Beihilfen aus

* Fortsetzung des in den *Schriften der Baar*, Bd. 54 (2011) S. 37 ff., abgedruckten Aufsatzes desselben Verfassers.

Auf Messers Schneide

und errichtete ein Barackenlager für sie, das mit Stacheldraht umgeben war. Ausgang für die Menschen war nur unter Bewachung möglich. Er durfte nur zu bestimmten Zeiten erfolgen und in ausgewählte Ortsteile führen.¹ Wenige Monate später waren die meisten Polen geflüchtet. Da weitere Anwerbungen in Italien und in Polen zu demselben Effekt führten und deutsche Arbeitskräfte nicht zu erhalten waren, setzte die DAG schließlich ihre Hoffnung auf den Einsatz von Kriegsgefangenen. Im Januar 1941 arbeiteten mehr als 250 in Blumberg. Allerdings waren viele nicht berggewohnt und wiesen anfangs unzureichende Leistungen auf. Zudem erhöhten Verständigungsprobleme die Unfallgefahr im Bergwerk.²

Der drückende Ressourcenmangel behinderte auch den Ausbau der Betriebsanlagen, konnte ihn aber nicht vollständig stoppen. Über Tage entstanden in den Jahren 1941 und 1942 zahlreiche Gebäude. Darunter waren Waschkauen, Büroge-



Plan der Grube Eichberg (1941). Bei Betriebseinstellung existierten nur die Hauptstollen und die Erzrichtstrecke. Einen regelmäßigen Abbau hatte man noch nicht begonnen. Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv Köln 72-145-9.

bäude, Baracken und Werkstätten, eine Krankenstation, eine Desinfektionsanstalt, eine Lehrwerkstatt und ein großes Transformatorenhaus am Stoberg. Unter Tage arbeiteten die Kumpel emsig daran, die Grube im Eichberg auf einen regelmäßigen Abbau vorzubereiten. Dieses moderne Bergwerk sollte künftig die Hauptlast der Förderung tragen. Bis zum Jahresende 1940 hatten die Bergleute den Hauptstollen um mehr als 800 m in den Berg hineingetrieben und ausgemauert. Weniger als 200 m Strecke fehlten noch, bis mit der Verlegung von Schienen für eine zweigleisige elektrische Grubenbahn begonnen werden konnte.

Die Vorgaben aus Berlin waren ehrgeizig: Binnen zweier Jahre sollte die bisherige Erzförderung in Blumberg fast vervierfacht werden. Die Grube im Eichberg sollte ihren Betrieb genau dann aufnehmen, wenn auch das zweite Großprojekt der DAG vollendet war: ein Hüttenwerk zur Verarbeitung der Erze bei Kehl am Rhein. An seiner Planung arbeitete eine etwa 70 Mann starke Abteilung, die zunächst im Donaueschinger Hotel Lamm untergebracht war und später nach Straßburg umzog. Gleichzeitig begann eine wachsende Zahl von Arbeitern in Auenheim bei Kehl damit, eine Hüttenbaustelle einzurichten. Sie bestanden zumeist aus Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen.

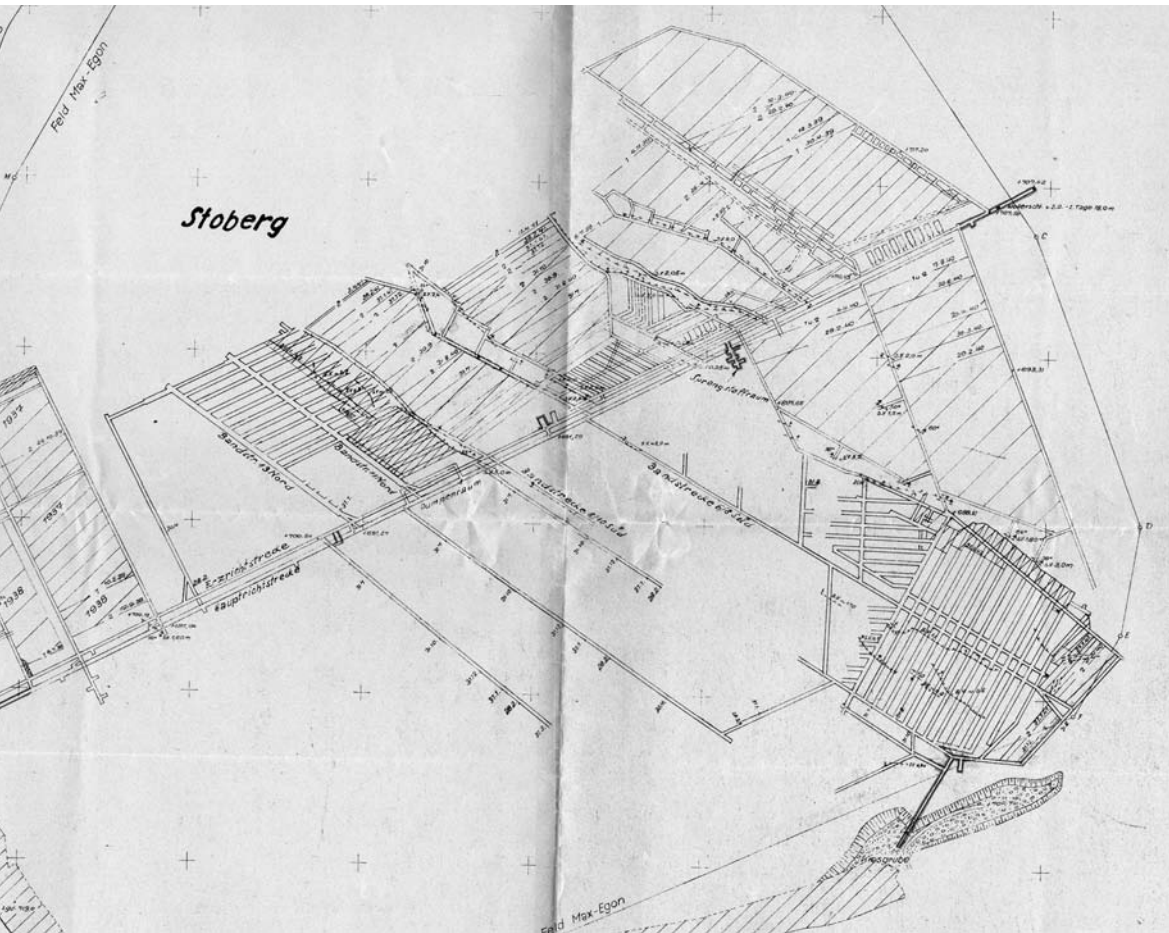
Auf Drängen der Bergbehörden begann die DAG im Frühjahr 1940 damit, eigene Mittel in die betriebliche Ausbildung und in den Berufsschulunterricht zu investieren. Sie richtete eine Lehrwerkstatt und ein Lehrlingswohnheim ein, holte einen Ausbildungsleiter ins Werk und warb um Schulabgänger aus der Region. Rund 110 junge Menschen wollte man künftig in jedem Jahr ausbilden. Allerdings zeigten im April 1940 lediglich zwei Schulabgänger am Bergmannsberuf Interesse. Die Werksleitung begann daraufhin, die Eltern ihrer jugendlichen Betriebsangehörigen massiv zu bedrängen, für weitere Kinder einen Lehrvertrag abzuschließen. Keine der insgesamt zehn angesprochenen Familien wagte sich zu widersetzen. Da man mittlerweile auch in Bayern um Schulabgänger warb, gelang es bis zum April 1941 wenigstens 40 Bewerber zu akquirieren, von denen allerdings fast die Hälfte wegen gesundheitlicher Probleme von den Ärzten wieder ausgesondert wurde oder wegen Verhaltensauffälligkeiten nach Hause geschickt werden musste. Der verbleibende Rest galt als geistig unterentwickelt.³ Ihre Ausbildung stand unter keinem guten Stern. Da die Wehrmacht nahezu alle Maschinen aus der Lehrwerkstatt beschlagnahmt hatte, begann die DAG ihre Lehrlinge mit Erdarbeiten zu beschäftigen. Viele äußerten daraufhin Kündigungsabsichten.

Die hohe Personalfuktuation bereitete der DAG extreme Sorgen. Allein im Jahresverlauf 1940 verlor das Unternehmen 1.215 Arbeiter – von insgesamt 1.440.⁴ Zwar füllten stets andere die Lücken, doch waren diese meist unerfahren im Bergbau und mussten erst eingearbeitet werden. In seiner Not schloss Bornitz im Februar 1941 einen Subunternehmervertrag mit der Essener Bergbaufirma Wagener, die 150 Italiener in die Stollen des Stobergs beorderte. Die Abbauergebnisse waren jedoch so schlecht, dass der Vertrag kurz darauf wieder gekündigt wurde. Mit seiner eigenen Belegschaft vollbrachte Bornitz dagegen wahre Wunder. Um die niedrigen Leistungen der Vorkriegsjahre anzuheben, experimentierte er ständig mit neuen Abbauverfahren. Binnen zweier Jahre gelang es ihm, die durchschnittliche Grubenleistung pro Mann und Schicht um rund 70 % zu steigern. Im 3. Quartal 1941

Auf Messers Schneide

vermeldete der DAG-Monatsbericht stolz, man habe mit 1.050 Mann eine ebenso hohe Förderung erzielt wie im gleichen Vorjahresquartal mit 1.450 Beschäftigten.

Das Unternehmen änderte und verbesserte seine Abbautechnik vor allem aus zwei Motiven heraus. Zum einen galt es die anhaltend hohe Unfallrate im Bergwerk zu senken. Als traurigen Höhepunkt hatte es am 22. März 1940 ein schweres Grubenunglück gegeben, dem sechs Familienväter erlegen waren. Bornitz ging deshalb im Frühjahr 1941 vom gefährlichen Strebau auf den sichereren Pfeilerbruchbau über.⁵ Trotzdem gab es auch im Juli 1941 wieder zwei tödliche Arbeitsunfälle zu beklagen. Das zweite Motiv bestand darin, die Wirtschaftlichkeit des Bergwerks nachhaltig zu steigern, um der Gefahr zu begegnen, mitten im Krieg wegen Ressourcenvergeudung geschlossen zu werden. Gerade die extreme Personalfluktuaton aber drückte gewaltig auf die Leistung. Die DAG resümierte: „Hierin liegt für den Betrieb eine große Gefahr, wenn es nicht gelingt, eine zufriedene Stamar-



Plan der Grube Stoberg mit den zwischen 1937 und 1941 abgebauten Feldern.
Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv Köln 72-145-9.

beiterschaft zu erwerben.“⁶ Bornitz versuchte daher mit allen Mitteln, seine besten Leute an Werk und Stadt Blumberg zu binden. Die Gründung eines Singkreises und eines kleinen Orchesters waren erste, fast rührend wirkende Maßnahmen. Im April 1941 gelang es dem Bergwerksdirektor dann endlich, seinen Aufsichtsrat davon zu überzeugen, eine halbe Mio. RM auszugeben, um ein Hallenschwimmbad und ein Kameradschaftsheim für die eigenen Angestellten zu bauen.⁷ Blumbergs Bürgermeister Theo Schmid vermerkte es mit Wohlgefallen.

So standen die Dinge, als das RWM die DAG am 10. April 1941⁸ anwies, ihm Vorschläge zu unterbreiten, wie die aktuelle Monatsförderung von 90.000 t auf 50.000 t zu vermindern und der Personalbestand abzubauen sei. Gedacht war an die Abgabe von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, nicht aber an den Abzug der vorhandenen Stammebelegschaft. Als Begründung führte das RWM an, dass die Erzversorgung der Saarlütten durch Minettelieferungen vollständig gesichert sei. Die Verhüttung des Blumberger Erzes erfordere dagegen zu viel Koks und Hochofenraum und blockiere darüber hinaus knappe Transportkapazitäten der Bahn. Zudem binde der unwirtschaftliche Abbau Arbeitskräfte, die für die Gewinnung phosphorarmer Erze im Siegerland und anderenorts dringend benötigt würden. Bornitz protestierte sofort in Berlin und erklärte eine Förderdrosselung auf weniger als 70.000 t als betriebstechnisch extrem schädlich. Schon jetzt seien von drei Abbaurevieren nur zwei belegt. Würden nicht mehr alle unterhalten werden können, sei damit zu rechnen, dass große Feldesteile zu Bruch gingen. Der hinhaltende Widerstand hatte Erfolg: Fünf Monate später waren Monatsproduktion und Personalstand der DAG kaum gesunken.

Im September 1941 mussten die Saarlütten einschneidende Kürzungen ihrer Kokskontingente hinnehmen. Sie stemmten sich nun mit aller Macht gegen die koks-fressende Verhüttung von Doggererz und forderten die DAG ultimativ auf, ihre Förderung drastisch zurückzunehmen. Das RWM kam ihnen widerstrebend zu Hilfe. Am 10. Oktober 1941 wies es die DAG darauf hin, Reichsmarschall Hermann Göring habe wegen der angespannten Kohlen- und Koksversorgungslage einschneidende Maßnahmen angeordnet, wonach „zur Koksersparnis möglichst nur noch hoch eisenhaltige und in der chemischen Zusammensetzung für die Verhüttung vorteilhafte Eisenerze verarbeitet werden“⁹ dürften. Die DAG möge deshalb ihre Förderung vorübergehend einschränken und eine größere Zahl von Bergleuten an andere Gruben abgeben. Allerdings habe man darauf zu achten, dass die Grube keinen Schaden erleide. Sie könne deshalb einen Stamm an gelernten Kräften beibehalten.

Bornitz versuchte auch dieses Schreiben zu ignorieren. Bei der DAG spielte sich nun ein Machtkampf zwischen Vorstand und Aufsichtsrat ab, den ersterer glatt verlor. Die Saarlütten drohten mit der vollständigen Schließung des Betriebs und kündigten an, die freigewordenen Kumpel den lothringischen Kohlegruben zu überstellen. Gegen den erbitterten Widerstand von Bornitz beschloss der DAG-Aufsichtsrat am 28. Oktober 1941, den monatlichen Bezug auf 32.000 t Rösterz einzuschränken. Das war ein Drittel der bisher geförderten Menge. Die Folgen waren gravierend: Der Vorstand musste die beiden Tagebaue am Eichberg und am Lindenbühl einstellen und auch die Lurgianlage stilllegen. Um wenigstens die

Auf Messers Schneide

besten Bergarbeiter von der Saar halten zu können, konzentrierte Bornitz den Erzabbau auf die Grube. Hartnäckig widersetzte er sich dem Reichsarbeitsministerium, das dem saarländischen Personal und ihren Familien gestatten wollte, in ihre alte Heimat zurückzukehren. Stattdessen gab Bornitz lieber 100 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter ab.

Der Vorstand passte sich der neuen Lage an. Er stellte die Bauarbeiten auf dem Werksgelände ein und schuf Arbeit für ortsgebundene Kräfte, die er im eigenen Betrieb vorläufig nicht mehr benötigte. Für sie übernahm die DAG eine Auftragsfertigung von der Augsburgener Messerschmitt AG, die bis zum Frühjahr 1942 auf über 100 Beschäftigte anwachsen sollte. Die Maßnahmen waren nicht nur sozialer Natur. Sie dienten vor allem dem Zweck, die Arbeitskräfte für den Fall verfügbar zu halten, dass das Werk seinen Vollbetrieb nach dem Krieg wieder aufnehmen konnte.

Im Februar 1942 wurde Albert Speer zum Reichsminister für Bewaffnung und Munition ernannt. Wenige Wochen später, am 23. März, wies er den Generalbevollmächtigten für die Eisen- und Stahlbewirtschaftung, Generalmajor Hermann



Der badische Ministerpräsident Walter Köhler zu Besuch in der Grube. Von links: Grubenbetriebsleiter Carl Breiing, Erster Bergrat Heinrich Landschütz (Leiter des Oberbergamts Karlsruhe), Ministerpräsident Walter Köhler, der Saarindustrielle Hermann Röchling, unbekannte Person und ganz rechts Bergwerksdirektor Dr. Hans Bornitz. Landschütz trug 1942 mit dazu bei, dass Berger den Attacken Theodor Schmidts nicht zum Opfer fiel. Sammlung Prillwitz.

von Hanneken, in einem knapp formulierten Brief an, die Förderung in Blumberg sofort einzustellen und den Bau des Hüttenwerks in Kehl abzubrechen.¹⁰ Als Begründung für seine Maßnahmen führte Speer zwei Gutachten an, deren eines von Hermann Röchling stammte, dem Völklinger Eisenwerksbesitzer und Hauptinitiator des Blumberger Bergbaus. Die Saarrhütten hatten ihre eigene Gesellschaft gezielt und vorsätzlich zu Fall gebracht. Im RWM erkannte man dies klar und suchte die Motive für die Schließungsanordnung im Unwillen der Werke, weiterhin das unbeliebte Doggererz zu verarbeiten. Außerdem verdächtigte man Röchling, dass er darauf spekuliere, die freiwerdenden Bergleute für seine eigene Kohlenzeche abziehen zu können.¹¹ Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Das RWM entschied später, 250 Bergleute und 200 Mann sonstigen Personals den Mangangruben im Siegerland und an der Lahn zuzuweisen.¹²

Am 4. April 1942 erhielt die DAG strikte Weisung vom RWM, den Betrieb einzustellen und ihre Kumpel in andere Reviere abzugeben.¹³ Die Liquidation eines Unternehmens, das noch über 800 Leute beschäftigte und eine Bilanzsumme von 46 Mio. RM¹⁴ aufwies, das Materialvorräte und Sachanlagen im Wert von 20 Mio. RM¹⁵ besaß, stand an. Sein Vermögen war überflüssig geworden und musste verwertet werden. Darüber hinaus befanden sich zahlreiche Maschinen und Anlagen für das Hüttenprojekt in Kehl bereits im Bau. Dessen Auftragsvolumen belief sich auf rund 40 Mio. RM; ein Fünftel der Summe hatte die DAG ihren Lieferanten schon an Anzahlungen geleistet

Obwohl Bornitz bereits am 26. März 1942 von der angeordneten Schließung erfuhr, setzte er die Belegschaft erst am 10. April davon in Kenntnis. Blumbergs Bürgermeister Theo Schmid berichtete später von lebhaften Tumulten, die kaum zu besänftigen waren. Für Unmut im ganzen Ort sorgte auch die Tatsache, dass einheimische Fachkräfte als erste abgezogen werden sollten, während weniger qualifizierte Ausländer und Auswärtige zunächst in Blumberg zu verbleiben hatten. Gerade diese aber flüchteten bald in hellen Scharen, um ihrer drohenden Dienstverpflichtung zu entgehen. Bornitz griff ungeniert „mit schärfsten Mitteln“¹⁶ durch. Er verkündete eine Urlaubssperre, ließ Ausländerkontrollen durchführen und mehrere Arbeiter am Bahnhof von Blumberg verhaften.

Der Vorstand stellte den Erzabbau unverzüglich ein und beriet sich am 22. April 1942 im saarländischen Dillingen mit dem Aufsichtsrat über die langfristigen Konsequenzen der staatlichen Anordnung. Die Gremien gelangten zu dem Schluss, die DAG nicht aufzulösen, sondern ihre Kernsubstanz zu bewahren und später über das endgültige Schicksal des Unternehmens zu entscheiden.¹⁷ Damit erfüllten sie vor allem einen Wunsch des badischen Ministerpräsidenten Walter Köhler, der eine Wiederaufnahme des Bergbaus nach dem Krieg ausdrücklich offen gehalten wissen wollte. Der Aufsichtsrat beschloss am 22. April 1942,¹⁸ den Eichbergstollen und einen 300 m langen Abschnitt der Hauptförderstrecke im Stoberg zu erhalten. Auch die Förderbrücke über das Aitrachtal sollte unangetastet bleiben. Freilich hatte der Aufsichtsrat das Bestimmungsrecht über seine eigenen Anlagen längst nicht mehr selbst in der Hand, sondern musste hinnehmen, welchen Betrieb ihm das Berliner Rüstungsministerium oder das Heereswaffenamt als Nachnutzer präsentierte.

Auf Messers Schneide

Was das Schicksal von Materialbeständen und Betriebsaggregaten anging, so gab es klare Vorgaben aus Berlin: Sämtliche Vorräte und Fördereinrichtungen sollten ausgebaut und den kriegswichtigen Mangan- und Kohlebergbaurevieren überlassen werden. Die DAG stellte deshalb Bestandslisten zusammen und versandte sie an Montanbetriebe,¹⁹ die das Rüstungsministerium zuvor bestimmt hatte. Deren Vertreter reisten im Verlaufe des Frühjahrs 1942 nach Blumberg, um das Angebot zu besichtigen und ihre Bestellungen zu tätigen. Zwar achtete die DAG sorgfältig darauf, angemessene Verkaufserlöse zu erzielen, doch wussten ihre Abnehmer sehr genau um die Zwangslage des Unternehmens und drückten die Preise nach Kräften. 8,6 Mio. RM²⁰ gingen als Folge der Stilllegung verloren, das war mehr als ein Fünftel des Eigenkapitals.

Die DAG verkaufte bis Anfang Juli 1942 Material für 1,1 Mio. RM, das auf der Schiene seine Empfänger erreichte: Bis zum 1. September 1942 verließen 430 Eisenbahnwaggons mit Maschinen, Abbaugeräten und Förderanlage die Baar. 78 davon gingen nach Krivoi Rog in der Ukraine. Wertvolle Großaggregate, Bagger oder Dampflokomotiven waren nicht dabei. Sie wurden vermietet oder fanden dankbare Aufnahme bei den Gesellschaftern der DAG. Auch die maschinelle Ausstattung der Röstöfen sah bei Röchling ihrer Wiederverwendung entgegen. Für den Drehrohrofen der Lurganlage fand sich dagegen lange kein Käufer. Immerhin



Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner besichtigt Blumberg. Von links: 1. Person unbekannt, dann: Bergwerksdirektor Dr. Hans Bornitz in Uniform, hinter ihm in zweiter Reihe Landrat Rudolf Binz mit hellem Hut; neben Bornitz Robert Wagner; hinter ihm in Uniform: Blumbergs Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter Theodor Schmid, neben Wagner Kurt Heyer, der Kaufmännische Direktor der Doggererz-Bergbau GmbH (mit Knickerbockers), neben ihm in Uniform: NSDAP-Kreisleiter Walther Kirn, neben diesem im dunklen Anzug Grubenbetriebsleiter Carl Breiing. Das Bild wurde zwischen April 1938 und Ende August 1939 aufgenommen. Sammlung Prillwitz.



Besichtigung des Blumberger Tagebaus. Von links: Unbekannte Person, Kurt Heyer, der Kaufmännische Direktor der Doggerz-Bergbau GmbH (mit Brille und hellem Hut), Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner, Bergwerksdirektor Dr. Hans Bornitz, Grubenbetriebsleiter Carl Breiing, Landrat Rudolf Binz, Blumbergs Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter Theodor Schmid (in Uniform). Sammlung Prillwitz.

gelang es, die Gasgeneratorenanlage des Ofens an die Stadt Kassel zu veräußern, was man einige Monate später jedoch noch sehr bedauern sollte.

Andere Relikte ließ die DAG ohne Bedenken zurück. Theo Schmid bezeichnete sie voller Ingrimm als „verschandelte Gegend“²¹ oder als „gewaltig verunstaltetes Landschaftsbild“.²² Ihre Ursachen lagen in einem rücksichtslos betriebenen Tagebau: Seit 1938 hatte die DAG etwa 52 ha Gelände verwüstet und an den umliegenden Berghängen einen weithin sichtbaren Gürtel von tiefen Gräben und gewaltigen Schutthalden verursacht. Deren Einebnung forderte die Gemeindeverwaltung nun ebenso hartnäckig wie erfolglos. Dabei gab es eigentlich klare Auflagen. Das Bergamt Freiburg hatte den Abbau am Eichberg und am Lindenbühl nur unter der strikten Voraussetzung genehmigt, dass das Gelände vollständig rekultiviert werde. Für die beiden anderen Abbaugebiete am Ristelberg und am Stoberg existierte zwar keine amtliche Anordnung zur Geländeeinebnung, doch hatte die DAG immerhin eine Erklärung abgegeben, wonach sie diese Flächen wieder aufforsten werde. Wegen des herrschenden Krieges entschied das Bergamt jedoch, dass die Arbeiten einstweilen zurückgestellt werden könnten. Die DAG beschloss deshalb, hohe Rückstellungen in ihren Bilanzen zu bilden und damit kräftig Steuern zu sparen, in der Sache aber nichts weiter zu unternehmen.

Schwierig war das Problem zu lösen, was aus den Menschen werden sollte, die keinen Marschbefehl vom Arbeitsamt erhalten hatten. Besonders qualifiziertes

Personal, wie Ingenieure und Meister, kam bei den Saarwerken unter, die meist sein früherer Arbeitgeber gewesen waren. Zu klären blieb jedoch das Schicksal von ungefähr 300 meist gering qualifizierten ortsgebundenen Kräften. Die DAG behalf sich vorerst damit, dass sie ihre Zulieferfertigung für Messerschmitt auf etwa 160 Personen aufstockte und den Rest mit bergbaulichen Sicherungsarbeiten, notwendigen Reparaturen und mit dem Abbau und dem Versand von verkauftem Material und Betriebsanlagen beschäftigte.

Die Betriebseinstellung des mit Abstand größten örtlichen Arbeitgebers und Steuerzahlers musste katastrophale Auswirkungen auf die struktur- und finanzschwache Gemeinde Blumberg haben. Auch das Renommee des NS-Regimes war gefährdet, wenn das mit Millionenbeträgen geförderte Vorzeigeprojekt „Vierjahresplansiedlung Blumberg“ scheitern sollte: Fast 1.000 Arbeiterwohnungen, zwei Dutzend neu eröffnete Einzelhandelsgeschäfte, ein Schulhausrohbau, ganze Straßenzüge und Stromleitungen, Wasser- und Abwasserkanäle wären vergebens errichtet worden, wenn sich kein neuer Arbeitgeber fand. Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner hatte sich deshalb früh an Albert Speer gewandt und um Zuweisung eines größeren Rüstungsbetriebs nach Blumberg gebeten. Der Rüstungsminister versicherte Wagner am 23. März 1942, er habe Generalluftzeugmeister Erhard Milch und Wilhelm Leeb, den Chef des Heereswaffenamts, mit Nachforschungen darüber beauftragt, welche Wehrmachtfertigung nach Blumberg verlagert werden könne, um die dort bestehende Arbeitersiedlung auszunutzen.²³

Um sich vor Ort zu informieren, kam Ministerpräsident Köhler am 16. April 1942 nach Blumberg. Auch Theo Schmid wurde zu dem Gespräch bei der DAG hinzugebeten.²⁴ Das Thema der Runde bildete die Sicherung bestehender und der Aufbau neuer Arbeitsplätze in der krisengeschüttelten Gemeinde. Unbestritten war wohl die Erkenntnis, dass in langfristiger Hinsicht nur die Neuansiedlung eines großen Unternehmens Erfolg bringen würde. Köhler schwebte die Verlagerung eines kriegswichtigen Betriebs mit etwa 500 bis 600 Beschäftigten nach Blumberg vor. Einigkeit herrschte darüber, dass auch die DAG einen angemessenen Beitrag zur Krisenbewältigung leisten musste. Schmid brachte die Eröffnung einer Reparaturwerkstatt für beschädigte Güterwagen ins Gespräch, doch hielt sich die Begeisterung von Bornitz in engen Grenzen.²⁵ Stattdessen hielt er eine Ausweitung der bestehenden Auftragsfertigung für Messerschmitt für möglich. Leider hatte er seine Rechnung ohne den Aufsichtsrat gemacht. Dieser beschloss wenige Tage später, jegliche Übernahme von „satzungsgemäß nicht vorgesehener Fabrikation“ zu verweigern und forderte den Vorstand auf, auch die bestehende Messerschmitt-Fertigung der DAG bald in andere Hände überzuleiten.²⁶

Für den Blumberger Bürgermeister stand viel auf dem Spiel. Hatte er drei Jahre zuvor noch den Bau tausender Arbeiterwohnungen verkündet und öffentlich geprahlt, Blumberg werde „als Folge nationalsozialistischer Staats- und Wirtschaftsführung“ bald eine „völlig neue, vom Lied der Arbeit und vom Gesang der Bohrhämmer erfüllte Industriestadt“²⁷ sein, so war jetzt von einem heroischen „nationalsozialistischen Gestaltungswillen“²⁸ nichts mehr zu spüren. Stattdessen besiegelte die von Schmid so bejubelte Partei- und Staatslenkung womöglich den Niedergang seiner eigenen Gemeinde, für den er als Bürgermeister und örtliche

Parteigröße mitverantwortlich gemacht werden konnte. Wohl als Ergebnis des Gesprächs mit Köhler setzte Schmid am 30. April 1942 eine Denkschrift auf, in der er nicht nur die wirtschaftlichen Probleme seiner Kommune schilderte, sondern auch den drohenden Prestigeverlust des NS-Regimes beklagte.

Eine ganz außerordentliche, schwierige Aufgabe der Menschenführung war durch den Zuzug der vielen wurzellosen und heimatlosen Menschen zu lösen. Ein Großteil dieser fühlte sich mit dem NS-Staat in keiner Weise verbunden, waren zunächst an ein geregeltes Arbeiten zu gewöhnen und in eine ordentliche Lebensführung erst wieder einzugliedern, vor allem auch ein Teil der vielen aus dem Saargebiet zugezogenen Bergarbeiterfamilien, die durch mehrere Jahre unter der französischen Fremdherrschaft völlig haltlos geworden waren. Durch engste Zusammenarbeit mit der Gemeindeverwaltung und der NSDAP konnten die zugezogenen haltlosen Menschenmassen in aufopfernder, unermüdlicher Arbeit innerhalb der rückliegenden 3–4 Jahre zu einer ordentlichen Gemeinschaft zusammengefügt werden, wobei es sich als außerordentlich vorteilhaft erwies, dass der Endunterzeichnete nicht nur als Bürgermeister, sondern auch als Ortsgruppenleiter der NSDAP tätig sein konnte (...) Ich halte die Einschaltung eines derartigen Industrieunternehmens hier für dringend notwendig, um auch die durch die Einstellung der Doggererzförderung entstandene Erregung und die große Missstimmung unter der hiesigen Bevölkerung zu beheben, weiter aber auch, um hierdurch den vielen zugezogenen Arbeiterfamilien, die meistens sehr kinderreich sind, die hofften in Blumberg einen dauernden Wohnsitz und eine neue Heimat gefunden zu haben, das verloren gegangene Vertrauen und den Glauben an einen späteren Ausbau der Gemeinde Blumberg wiederzugeben.²⁹

Schmid sandte sein pathetisches Opus am 3. Mai 1942 an den Donaueschinger Landrat Rudolf Binz, der einen Begleitbrief³⁰ verfasste und es an Köhler und an den badischen Innenminister Karl Pflaumer weiterleitete. Die Akten geben keinerlei Auskunft darüber, was Köhler anschließend unternahm. Festzustellen ist aber, dass der DAG-Vorstand doch noch mit der Reichsbahn über eine Güterwagenreparaturwerkstatt zu sprechen begann. Die Verhandlungen zogen sich monatelang hin und endeten ergebnislos, weil das Reichsverkehrsministerium dem Projekt eine Absage erteilte.³¹ Der Vorstand sprach auch mit der Messerschmitt AG und drängte sie zur Übernahme der bestehenden Zulieferfertigung. Da ihm dies nicht gelang, entschloss sich Bornitz am Ende doch dazu, die Flugzeugteileproduktion bei der DAG auszuweiten. Um die Belegschaft auf 400 Mann zu erhöhen, beantragte er im Sommer 1942 beim Bevollmächtigten für den Arbeitseinsatz die Zuweisung von 250 Facharbeitern³². Ob er dabei nur dem Druck der badischen Behörden nachgab, oder sich aus eigener Kraft dem Aufsichtsrat entgegenstemmen wollte, muss offen bleiben.³³ Wohl hatte sich Bornitz mit seinem Aufsichtsratsvorsitzenden Wilhelm Wittke abgestimmt. Als dieser im Sommer 1942 jedoch schwer erkrankte, legte dessen designierter Nachfolger Rudolf Siedersleben sein Veto ein und forderte den Aufsichtsrat umgehend auf, sein Votum vom 22. April 1942 nochmals zu bekräftigen, *wonach es für die Gesellschaft nicht richtig ist, eine satzungsgemäß nicht vorgesehene Fabrikation zu betreiben, geschweige denn auszubauen. Indem*

der Aufsichtsrat diese EntschlieÙung erneuert, sieht er sich auÙer Stande zuzustimmen, dass im Rahmen der Doggererz AG in Blumberg neue, für die Doggererz AG wesensfremde Fertigungen aufgenommen werden. Jedoch erachtet es der Aufsichtsrat für selbstverständlich, dass die Doggererz AG nach Maßgabe ihrer abwicklungsmäßigen Möglichkeiten weiterhin sämtliche Bestrebungen fördert, unterstützt und erleichtert, welche die tunliche Abwendung der Stilllegungsfolgen von der Stadt Blumberg zum Gegenstande haben.³⁴

Darunter verstand Siedersleben die Gewährung einer Spende an die badische Regierung.

Bis zum Sommer 1942 fand sich kein Investor³⁵ für den umfangreichen Immobilienbestand. Der DAG-Vorstand knüpfte deshalb Kontakte zur Schwarzwälder Instrumentenindustrie an und versuchte Teilflächen zu vermieten. Auch Theo Schmid unternahm Akquisitionsversuche, musste im August 1942 jedoch resigniert



Die Betriebsanlagen der Doggererz AG Anfang der 1940er Jahre mit Blickrichtung vom Eichberg auf den Stoberg: Der Fotograf stand auf dem Dach des Werkstattgebäudes 56 (erbaut 1936). Oberhalb des Gebäudes verläuft von links nach rechts die Reichsstraße 27. In der Bildmitte das mit Walmdach versehene Verwaltungsgebäude, das 1940 an die bereits 1937 erstellte Waschkau (langgestreckter Gebäudeteil rechts) angebaut wurde. Oberhalb des Verwaltungsgebäudes das 1936/37 erbaute Maschinenhaus, in dem unter anderem die Pressluft für das Abbaugerät der Bergleute erzeugt wurde. Das weiÙe Haus mit Turm links daneben ist die 1937 erbaute Trafostation Eichberg. Die Gleise im Bildvordergrund führen zum Tagebaugebiet Eichberg. Sammlung Prillwitz.

feststellen, dass zwar ein halbes Dutzend Firmendelegationen nach Blumberg gekommen seien, diese ihr Vorhaben aber aus ihm „nicht erklärlichen und völlig unverständlichen Gründen“ kurz vor dem Vertragsabschluss wieder aufgegeben hätten.³⁶ Fraglos suchte der Blumberger Bürgermeister die Schuld dafür bei den Vorständen der DAG.

Während sämtliche Ansiedlungsbemühungen im Sande verliefen, bahnte sich eine soziale Katastrophe in Blumberg an: Viele Bergleute der DAG waren in das Siegerland versetzt worden. Dort erhielten sie weitaus geringere Löhne als bei der DAG, mussten aber die erhöhten Belastungen einer doppelten Haushaltsführung auf sich nehmen, weil ihre Familien zumeist in Blumberg verblieben waren. Vor allem kinderreiche Paare gerieten in derart große Bedrängnis, dass die Gemeinde einspringen und insgesamt 2.600 RM an Vorschüssen für 66 Haushalte auszahlen musste.³⁷ Da die verzweifelten Menschen auch ihre Mieten nicht mehr zahlen konnten, häuften sich im Laufe des Sommers 1942 gewaltige Mietrückstände bei der Badische Heimstätte an. Das Unternehmen reagierte mit der Kündigung von säumigen Zahlern. Die Deutsche Arbeitsfront kommentierte die soziale Lage im Sommer 1942 mit den Worten: „Diese katastrophalen Zustände weiten sich immer mehr aus und es muss daher alles getan werden, um diese Zustände zu beheben.“³⁸

Irritiert über die DAG und völlig unzufrieden mit dem Verlauf der Dinge wandte sich Schmid am 29. Juni 1942 abermals an Köhler. Kurz darauf fand eine Besprechung in Karlsruhe statt, an der mehrere Vertreter des Rüstungskommandos Villingen und des Landeswirtschaftsamts Baden teilnahmen. Dem Protokoll ist zu entnehmen, dass die Reputation der DAG stark gelitten hatte. Die Beamten taten sich offenkundig schwer damit, die lokalen Konsequenzen einer Entscheidung zu akzeptieren, die höheren Orts getroffen worden war. Stattdessen witterte man Obstruktion und schob die Verantwortung für den drohenden Prestigeverlust von Staat und Partei lieber den Vorständen der DAG in die Schuhe. Dass die Einschätzung der herrschenden Lage auf Theo Schmid persönlich zurückging, ist nicht zu beweisen, scheint aber wahrscheinlich. Das Protokoll vermerkt:

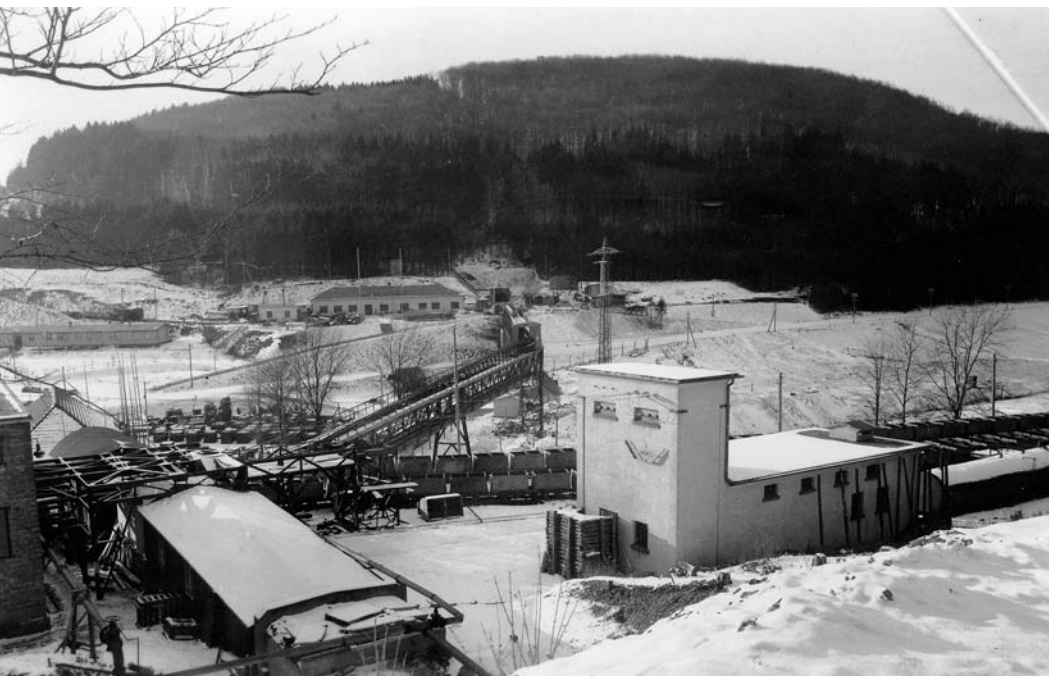
Als eine wesentliche Ursache für die Unsicherheit im Betrieb ist die Tatsache anzusehen, dass die führenden Männer (Dr. Bornitz, Dr. Berger und Herr Gerlach) nicht zusammen, sondern neben- und gegeneinander arbeiten, und dadurch klare Betriebsführung unmöglich machen. Herr Imhäuser, der verantwortliche Ingenieur für die Messerschmitt-Fertigung, wird über die laufenden Verhandlungen nicht unterrichtet, so dass eine nachhaltige Vertretung der Interessen der Firma Messerschmitt AG bzw. der in Aussicht genommenen Reichsbahn-Reparatur-Werkstätte nicht möglich ist.

Es besteht der Eindruck, dass die genannten leitenden Herren ihre persönlichen Interessen in den Vordergrund stellen, ohne die Belange des Weiterbestandes und Wiederaufbaues genügend zu berücksichtigen. Ernsten Besprechungen zur Behebung der Missstände sind die Herren bis jetzt ausgewichen. Eine sich hinziehende Abwicklung mit der Begründung der Verwaltung und Vermietung der vorhandenen Geräte scheint beabsichtigt zu sein. Als Beweis hierfür wird angeführt, dass heute noch 70 Bürokräfte bei einer Belegschaft von rund 200 Arbeitskräften beschäftigt werden. Vorschlag des

Auf Messers Schneide

Rüstungskommandos: Einsetzung eines kommissarischen Betriebsführers. Trennung zwischen Abwicklung der Geschäfte der Doggererz AG und Weiterführung (neue Fertigung) des Betriebs. Ministerialrat Dr. Mühe wird veranlassen, dass Dir. Berger beim Bad. Ministerpräsidenten vorspricht und sich verantwortet.³⁹

Köhler sah keinen Grund zur Sorge. Die hohe Zahl der Angestellten hing damit zusammen, dass es dem DAG-Vorstand und den badischen Landesbehörden im Mai 1942 gelungen war, den Bau des Kehler Hüttenkraftwerks von der Berliner Stilllegungsanordnung wieder auszunehmen.⁴⁰ Dessen Dampfkessel, Turbinen und Stromerzeugungsanlagen standen kurz vor der Vollendung und sollten der unter akutem Energiemangel leidenden badischen Wirtschaft unbedingt erhalten bleiben. Dr. Hans Bornitz und sein kaufmännischer Vorstandskollege Dr. Walther Berger planten das Kraftwerk vollständig an die Badenwerk AG abzustoßen. Das für die Hüttentechnik zuständige Vorstandsmitglied Dr. Rudolph Gerlach wollte jedoch am



Blick vom Stoberg auf den Eichberg: Im Vordergrund rechts die 1937 erbaute Trafostation. Links (angeschnitten) das im gleichen Jahr erbaute Maschinenhaus. Die Stahlgitterkonstruktion in der Bildmitte ist die Erzförderbrücke. Sie führt vom Stoberg über die Reichsstraße 27 hinweg zum Eichberg. Links vom Mundloch des Eichbergstollens im Bildhintergrund das 1937 erbaute Verwaltungsgebäude, links daneben das kleine Werkstattgebäude 56. Ihm schließen sich links weitere Bürobaracken an. Über deren Dächern sieht man die zum Tagebaugebiet Eichberg führende Schmalspurbahn mit Lok und Förderwagen. Die Hauptverwaltung zog 1940 vom Eichberg in einen neuen Anbau an die Waschkaue am Stoberg um. Sammlung Prillwitz.

Kraftwerksbau durch die DAG weiterhin festhalten und nach Kriegsende auch noch das Eisenwerk errichten. Der Aufsichtsrat lehnte im Juli 1942 kategorisch ab.⁴¹

Albert Speer beendete schließlich die Unsicherheit über das weitere Geschehen. Am 18. August 1942 verfügte⁴² sein Ministerium, dass sich der Hamburger Rüstungsbetrieb Walter Kopperschmidt & Söhne aus Gründen der Luftgefährdung nach Blumberg zu verlagern habe. Der Plexiglashersteller übernahm kurz darauf die beiden Waschkauen am Stoberg und am Ristelberg, das Gebäude der Transformatorstation am Stoberg und die Hauptwerkstätte am Ristelberg. Noch während die erforderlichen Umbauarbeiten an diesen Räumen andauerten, errichtete Kopperschmidt weitere vier Produktionshallen im Südwerk. Anfang 1943 lief dann die Fertigung mit fast 750 Beschäftigten an. 172 davon hatte man von der DAG übernommen, fast alle übrigen kamen vom früheren Firmenstandort Hamburg mit. Diese stellten vor allem splittersichere Kanzeln für Kampfflugzeuge und Unterseeboote her. Da der Wohnraum nicht ausreichte, um die verheiratete Stammebelegschaft vollständig unterzubringen, sollten 300 russische Zwangsarbeiterinnen in der Produktion eingesetzt und in ehemaligen Gefangenenlagern einquartiert werden. Bürgermeister Schmid kommentierte die Geschehnisse im Januar 1943:

Im allgemeinen kann gesagt werden, dass die Firma die Verlegung ihres Betriebs hierher planmäßig und reibungslos durchgeführt hat. Bei der Gemeindeverwaltung haben sich hierdurch keinerlei Schwierigkeiten ergeben. Die zugezogenen Familien haben alle recht gute Wohnungseinrichtungen. Auch machen die Zugezogenen alle den Eindruck von rechtschaffenen, ordentlichen und anständigen Menschen, die in keiner Weise mit jenen vergleichbar sind, die bei der Entwicklung des Bergwerks hierher gezogen sind.⁴³

Nach dem verheerenden Luftangriff, den Hamburg am 25. Juli 1943 erlebte, kamen weitere Teile der Stammebelegschaft nach Blumberg. Walter Kopperschmidt beschäftigte im Mai 1944 bereits über 1.250 Kräfte. Auch die ausgebombte Chemiefabrik Curt Kopperschmidt verlegte 1943 ihren Betrieb nach Blumberg und nahm in zwei Baracken mit etwa 80 Beschäftigten die Produktion von Farben, Klebern, Leimen und Kunststoffdichtungen auf. Da die Fliegergefahr extrem zunahm, wies das Luftfahrtministerium die DAG im Mai 1944 an, ihre unterirdischen Anlagen für die kriegswichtige Plexiglasfertigung auszubauen. Das Unternehmen sprengte im Eichberg einen Traforaum neben der vorhandenen Sprengstoffkammer aus dem Gestein und besorgte sich für die weiteren Arbeiten 90 kriegsgefangene Bergarbeiter.⁴⁴ Diese rissen im Sommer 1944 alle Gleise aus dem Eichbergstollen heraus, betonierten dessen Sohle und schufen die notwendigen Belüftungs- und Sanitäreanlagen. Noch während sie arbeiteten, verlegte Walter Kopperschmidt Teile seiner Produktion unter Tage.

Die vielen zugezogenen Menschen begannen sich bald in den vorhandenen Quartieren zu drängen. Nicht selten mussten sich zwei oder drei Familien eine einzige Wohnung teilen. Rund 50 Haushalte besaßen im Oktober 1943 noch gar keine eigene Unterkunft. In Blumberg hatte man sich deshalb rasch wieder mit den altbekannten Problemen einer überforderten Infrastruktur herumzuschlagen. Akute Versorgungsmängel und lange Schlangen vor den wenigen Einzelhandelsgeschäften prägten abermals das Bild. Der Gemeindekasse tat die Entwicklung

dagegen ausgesprochen gut. Da Walter Kopperschmidt nicht – wie das Bergwerk zuvor – anhaltende Verluste schrieb, sondern gute Gewinne erzielte, stiegen die Steuereinnahmen deutlich an. 1943 war man erstmals seit 1937 wieder in der Lage, aus eigener Kraft einen ausgeglichenen Haushalt aufzustellen.⁴⁵

Ebenso rasch, wie sich Kopperschmidts Aufstieg zum Hoffnungsträger vollzog, schmolz die Reputation der ehemals umworbenen, jetzt aber kaum noch in Blumberg geduldeten DAG dahin. Weil noch zahlreiche Demontagen und bergbauliche Sicherungsarbeiten durchzuführen waren, sank ihr Personalbestand längst nicht so schnell, wie es die Gemeindeverwaltung gern gesehen hätte. Erst als man im Herbst 1942 die Auftragsfertigung für Messerschmitt eingestellt und das freigewordene Personal an Walter Kopperschmidt abgegeben hatte, verringerte sich die Zahl der Arbeitnehmer merklich. Sie sank von rund 270 im Juli 1942 auf 40 Arbeiter und Angestellte im März 1943. Auch der Vorstand verkleinerte sich: Nachdem am 1. September 1942 schon Bornitz aus dem Unternehmen ausgeschieden war, legte im März 1943 nun auch Gerlach seine Geschäfte nieder.

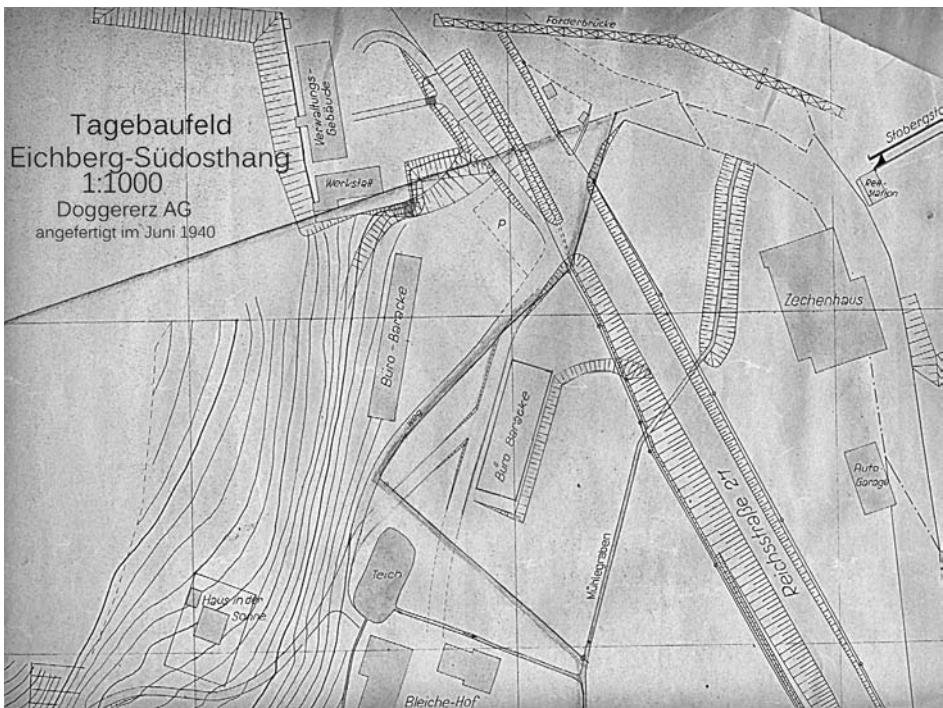
Allein Berger kümmerte sich weiter um die Abwicklung des Betriebs. Er hatte keine leichte Aufgabe: Der Generalinspektor für Wasser und Energie verbot im August 1942 den von der badischen Regierung erhofften Weiterbau des Hüttenkraftwerks bei Kehl und ordnete an, die im Entstehen begriffenen Anlagenteile an die Berg- und Hüttenwerksgesellschaft Karwin-Trzynietz AG in Teschen (Oberschlesien) zu übergeben, deren Produktionsanlagen modernisiert werden sollten. Berger musste harte Verhandlungen führen und erzielte erst im Februar 1943 einen Durchbruch: Für einen hohen Betrag erwarb die Käuferin sämtliche Planungsunterlagen und Bestellungen, die für das Kehler Hüttenkraftwerk bereits getätigt worden waren. Die DAG überwies aus den Verkaufserlösen bis zum Kriegsende rund 18,7 Mio. RM als verzinsliche Darlehen an ihre Gesellschafter, davon 12 Mio. RM an das Reich, den Rest an die Saarwerke.⁴⁶ Gleichzeitig wurde nun auch die Hüttenbaustelle bei Kehl geräumt. Ende Juni 1943 erschien dort eine Arbeitskolonne von 11 Mann und entfernte unter großen Strapazen fast ohne technische Hilfsmittel sämtliche Eisenbahnschienen, Schwellen, Gussrohre und Eisenplatten.

Berger versuchte auch vertraglich eingegangene Verpflichtungen zu lösen, für deren Übernahme es nach der Betriebseinstellung keinerlei Geschäftsgrundlage mehr gab. So gewährte die DAG der Siedlungsgesellschaft für das Doggererzgebiet einen unverzinslichen Kredit in Höhe von fast einer Mio. RM, der zum Bau von etwa 1.000 Arbeiterwohnungen beigetragen hatte, in denen sich mittlerweile die Belegschaft von Walter Kopperschmidt niederließ. Berger schlug dem badischen Ministerpräsidenten Köhler deshalb im Oktober 1942 vor, das Land möge die bestehenden Darlehen ablösen und den DAG-Geschäftsanteil am Bauträger in Höhe von 50.000 RM übernehmen.⁴⁷ Köhler lehnte das Ansinnen rundweg ab und empfahl Berger, sich mit Kopperschmidt zu einigen. Dessen Management war an der Übernahme zusätzlicher Kosten jedoch völlig desinteressiert.

Die Beziehungen zwischen dem Plexiglashersteller und der DAG waren denkbar schlecht. Berger sah seine Kernaufgabe darin, das Vermögen seiner Gesellschafter zu erhalten und deren Immobilien zum Marktwert an Walter

Das Schicksal Blumbergs und seiner Industrie 1941–1945

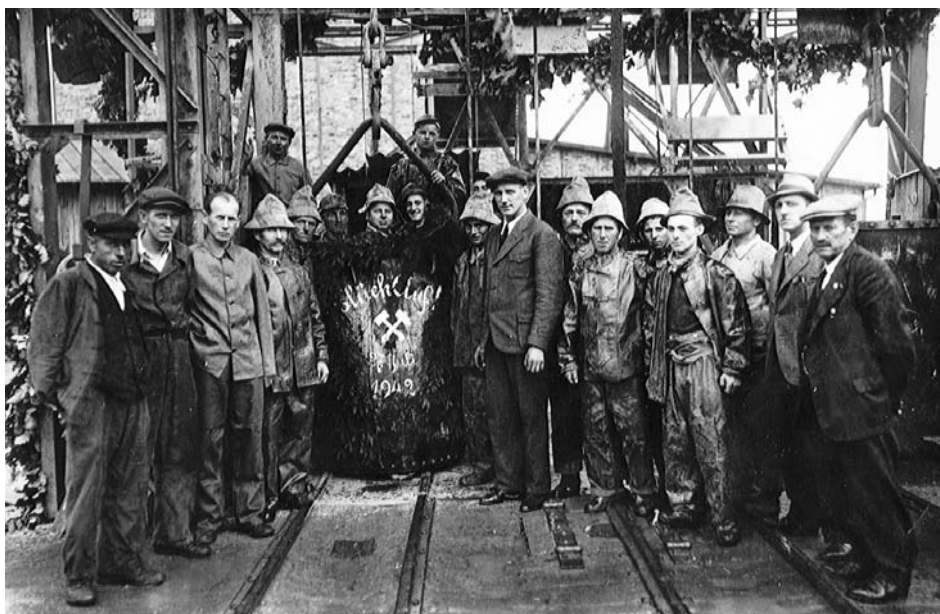
Kopperschmidt zu verkaufen. Der zeigte jedoch wenig Zahlungsbereitschaft und beschwerte sich lieber bei Theo Schmid über die Forderungen des DAG-Vorstands. Als kriegswichtigem Rüstungsbetrieb und größtem Arbeitgeber in der Gemeinde fiel es Kopperschmidt nicht schwer, den Blumberger Bürgermeister auf seine Seite zu ziehen. Um Bergers Ansehen war es dagegen schlecht bestellt. Dieser wahrte ganz offen Distanz zur NSDAP und ließ sich, anders als sein Vorstandskollege Bornitz, bei keiner Parteiversammlung blicken. Die Einstellung eines jüdischen Ingenieurs, der andernorts keine Arbeit mehr fand, trug ebenfalls wenig dazu bei, Bergers Beliebtheit bei den örtlichen Parteigrößen zu steigern. Zeugen bescheinigten ihm nach dem Krieg, er habe in Blumberg als „politisch unzuverlässig“ und „abschussreif“⁴⁸ gegolten und deswegen ständige Reibereien mit den kommunalen Parteifunktionären sowie schwere Meinungsverschiedenheiten mit höheren Parteistellen auszuhalten gehabt. Die erhalten gebliebenen Akten bestätigen dies.



Plan des Nordwerks: Links oben das alte Verwaltungsgebäude südlich des Eichbergstollenmunds. 1940 verlor es seine zentrale Funktion. Die Direktion der Grubenverwaltung zog in ein neues Gebäude um, das man an den Nordgiebel des Zechenhauses am Stobergestollen angebaut hatte. Das „Haus in der Sonne“ (links unten) war ein Wohnhaus, das die DAG für ihren Prokuristen Max Feuerhake errichtet hatte. Nach dessen Ausscheiden erwarb es 1943 das DAG-Vorstandsmitglied Dr. Walther Berger. Auf dem Plan fehlen die nördlich der Förderbrücke gelegenen Anlagenteile (Mundloch Eichbergstollen, Trafostation von 1937 und das erst 1941 errichtete große Transformatorenhaus) Sammlung Prillwitz.

Auf Messers Schneide

Theo Schmid schickte am 17. Oktober 1942 einen irritierenden Brief an das Badische Innenministerium, in dem er Berger vorwarf, dieser bereite Kopperschmidt „in jeglicher Beziehung Schwierigkeiten, seinen Betrieb überhaupt erst in Gang zu bringen“. ⁴⁹ Der DAG-Vorstand fordere überhöhte Mieten ⁵¹ für seine Angestelltenwohnungen, gebe nur unwillig Personal ab und behindere die notwendige Überlassung von Betriebsräumen. Da er beim Innenministerium erfolglos blieb, versuchte Schmid auf der Parteischiene weiterzukommen. Am 13. März 1943 formulierte er ein Schreiben an die NSDAP-Kreisleitung, das er nicht als Bürgermeister unterzeichnete, sondern als Ortsgruppenleiter. Darin warf er der DAG vor, seit über einem Jahr keinerlei Beiträge mehr für einen raschen Sieg zu leisten, sondern die kriegswichtige Produktion von Kopperschmidt durch überhöhte Preisforderungen für ihre Maschinen und Eisenkonstruktionen zu gefährden. Nachdem die Aktionäre der DAG durch den Stilllegungsbeschluss ohnehin schon mehrere Mio. RM eingebüßt hätten, komme es auf einige hunderttausend RM auch nicht mehr an. Der Allgemeinheit – und vornehmlich der Gemeinde Blumberg – entstünden weitaus größere Verluste, die in Geld gar nicht zu beziffern seien und am Ende den Bestand des gesamten Gemeinwesens gefährdeten. Schmid warf Berger indirekt vor, er führe seine „Verhandlungen nach jüdisch-liberalistischem Geist und Grundsatz“ ⁵¹ und forderte die NSDAP-Kreisleitung auf, dafür Sorge zu tragen, dass General Walther von Unruh ⁵² die Tätigkeit der DAG sofort beende. Schmid's Tirade wirkt umso befremdlicher, als er sich wenige Monate zuvor bei Bergers früherem Vorstandskollegen Bornitz für dessen Bemühungen um eine gedeihliche Weiterentwicklung von Blumberg ausdrücklich bedankt hatte. ⁵³



Ein trauriger Tag für die Beschäftigten der Doggererz AG: Am 27. Juli 1942 fand die letzte Grubenfahrt statt. Sammlung Prillwitz.



Dr. Walther Berger, das kaufmännische Vorstandsmitglied der Doggererz AG von 1940 bis 1946, und seine Ehefrau Annemarie, die Tochter des Donaueschinger Hofapothekers Richard Baur. Die Aufnahme stammt von 1949. Privatbesitz.

Auf dem Instanzenweg wanderte Schmidts Pamphlet über Wagners NSDAP-Gauleitung zu Köhlers Finanz- und Wirtschaftsministerium (FWM). Letzteres gab Berger Gelegenheit zur Stellungnahme. Der DAG-Vorstand wies darauf hin, wie schwierig es unter den herrschenden Kriegsbedingungen gewesen war, technische Anlagen und Bestellungen im Wert von mehr als 40 Mio. RM sinnvoll zu verwenden und bei anderen Rüstungsbetrieben bedarfsgerecht unterzubringen.⁵⁴ Auf das FWM wirkte Bergers Darlegung so überzeugend, dass es der NSDAP-Gauleitung Baden am 13. Mai 1943 mitteilte, man habe die erhobenen Vorwürfe geprüft und verworfen, da eine wesentlich raschere Abwicklung der DAG nicht möglich gewesen sei. Schwierigkeiten beständen eben nicht nur in kaufmännischer und finanzieller, sondern vor allem auch in technischer Hinsicht.⁵⁵

Die immer noch schwelende Auseinandersetzung zwischen Kopperschmidt und der DAG wurde erst nach langwierigen Verhandlungen beigelegt: Das Reichsluftfahrtministerium gründete 1943 eine Finanzierungsgesellschaft (Luftfahrtanlagen GmbH), die große Werksteile für 3,5 Mio. RM zu kaufen und an Kopperschmidt zu vermieten versprach. Die Luftfahrtanlagen GmbH sagte auch zu, das DAG-Siedlungsdarlehen für den Bau der Arbeiterwohnungen abzulösen. Im Oktober 1943 veräußerte Berger endlich auch den weiträumigen Erzaufbereitungskomplex im Südwerk. Für rund eine Mio. RM erwarb die Otavi Minen und Eisenbahngesellschaft den Lurgi-Drehrohrofen und sämtliche Hallen, die der Aufberei-

tung, dem Transport und der Lagerung von Erzen gedient hatten.⁵⁶ Das Berliner Unternehmen plante, aus der reichlich vorhandenen Lurgi-Schlacke Ferrovanadium zu erzeugen, ein Legierungselement für Edelstahl. Berger führte auch die Geschäfte dieses Betriebs, konnte aber die Produktion bis Kriegsende nicht mehr in Gang bringen, weil er wesentliche Anlagenteile bereits 1942 an die Stadt Kassel verkauft hatte und eine Reihe von Spezialmaschinen fehlten.

Allen Anstrengungen zum Trotz blieb Berger auch weiterhin im Fadenkreuz seines Gegners: Am 9. Oktober 1943 interessierte sich plötzlich der Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS für ihn. Er habe gehört, so teilte SS-Hauptsturmführer Seebach dem Badischen FWM mit, dass Berger und seine Mitarbeiter seit über einem Jahr damit beschäftigt seien, die DAG abzuwickeln. Dies werde allgemein nicht verstanden. „Es wird vermutet, dass sich vor allem Herr Dr. Berger mit dieser Beschäftigung vor einem anderweitigen Einsatz bzw. vor einer Einberufung zur Wehrmacht drücken will.“⁵⁷ Der Beschuldigte musste sich zudem weiterer Denunziationen erwehren, die ihm vorwarfen, er habe zwei Stunden lang mehrere vom Kriegsdienst freigestellte DAG-Arbeitskräfte zweckentfremdet eingesetzt und sich zwei Hasenställe zur Privatwohnung bringen lassen. Zum Glück für Berger schmetterte das FWM den Vorstoß des Sicherheitsdienstes der SS ebenso ab wie ein halbes Jahr zuvor die Attacke der NSDAP-Gauleitung.⁵⁸ Um Seebach zu besänftigen, stellte man die militärische Verwendung des DAG-Vorstands für das kommende Frühjahr in Aussicht. Berger rückte dann am 20. Februar 1944 wirklich zur Wehrmacht ein.

Mit den Vorstandsaufgaben wurde daraufhin ein nebenamtlicher Generalbevollmächtigter betraut, der Dr. Hans Reichard hieß und die Berliner Verwaltungsstelle der Otto-Wolff-Gruppe leitete. Die Geschäfte vor Ort leitete der langjährige Prokurist und Buchhaltungsleiter Ernst Denzer. Dieser durfte im März 1945 noch einen Zweigbetrieb des Automobilzulieferers Alfred Teves GmbH im Südwerk aufnehmen. Das Unternehmen mietete die ehemalige DAG-Hauptwerkstatt und sollte später zum größten Arbeitgeber von Blumberg aufsteigen.

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie und begannen ihren Vormarsch auf das Deutsche Reich. Als wenige Monate später das lothringische Minettegebiet verloren ging, machte sich der Völklinger Hüttenwerksbesitzer Hermann Röchling um die Erzversorgung der Saalhütten große Sorgen. Auf seinen Antrag hin beschloss der DAG-Aufsichtsrat am 30. Oktober 1944, den Tagebau am Eichberg und am Lindenbühl wieder aufzunehmen und eine Tagesförderung von 1.500 t anzustreben.⁵⁹ Da das Unternehmen weder über geschultes Personal noch über geeignetes Abbaugerät verfügte, beschloss es, die Organisation Todt (OT) mit der Realisierung des Vorhabens zu betrauen. Zur Überwachung der Arbeiten holte die DAG ihren erfahrenen Tagebauingenieur Sievers wieder nach Blumberg zurück und berief Dr. Rudolph Gerlach erneut in den Vorstand. Dieser suchte den badischen Ministerpräsidenten Köhler auf, um das weitere Vorgehen mit ihm abzustimmen. Köhler lehnte den Plan der Saalhütten jedoch ab, weil er die chronisch überlastete Reichsbahn vor weiteren Aufgaben verschonen wollte. Stattdessen hielt er es für sinnvoll, sich auf die Ausbeutung der verkehrsgünstig gelegenen Gruben am Oberrhein zu konzentrieren.

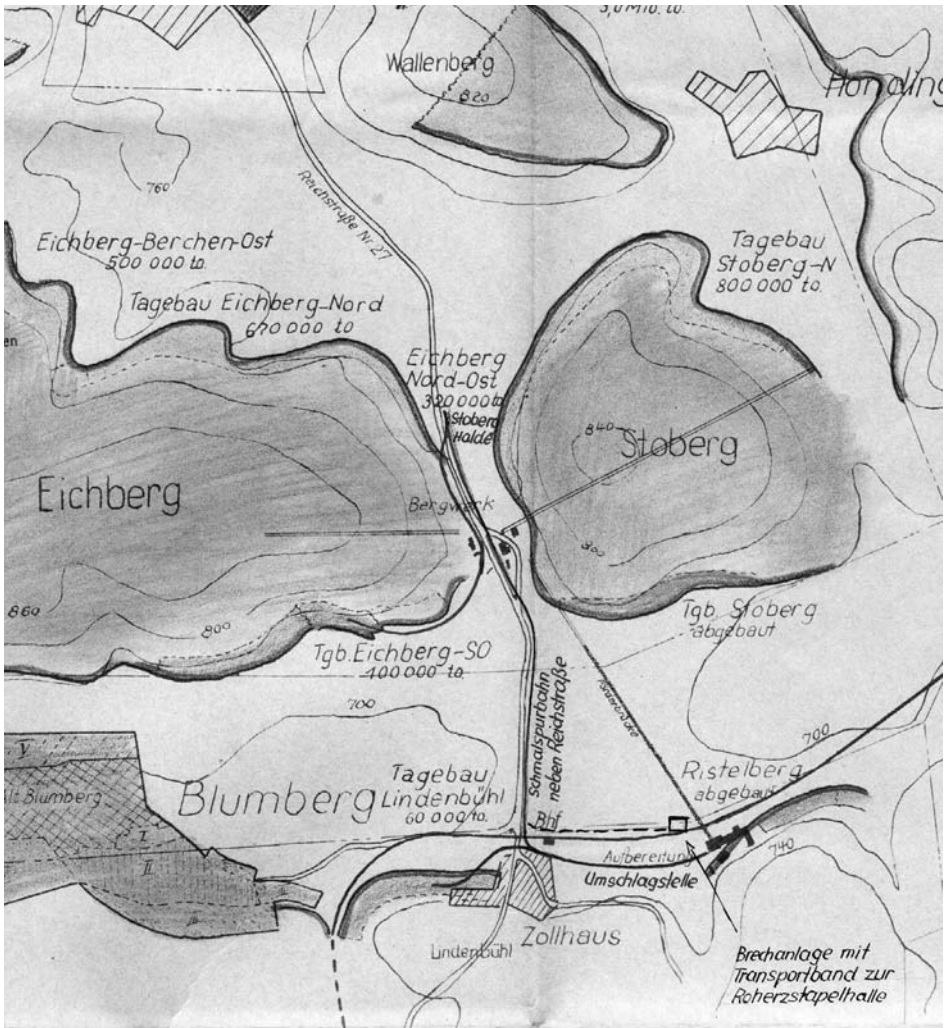
Beim RWM erzielten Röchling und Gerlach mehr Erfolg. Die Behörde unterrichtete das Rüstungsministerium am 3. November 1944, die Saarhütten wollten den Erzabbau in Blumberg „mit größtmöglicher Beschleunigung“⁶⁰ wieder aufnehmen und bat darum, den Stilllegungsbeschluss vom März 1942 zu revidieren. Dieses kam der Bitte nach und wies die OT an, sämtliche Vorbereitungen für eine rasche Wiederaufnahme der Tagebaubetriebe am Eichberg und am Lindenbühl zu treffen. Die OT schloss daraufhin Unterverträge mit einer Reihe von regionalen Baufirmen ab, deren Maschinen und Mitarbeiter allerdings nicht mehr zum Einsatz gelangten,⁶¹ weil die Saarhütten wegen der nahenden Front im Dezember 1944 ihren Betrieb einstellen mussten. Da die noch funktionsfähigen Ruhrwerke das Blumberger Tagebauerz nicht verarbeiten konnten, verlor es seine Bedeutung nun vollends. Zwar entstand in Berlin während des Winters 1944/45 nochmals ein letzter amtlicher „Plan für die Fördersteigerung des deutschen Eisenerzbergbaus“,⁶² doch beschränkten sich die Vorgaben für die Baar darauf, das stillgelegte Karl-Egon-Bergwerk bei Gutmadingen wieder zu eröffnen. Aber auch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Hermann Röchling setzte sich im Dezember 1944 nach Heidelberg ab. Sein Sohn Karl Theodor verblieb dagegen in der Völklinger Hütte und wurde dort am 17. Dezember 1944 unter ungeklärten Umständen ermordet. Die deutsche Niederlage warf ihre Schatten voraus. Röchling versuchte Vorsorge zu treffen und entwickelte in der letzten Kriegsphase ein Projekt, um das wirtschaftliche Überleben seines Konzerns nach dem möglichen Verlust des Saarlands notdürftig zu sichern. Der Kommerzienrat gedachte ein kleines Hüttenwerk in Blumberg zu bauen, das zwei Hochöfen umfassen und jährlich etwa 60.000 t hochwertiges Eisen erzeugen sollte. Das Vorhaben beinhaltete auch die notwendigen Anlagen zur Stahlproduktion. Realisiert werden sollte es von der DAG, deren Leitung Röchling an sich zu reißen gedachte. Um sie „unbehindert“ ausüben zu können, forderte er den Ausschluss der Dillinger und der Burbacher Hütte aus dem Kreis der Aktionäre. In ihm verbleiben durften nur noch das Deutsche Reich, dem die Rolle des Zahlmeisters zufiel, und die beiden Eisenwerke in Völklingen und Neunkirchen. Röchling nutzte die günstige Gelegenheit, als er von Speer am 17. Dezember 1944 das Ritterkreuz überreicht bekam und trug dem Rüstungsminister seine Gedanken vor. Tatsächlich erhielt einen Planungsauftrag⁶³ für das Projekt.

Röchling missverstand die Auftragsvergabe wohl bewusst als Finanzierungszusage des Reichs für sein überspanntes Hüttenwerksprojekt. Dem DAG-Aufsichtsratsvorsitzenden Rudolf Siedersleben mutete er anschließend die undankbare Aufgabe zu, die Spitzenbeamten im RFM und im RWM damit zu konfrontieren, was er unbegründeter Weise für Tatsachen hielt. Siedersleben selbst fasste den Plan nur mit spitzen Fingern an und erläuterte ihn mit der diplomatischen Formulierung, Röchling wolle sich eine „neue Lebensaufgabe setzen. (Rüstungsminister) Speer habe ihm die Erfüllung dieses Wunsches zugesagt und auch die Erfüllung des weiteren Wunsches, dass er, Röchling, in dem Aufbau und in der Leitung dieses Unternehmens möglichst unbehindert und frei sein solle.“⁶⁴

Die anschließende Aussprache mit den fassungslosen Beamten verlief sehr lebhaft. Das RWM hielt es für keine besonders gelungene Idee, ausgerechnet die

Auf Messers Schneide



Im Frühjahr 1945 entstand ein letzter, verzweifelter Plan, nach dreijähriger Betriebsunterbrechung wieder Blumberger Erz zur Saar zu versenden. Am Lindenbühl sollte der Tagebau erneut aufgenommen und gleichzeitig westlich des Stobergs eine 40.000 t große Erzhalde abgeräumt werden. Leider hatte man das rollende Material der noch bestehenden Förderbrücke längst verkauft. Um das Erz dennoch zum Zechenbahnhof bei Zollhaus transportieren zu können, plante man den Bau einer Feldbahn neben der Reichstraße 27 mit herausnehmbarer Gleiskreuzung am Bahnübergang. Auch eine kleine Erzbrechanlage mit einem eigenen Zubringergleis sollte im Südwerk neu entstehen. Nichts davon wurde verwirklicht. Zwar gelangten noch 1 Dampflokomotive, 31 Wagen, 1 Bagger, 4,5 km Schienen und 3.140 Schwellen nach Blumberg, doch kam am 13. Januar 1945 die telegrafische Anweisung aus Berlin, sämtliche Arbeiten sofort einzustellen. Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv Köln 72-153-2.

problematischen Doggererze in Qualitätsstahl verwandeln zu wollen und wies darauf hin, dass selbst die Mitglieder der Reichsvereinigung Eisen, deren Vorsitzender Röchling ja war, das Projekt mehrheitlich ablehnten. Wegen einer Bauzeit von zwei bis drei Jahren blieb es für den gegenwärtigen Krieg ohnehin völlig bedeutungslos. Nach dessen Ende aber konnte es aufgrund seiner geringen Erzeugungskapazität keine sinnvolle Aufgabe mehr übernehmen. Darüber hinaus gab es berechtigte Zweifel an der Rentabilität des Projekts, das 150 bis 200 Mio. RM kosten, aber nur eine sehr geringe Produktion ausstoßen sollte.

Bei den Beamten setzte sich am Ende die nahe liegende Auffassung durch, „dass es Röchling in erster Linie darum geht, für sich und seine Mitarbeiter ein neues Arbeitsfeld zu erschließen.“⁶⁵ Zu ihrer Beruhigung teilte das Rüstungsministerium wenige Tage später mit, Röchling habe lediglich den Auftrag zu einem technischen Gutachten erhalten. Die mittlerweile herrschenden Verhältnisse würden die Durchführung des Vorhabens jedoch wahrscheinlich ausschließen.⁶⁶ Den Kommerzienrat und seine Mitstreiter schien das wenig zu kümmern. DAG-Vorstand Gerlach und eine größere Mitarbeiterzahl hielten sich jedenfalls während des Frühjahrs 1945 in Blumberg auf und werkelten unverdrossen an ihrem Hüttenwerksprojekt herum. Am 23. April 1945 wurden sie jäh unterbrochen. Französische Truppen besetzten das Werksgelände der DAG, sprengten die Eingangstollen zum Eichberg und verhängten ein Zutrittsverbot für die Belegschaften der Firmen. Deutschland hatte den Krieg verloren und Blumberg musste wieder einmal um seine wirtschaftliche Existenz bangen.

Der Rüstungsbetrieb Walter Kopperschmidt wurde 1948 demontiert und kurz darauf liquidiert. In die Insolvenz gingen auch Otavi und Luftfahrtanlagen GmbH. Die DAG dagegen überlebte den Krieg. Sie erhielt ihre Immobilien wieder zurück und vermietete sie bis 1979 an mittelständische Unternehmen. An ihrer Liquidation verdienten die Saarhütten und das Land Baden-Württemberg Millionenbeträge. Blumberg hatte keinen Anteil daran. Die Stadt durchlebte nach Kriegsende eine sehr harte Zeit, die erst Mitte der 1950er Jahre endete. Ihre Tagebaue wurden bis heute nicht rekultiviert.

Unterschiedlich verlief das weitere Leben der Protagonisten. Walther Berger kehrte nach dem Krieg wieder zur DAG zurück, musste seinen Posten jedoch 1947 räumen, weil ihn die Säuberungskommission des Landkreises Donaueschingen für politisch belastet hielt. Deren Vorsitzendem, einem ehemaligen Straßenreiniger mit gewerkschaftlichem Hintergrund, genügte als Begründung die Tatsache, dass Berger stets ein hohes Gehalt bezogen hatte. Die Berufungsinstanz kassierte später das tendenziöse Urteil und sprach ihn frei.⁶⁷ Er blieb in der Region und heiratete in zweiter Ehe Annemarie Baur, die Tochter des Inhabers der Hofapotheke in Donaueschingen. Dessen Familie hatte unter den Nationalsozialisten gelitten, weil seine Frau Jüdin war. Berger gründete zusammen mit seinem Schwiegervater Richard Baur die Firma Riba, ein kleines Unternehmen, das in Blumberg zunächst pharmazeutische Produkte, dann aber Liköre produzierte. Später übernahm er eine Handelsvertretung für Eisen und Stahl. Angebote zur Rückkehr in die Führungsebene großer Unternehmen lehnte er ab. 1972 starb Berger im Alter von 71 Jahren.⁶⁸

Hans Bornitz wechselte 1943 zur Graz-Köflacher Eisenbahn- und Bergbau AG, damals einer Tochtergesellschaft des Hermann-Göring-Konzerns. Er leitete den Braunkohlentiefbau von Oberdorf bei Köflach und rückte im Juni 1944 in den Vorstand auf. Nach Kriegsende geriet er mit seiner Ehefrau in österreichische Haft, aus der beide 1947 entlassen wurden.⁶⁹ Hans Bornitz kehrte nach Deutschland zurück, kam jedoch zunächst nicht frei. Seine frühere Tätigkeit als NSDAP-Kreiswirtschaftsberater von Donaueschingen trug ihm die Internierung im britischen Lager Sandbostel ein. Von der Anklage, Mitglied einer verbrecherischen Organisation gewesen zu sein, sprach man ihn mangels Beweisen frei. Seine Entnazifizierung endete mit dem Spruch „Mitläufer, darf eingestellt werden.“⁷⁰ Entlastende Aussagen von Walther Berger, Gretel Lang, seiner ehemaligen Sekretärin, und von Blumbergs demokratischem Bürgermeister Erich Knöpfle (1946–1948) trugen zu dem milden Urteil bei. Bornitz ehemaliger Subunternehmer, die Essener Firma Wagener, gab ihm Beschäftigung als Bergbauberater. Ab Sommer 1948 war Bornitz für spanische Unternehmen auf der iberischen Halbinsel und in Spanisch-Marokko tätig. Er kehrte aus familiären Gründen jedoch vorzeitig nach Deutschland zurück und wurde 1953 Technischer Geschäftsführer der Salzgitter Industriebau GmbH. Kurz nach Dienstantritt starb er im Alter von 58 Jahren.

Theodor Schmid wurde nach dem Einmarsch französischer Truppen im Riedöschinger Rathaus schwer misshandelt und dann in das Kriegsgefangenenlager Mulsanne (Sarthe) verbracht. Im November 1946 kam er in das Internierungslager Freiburg, wo er bis 1948 verblieb.⁷¹ Nach seiner Entlassung kehrte er in die Kommunalpolitik von Blumberg zurück. Er schloss sich der CDU an und stieg in den folgenden Jahren zum Stellvertretenden Bürgermeister auf. 1967 wurde er Ehrenbürger seiner Stadt. 1975 starb Theodor Schmid im Alter von 84 Jahren. Sein Wahlspruch blieb in Blumberg noch lange sichtbar. Er prangte in großen Lettern an der Fassade seines Hauses und lautete: „Unser Glaube, unsere Liebe, unserer Hände Arbeit, Deutschland, für Dich.“ Der Satz wurde erst kürzlich vom neuen Hausbesitzer entfernt. In Blumberg erinnert heute eine Straße an Bürgermeister Theodor Schmid.

Das Schicksal Blumbergs und seiner Industrie 1941–1945

Die Vermögensentwicklung der Doggererz AG (1941-1945) in 1.000 RM

Jahresende	1941	1942	1943	1944	1945
Anlagevermögen	26.461	16.537	5.690	4.014	2.752
Forderungen gegen Gesellschafter	9.122	5.122	16.122	23.122	23.122
Bilanzsumme	48.985	36.064	34.614	34.008	32.551
Eigenkapital	42.064	32.280	33.024	32.727	31.013
Fremdkapital	3.921	3.784	1.392	1.281	1.538
Verlustvortrag	2.591	12.371	11.627	11.924	9.987

Quelle: Jahresbilanzen DAG, StAF V 500/1. Das Anlagevermögen umfasst auch Anzahlungen auf Anlagen. Es sinkt ab 1942 durch den Verkauf der Betriebsanlagen drastisch ab. Da die Verkaufserlöse als Darlehen an die Eigner der DAG fließen, steigen die Forderungen der DAG gegen die eigenen Gesellschafter ab 1943 stark an. Die Höhe des Eigenkapitals täuscht über die wahren Vermögensverhältnisse hinweg: Von den 31 Mio. RM Eigenkapital des Jahres 1945 sind 23 Mio. RM als Darlehen an die Gesellschafter der DAG zurück geflossen oder waren als Kapitalanteil von den Saarhütten niemals eingezahlt worden. Fremdkapital: Es besteht ab 1943 fast nur aus Rückstellungen (meist für Geländerekultivierungen). Verlustvortrag: Er entstand vor allem durch stilllegungsbedingte Abschreibungen im Jahre 1942. Da es gelang, für einige abgeschriebene Sachanlagen in späteren Jahren höhere Preise zu erzielen, reduzierte sich die Höhe des Verlustvortrags ab 1943 leicht.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Wolf-Ingo Seidelmann
Weinbergstraße 12 · 96472 Rödental
wolf-ingo-seidelmann@t-online.de

Anmerkungen

Abkürzungen:

ARP: Aufsichtsratssitzungsprotokoll
BA: Bundesarchiv Berlin
Blu: Gemeinderegistratur Blumberg
DAG: Doggererz AG
DAG-MB: Monatsbericht der DAG
FWM: Badisches Finanz- und
Wirtschaftsministerium
GLA: Generallandesarchiv Karlsruhe
FMBW: Finanzministerium
Baden-Württemberg
JB: Jahresbilanz

LBA: Landesamt für Geologie,
Rohstoffe und Bergbau,
Landesbergdirektion Freiburg
RBM: Reichsminister für Bewaffung
und Munition
RFM: Reichsfinanzministerium
RM: Reichsmark
RWA: Reichsamt für Wirtschaftsausbau
RWM: Reichswirtschaftsministerium
StAF: Staatsarchiv Freiburg

- 1 DAG-MB vom März und April 1940, StAF V 500/1. Die DAG berief sich dabei auf eine Anordnung des Landratsamts Donaueschingen, das „strenge Maßnahmen“ für das dienstliche und außerdienstliche Verhalten der Polen erlassen habe. Der Ausschluss dieser Menschen von den üblichen sozialen Beihilfen erfolgte indessen auf Initiative und Antrag der DAG.
- 2 Im Januar 1941 waren bei der DAG 633 Ausländer aus 7 Nationen tätig. RWA vom 4.2.1941, StAF V 500/3.
- 3 DAG-MB vom Juni 1941, Privatbesitz.
- 4 Stand 1.1.1940. Jahresbericht DAG 1940, StAF V 500/1.
- 5 BORNITZ, H. 1947, Vergleichende Erfahrungen mit Strebau und Pfeilerbruchbau beim Abbau eines Doggererz-Flözes, in Glückauf, Bergmännische Zeitung, Essen, S. 845 ff.
- 6 DAG-MB vom Juli 1940, StAF V 500/1.
- 7 Vermerk Neugenehmigungen für Kredite vom 30.4.1941, StAF, unverzeichnete Ablieferung. FMBW 2011.
- 8 RWM an DAG vom 10.4.1941, LBA 9A/98.
- 9 RWM an DAG vom 10.10.1941, LBA 9A/98.
- 10 Speer an Generalbevollmächtigten vom 23.3.1942, StAF V 500/1 Nr. 11.
- 11 RFM vom 27.3.1942, BA R 2/17849.
- 12 400 Mann gingen ins Siegerland, 50 zur Grube Mangangrube Fernie in Hessen. Besprechungsprotokoll vom 9.4.1942, StAF V 500/1 Nr. 11.
- 13 RWM an DAG-Aufsichtsratsvorsitzenden Wilhelm Wittke vom 4.4.1942, wie Anm. 9.
- 14 Bilanzsumme vom 31.12.1941, JB 1941, StAF V 500/1.
- 15 Zum Jahresende 1941 betrug das Anlagevermögen der DAG am Standort Blumberg rund 13,1 Mio. RM und auf den ehemaligen Hüttenbaustellen Neudingen und Auenheim rund 4,1 Mio. RM. Darüber hinaus existierten Materialvorräte im Wert von 2,8 Mio. RM und Anzahlungen für das im Bau befindliche Kehler Hüttenwerk in Höhe von 7,8 Mio. RM. Wie Anm. 14.
- 16 Bornitz an Aufsichtsratsvorsitzenden Wittke vom 15.4.1942, StAF V 500/1 Nr. 11.
- 17 Eine Beschlussvorlage für den Aufsichtsrat vom 9.7.1942 sah vor, dass die Rückkehr qualifizierter Mitarbeiter zur DAG „bei etwaiger späterer Aufnahme des Doggererzvorhabens in dieser oder jener Form offen gehalten wird. Auch sollen das körperliche und geistige Eigentum mit dem Akteninhalt in bestgeeigneter und greifbarer Weise für die Gesellschaft gewahrt werden“. Der Verfasser ist wahrscheinlich Rudolf Siedersleben. Dieser war Teilhaber und Generalbevollmächtigter der Otto-Wolff-Gruppe, des Mehrheitsgesellschafters des Neunkircher Eisenwerks. Siedersleben übernahm am 4.9.1942 den Vorsitz im DAG-Aufsichtsrat. StAF, unverzeichnete Ablieferung FMBW 2011.
- 18 Bericht zu den Jahresbilanzen 1942 bis 1945, StAF V 500/1.
- 19 Dies waren der Siegerländer Mangan-Erzbergbau, die Grube Fernie in Weilburg/Lahn, die Gewerkschaft Finstergrund, Baden-Baden, Nikopol und Krivoi Rog, Ukraine, und der Oberschlesischen Kohlenbergbau. Zwischenbericht über die Abwicklungsarbeiten in Zollhaus-Blumberg vom 7.7.1942, StAF unverzeichnete Ablieferung FMBW 2011.
- 20 Prüfungsbericht über die DM-Eröffnungsbilanz vom 21.6.1948, StAF.
- 21 Schmid an Landrat Binz, Donaueschingen vom 11.6.1941, Blu.
- 22 Schmid an Binz vom 3.2.1942, Blu.
- 23 Speer an Wagner vom 23.3.1942, GLA 237/42827.
- 24 Bornitz an Schmid vom 10.4.1942, Blu.
- 25 Undatierte, handschriftliche Gesprächsnotiz, Blu.
- 26 So zitiert als Beschluss des DAG-Aufsichtsrats am 22.4.1942. Wie Anm. 17
- 27 Manuskript „Die Entwicklung der Stadt Blumberg von 1933 bis zum 1. Mai 1939“ von Theo Schmid, Blu.
- 28 Wie Anm. 27
- 29 „Denkschrift über die Auswirkungen und Folgen, die durch die Einstellung der Doggererzförderung in der Gemeinde Blumberg entstehen werden“ vom 30.4.1942, Blu.
- 30 Landrat Donaueschingen an Bad. Innenminister vom 7.7.1942, Blu. Dem Papier zufolge nahm Blumberg 1941 insgesamt 187.000 RM an Steuern ein, darunter 103.000 RM Gewerbesteuer. Für 1942 prognostizierte Binz einen Steuerausfall von 100.000 RM. 1943 wäre er noch höher ausgefallen.
- 31 Bezüglich der Verhandlungen über die Waggonreparaturwerkstätte stellte man im badischen FWM am 1.7.1942 fest: „Wir haben die allerdings nicht zu beweisende Vermutung, dass die Doggererz AG selbst in

- dieser Sache nicht so recht zieht.“
Dr. Mühe an Dr. Sauer vom 1.7.1942,
GLA 237/42827.
- 32 Wie Anm. 19.
- 33 Da die DAG der Badischen Heimstätte GmbH den Mietausfall für 200 leer stehende Wohnungen ersetzen musste, könnte deren Belegung ein weiteres Motiv für den Vorstand gewesen sein, Arbeitskräfte nach Blumberg zu holen.
- 34 Beschlussvorlage vom 9.7.1942, wie Anm. 17.
- 35 Der DAG-Vorstand führt im Juli 1942 folgende Interessenten auf: Reichsministerium für Bewaffnung und Munition, IG-Farben in Rheinfelden und Ludwigshafen sowie das Heereswaffenamt, Berlin. Wie Anm. 19.
- 36 Schmid an Landrat in Donaueschingen vom 31.8.1942, Blu. Bei den Firmen handelte sich angeblich um Ford, Opel, IG-Farben, Mauser, Messerschmitt und Junghans. Auf wessen Initiative sie nach Blumberg kamen, ist nicht mehr nachvollziehbar.
- 37 Die Zahlungen wurden zwischen Juni und August 1942 geleistet. Aktenbefund Blu.
- 38 Deutsche Arbeitsfront (DAF) Kreisverwaltung Donaueschingen an DAF Gauverwaltung Baden vom 14.8.1942, Blu. Die DAF klagt, dass „kinderreiche Familien nicht einmal das Geld haben, um den Kindern überhaupt noch Brot kaufen zu können“. Die Bergarbeiterfamilien hätten zudem einen Mietrückstand von etwa 9.000 RM.
- 39 Aktennotiz vom 2.7.1941 über eine Besprechung am 31.6.1942 (sic!), GLA 237/42827. Das Rüstungskommando bildete eine Organisationseinheit des RBM. Dr. Mühe arbeitete als Ministerialdirektor im Landwirtschaftsamt Karlsruhe. Dr. Hans Bornitz und Dr. Rudolph Gerlach waren die technischen Vorstände der DAG. Ersterer leitete die Bergbauabteilung, der zweite den Bereich Hütten- und Kraftwerkstechnik. Dr. Walther Berger hatte die kaufmännische Abteilung der DAG unter sich. Oberingenieur Josef Imhäuser fungierte als DAG-Ausbildungsleiter und später als Leiter der Zulieferfertigung für Messerschmitt.
- 40 Generalinspektor für Wasser und Energie an RWM vom 6.5.1942, StAF V 500/1.
- 41 Vermerk RFM zur DAG-Aufsichtsratssitzung vom 11.7.1942, BA R 2/17849.
- 42 RBM an FWM vom 28.8.1942, GLA 237/42827.
- 43 Schmid an Bad. Finanzminister vom 14.1.1943, Blu.
- 44 Im Frühjahr 1945 arbeiteten immer noch rund 25 Kriegsgefangene am Umbau der Stollen. JB 1945 StAF V 500/3 Nr. 105.
- 45 Zuvor hatte man stets hohe Bedarfszuweisungen durch Reich und Land benötigt, um den Haushalt auszugleichen. Siehe dazu auch: WALZ, A. (1995) Von der Agrarsiedlung zur Industriestadt – In: STURM, J.(Hrsg.) Blumberg – Die Geschichte einer außergewöhnlichen Stadt. Vöhrenbach, S. 319–380, hier: S. 356–360 und 372.
- 46 Die Summen fielen unterschiedlich aus, weil das Reich seinen 50prozentigen Kapitalanteil in der Vergangenheit voll eingezahlt hatte, die Saalhütten dagegen noch etwa 5 Mio. RM schuldig geblieben waren. Notiz Kapitalherabsetzung vom 21.3.1947, StAF V 500/1.
- 47 Berger an Köhler vom 21.10.1942, GLA 237/42827.
- 48 Zeugenaussage Dr. Otto Rieck vom 6.6.1947 im Entnazifizierungsverfahren Bergers. StAF D 180/2 Nr. 148718. Berger selbst räumte nach dem Krieg ein, seit Mai 1933 Parteianwärter der NSDAP gewesen zu sein, bestritt aber die Mitgliedschaft. Die Akten legen den Schluss nahe, dass das Regime Bergers Aufstieg in der Würzburger Finanzverwaltung Mitte der 1930er Jahre behinderte. Die Gründe dafür bleiben dunkel. Mehrere, darunter auch jüdische, Zeugen bescheinigten ihm 1947 Kritik und Distanz zur NSDAP. Berger heiratete 1948 Annemarie Baur, die halbjüdische Tochter des Inhabers der Donaueschinger Hofapotheke. Rassistische Ressentiments waren ihm fremd.
- 49 Schmid an Bad. Innenminister vom 17.10.1942, Blu.
- 50 Die DAG gewährte ihren Angestellten eine betriebliche Vergünstigung in Form besonders niedriger Mieten. Der DAG-Vorstand sah keinen Anlass, diese Subventionen auch den Beschäftigten von Kopperschmidt zu gewähren. Schmid an Landrat Donaueschingen vom 29.10.1943, Blu.
- 51 Schmid an NSDAP-Kreisleitung Donaueschingen vom 13.3.1943, GLA 237/42827. Das Schreiben scheint nicht die erste Attacke Schmidts auf Berger über die Parteischiene gewesen zu sein. Das Karlsruher Oberbergamt erwähnt ein ähnliches Schreiben der NS-Kreisleitung Donaueschingen vom

- 17.2.1943, Oberbergamt an FWM vom 14.4.1943, GLA 237/42827.
- 52 Unruh wurde am 22.11.1942 zum „Sonderbeauftragten für die Überprüfung des zweckmäßigen Kriegseinsatzes“ nicht nur in der Wehrmacht, sondern ebenso in Partei und Staatsverwaltung ernannt.
- 53 Schmid an Bornitz vom 7.1.1943, Blu.
- 54 Oberbergamt an FWM vom 14.4.1943, GLA 237/42827.
- 55 FWM an NS-Gauleitung Baden vom 13.5.1942, GLA 237/42827.
- 56 Von der Otavi gekauft wurden auch die ehemalige Randenschule, zwei Wohnhäuser und der Steppacher Hof. Die Verträge mit der Otavi und der Luftfahrtanlagen GmbH hatten keinen Bestand. Sie mussten nach 1945 wieder annulliert werden, weil die Erwerbengesellschaften illiquide wurden. Bezüglich der Otavi kam hinzu, dass die DAG ihren Vertrag nicht erfüllen konnte. Diese hatte 1941 ein Kompensationsgeschäft mit dem Fürsten zu Fürstenberg abgeschlossen und dabei den Steppacher Hof von ihm erwerben müssen. 1943 verkaufte die DAG den Hof an die Otavi weiter, doch verweigerten die Behörden ihre Zustimmung zum Grundbucheintrag, um zu verhindern, dass Ackerland von Industriebetrieben gekauft wurde. Die Otavi nahm diese Situation später mit zum Anlass, sich aus dem Geschäft mit der DAG zurückzuziehen.
- 57 SD-Hauptaußenstelle Karlsruhe an FWM vom 9.10.1943, GLA 237/42827.
- 58 FWM an SD-Hauptaußenstelle Karlsruhe vom 25.11.1943, GLA 237/42827.
- 59 Der Aufsichtsrat tagte in Neunkirchen, Vermerk RFM vom 30.11.1944, BA R 2/15078.
- 60 RWM an RBM vom 3.11.1944, LBA 9A/98.
- 61 Es kam definitiv nicht mehr zur Wiederaufnahme des Erzabbaus. Vorstandsbericht vom Juni 1946, StAF V 500/1 Nr. 16 und Berger an Heiland vom 14.1.1947, StAF C 33/1 Nr. 7.
- 62 BA R 7/1092.
- 63 Er umfasste den Bau von zwei kleinen Hochöfen auf der Baar. Vorgesehen war eine Tagesleistung von je 100 t „mit anschließendem Verblaseprozess“. Speer an Röchling vom 9.1.1945, Blu.
- 64 Vermerk vom 15.1.1945, BA R 2/15078.
- 65 Wie Anm. 64.
- 66 RBM an RFM vom 7.2.1945, BA R 2/15078.
- 67 Entnazifizierungsakte Walther Berger, D 180/2 Nr. 148718, StAF.
- 68 Mündliche Mitteilung von Frau Rosemarie Berger, Freiburg, an den Verfasser vom 15.3.2011.
- 69 MUELLER, HANS-ULRICH 1987: Aus dem Leben Alter Freiburger Bergstudenten. Essen, S. 47 f.
- 70 Entnazifizierungsakte Hans Bornitz, NW 1022 B Nr. 38022, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf.
- 71 Dies geht aus einem Schreiben der DAG an das Gouvernement Militaire Pays de Bade-Contrôle de la Sûreté – Camp d’Internement vom Herbst 1947 hervor. StAF V 500/ Nr. 27.

Die ungarischen Waldarbeiter der Karpaten – Fremdarbeitereinsatz in den Landkreisen Donaueschingen und Villingen 1942 bis 1943

Von Joachim Sturm

Wären das im Walde bei Hammereisenbach stehen gelassene Schlittenhaus und ein im karpatischen Stil verziertes Waldarbeiterhaus nicht gewesen, wäre man nicht auf jene Volks- und Berufsgruppe gestoßen, die in der regionalen Geschichte zum Zweiten Weltkrieg bis heute keine Erwähnung gefunden hat und über deren Schicksal nur wenig in Erfahrung zu bringen ist. Die Rede ist von den ungarischen Waldarbeitern, besser gesagt den ethnischen Ungarn aus den Karpaten des heutigen Rumänien, welche Ende 1942 und nochmals 1943 angeworben wurden und im badischen Schwarzwald vorwiegend auf dem Gebiet des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises zum Einsatz kamen.

Das seit 1920 von Admiral und Großverweser Horthy regierte Ungarn ist zu den mit dem Deutschen Reich verbündeten, offiziell autonomen Staaten Südosteuropas zu zählen. Ein gewaltsames Vorgehen zur Rekrutierung schloss sich daher in Ungarn wie im Übrigen auch den anderen südosteuropäischen Staaten Kroatien, Slowakei, Bulgarien und Rumänien aus. Die Rekrutierung von Arbeitskräften geschah hier teilweise bereits vor Kriegsbeginn mittels einer Serie von mit Nachdruck eingeworbenen bilateralen Abkommen, die unter anderem auch Fragen des Devisenrechts und der Sozialversicherung regelten. Konkret zuständig für die Anwerbung, die Vertragsgestaltung und Abwicklung des Transports bis zur deutschen Grenze wurde das ungarische Ackerbauministerium wie das ungarische Landesamt für landwirtschaftliche Arbeitsvermittlung.

Im Gegensatz zu der Anwerbung von Industriearbeitern aus den Städten war die Rekrutierung von land- und forstwirtschaftlichen Kräften wegen der abseitigen geographischen Lage der Dörfer wie der Verstreuung der Wohnplätze mit einem sehr viel höheren Aufwand verbunden. Die mit überzogenen Versprechungen garnierte Anwerbung fand häufig sonntags beim Kirchgang statt, wo die Leute zusammenströmten. Wer anbiss, unterschrieb einen Einheitsvertrag und hatte sich, wie im Falle der in den heutigen Schwarzwald-Baar-Kreis Gekommenen, zu einem bestimmten Termin beim Abgangsbahnhof Szatmar einzufinden.¹

Den Arbeitern wurde wohl bereits vor der Ankunft und noch in Ungarn der Arbeitsvertrag in ungarischer Sprache vorgelesen. Allerdings blieb der Erfolg der Anwerbung insgesamt gering. Es gelang für die Holzhauerei im Schwarzwald nur in den allerärmsten Dörfern und in einer eng begrenzten Region eine Gruppe von rund 120 Personen anzuwerben. Da man auch offensichtlich Kranke, mit Gebrechen behaftete und Ältere mit Arbeitsverträgen versah, scheint dies ein Versuch, die von Deutschland geforderte Anzahl an Personen unbesehen der realen

Ungarischen Waldarbeiter

Arbeitsfähigkeit zu stellen. Der Namens- und Herkunftsaufstellung nach meldeten sich geschlossene Dorfschaften oder alle männlichen Mitglieder einer Familie bzw. Verwandtengruppen.

Bis zum Ende des Krieges 1945 blieb die Zahl der ungarischen Zivilarbeiter gegenüber der anderer Nationalitäten gering. Insgesamt mögen 40.000 bis 50.000 Personen im Reichsgebiet gearbeitet haben. Die Zahl von 35.000 im Reichsgebiet tätigen Ungarn im September 1941 wurde nie wieder erreicht. Danach waren nur 25.000 bis 30.000 Arbeiter gleichzeitig anwesend.²

1939 befanden sich erst 12.000 Ungarn auf Arbeitsstellen im Reich, hauptsächlich in der Landwirtschaft. Einzelne ungarische Landarbeiter können zu dieser Zeit auf dem Gebiet des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises beispielsweise in Riedöschingen nachgewiesen werden. Dem Namen und der Herkunft nach müsste es sich allerdings um Donauschwaben gehandelt haben.³ Holzhauer für die staatliche, städtische oder private Forstwirtschaft waren dabei allem Anschein nach noch nicht darunter. Sie wurden erst später in Gebieten angeworben, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht in ungarischer Hand waren. Diese kamen nämlich aus bis nach dem Ersten Weltkrieg ungarischen Gebieten, die Rumänien zugesprochen und erst 1940/41 nach der Annektierung wieder dem ungarischen Staat angegliedert wurden.

Erst jetzt hatte die ungarische Regierung wieder Teile des rumänischen Siebenbürgen mit der Karpatenregion in Händen, aus der die Waldarbeiter stammen, die in den Wäldern um Furtwangen, Triberg oder Vöhrenbach eingesetzt



Ungarische Waldarbeiter in Unterkirnach (vor dem Neuhäusle?).
Aufnahme vom 13.5.1942, StaVS, 2.14, Nr. 871.

wurden. Darauf wies auch die Forstabteilung des badischen Finanz- und Wirtschaftsministeriums noch einmal besonders hin, da die Verständigungssprache nicht Ungarisch war und etwaige Volksdeutsche (Ungarndeutsche) als Mittler nicht eingesetzt werden konnten: „Die Arbeiter sind ungarische Staatsangehörige rumänischen Volkstums, die nahezu ausschließlich nur Rumänisch sprechen.“⁴

Dies darf jedoch anhand der vorliegenden Namenslisten und Herkunftsorte bezweifelt werden. Es handelte sich wohl überwiegend um nach der Besetzung wieder ungarisch gewordene Staatsangehörige auch ungarischen Volkstums, die fast alle bereits noch im einstigen Ungarn geboren wurden. Wozu auch hätte man die Arbeitsverträge in Ungarisch ohne rumänische Übersetzung ausgefertigt, wenn diese der ungarischen Sprache nicht mächtig gewesen waren. Sicher ist auch, dass wohl unter den Arbeitern die rumänische Sprache im Gebrauch war, nachdem diese bereits seit 1924 vom rumänischen Staat zu diesem Gebrauch mehr oder minder freiwillig angehalten worden waren.

Allerdings bestand selbst bei den lokalen Behörden und erst recht der Bevölkerung eine Unsicherheit bezüglich der staatlichen und ethnischen Zugehörigkeit. Während die Stadt Triberg sie unbesehen für „Russen“ hielt, sprach das staatliche Forstamt von einem angekommenen Transport von „Ukrainern“. So hatte sie – und sich – der mitfahrende Holzhauer und als Dolmetscher fungierende Martin Zenn titulierte. Vielleicht wäre dies ein Hinweis darauf, dass sich in der Gruppe auch Angehörige des russinischen Bergvolkes der Huzulen, eines ostslawischen Stammes, befanden, die ebenfalls im Rekrutierungsgebiet siedelten. Aus den erhaltenen Namenslisten lässt sich dies jedoch nicht erkennen.⁵ Für die Vöhrenbacher Einwohner gar galten sie als „Rumänen“.⁶

Die Anwerbung der Ungarn war wie in der Industrie oder Landwirtschaft eine Folge des zunehmenden Arbeitskräftebedarfs und des Ersatzes von einberufenen Männern nach Kriegsbeginn. Bereits Ende Juli 1940 kam das Landeswirtschaftsamt auf einen Bedarf an 6.543 Helfern auf dem Land.⁷ Und zum Jahresbeginn 1942 schließlich erhob sich der angemeldete Bedarf in der Forstwirtschaft der Wehrwirtschaftsbezirke V, XII und XIII (Bezirke Stuttgart, Wiesbaden, Nürnberg) allein auf 3.500 ungarische Holzhauer. Bewilligt wurden für Baden schließlich aber nur 1.000 Personen. Die Forstabteilung des Finanz- und Wirtschaftsministeriums in Karlsruhe wurde darüber informiert, dass man deren Einsatz auf den Schwarzwald beschränke.⁸ Die eigentliche Zuweisung geschah über das bis zum Ende des Arbeitseinsatzes 1943 noch zuständige Landesarbeitsamt in Stuttgart, welches nach zahlenmäßiger Anforderung durch die Waldbesitzer entsprechend Kontingente versprach. Allerdings waren diesen nur für den Schwarzwald Bestimmten eine Gruppe von Waldarbeitern vorausgegangen, die teilweise im Bereich der Fürstlich-Fürstenbergischen Wälder und im Ebinger Stadtwald auf der Schwäbischen Alb in den Sommermonaten Holz schlugen und dann heimfuhren.⁹ Der Einsatz von zehn Ungarn zur Kartoffelernte im Bereich des Fürstlich-Fürstenbergischen Forstamtes Heiligenberg scheint ebenfalls besonderen Umständen geschuldet zu sein und lässt sich in keinem anderen Forstbezirk nachweisen.¹⁰

Ankunft, Einsatzorte, Verbleib

Ansprüche angemeldet hatten im heutigen Landkreis die staatlichen Forstämter Furtwangen, Triberg und Villingen, die städtischen Forstämter oder Stadtverwaltungen St. Georgen, Triberg und Villingen wie die F.F. Verwaltung Donaueschingen für die Hauptforstverwaltung und die F. F. Forstämter Bachzimmern (Bereich Blumberg) und Hammereisenbach.¹¹ Über die geographische Herkunft der Ungarn bestand Anfang Juni 1942 zwar bei den staatlichen und kommunalen Stellen einigermaßen Klarheit, jedoch nicht bei den privaten Arbeitgebern. So informierte das württembergische Wirtschaftsministerium kurze Zeit später auch die badischen privaten Waldbesitzer über 500 ha, dass ungarische Waldarbeiter in „Siebenbürgen und der Karpato-Ukraine“¹² angeworben werden sollten.

Die gesamte Stadt St. Georgen wie das benachbarte Hornberg allerdings gingen trotz angeforderter Holzhauer leer aus, da es zunächst nur gelang, ein Drittel der benötigten Personen dort zur Reise zu bewegen. Aufgrund der reduzierten geworbenen Personenzahl musste der Verteilungsschlüssel neu diskutiert werden, wobei sich am Ende (August 1942) folgende Einsatzzahlen ergaben:

Triberg Stadt:	10
Triberg Staatliches Forstamt:	5
Villingen Stadt:	20
Villingen Staatliches Forstamt:	15

Von Letzterem wurden die Holzhauer in der Stadt Bad Dürkheim wie den Gemeinden Niedereschach und Hochemmingen verwendet:

Hammereisenbach: F. F. Forstamt: . . .	5
Fürstenberg: F. F. Forst:	10
Bräunlingen: Staatliches Forstamt: . .	10
Furtwangen: Staatliches Forstamt: . .	60

Letztere wurden, soweit nicht selbst benötigt, zeitweilig an die Städte Furtwangen und Vöhrenbach wie die Gemeinden Langenbach, Neukirch, Rohrbach, Schönenbach¹³, Schollach und Urach oder die Betriebsstätte der Firma Peter-Uhren in Langenbach ausgeliehen.

Ein Einsatz einzelner Holzhauer auf dem Wege der Ausleihe von Forstämtern an größere Waldbauern wie z.B. auf dem Schwebeldobelhof¹⁴ oder die Pfarrwäldungen in Neukirch, die für die Aufnahme von Ungarn eigentlich nicht vorgesehen waren, könnte u.a. mit Holzbedarf für die Rüstungsindustrie oder Verteidigungsanlagen zu erklären sein.

Für den Stadtwald in Triberg und das dortige staatliche Forstamt waren ursprünglich nur zehn Mann eingeplant gewesen. Bereits vor dem 15. Juli hatte man sich jedoch aus unbekanntem Gründen auf eine weitere Verstärkung um fünf Holzhauer mit Ministerium und Arbeitsamt geeinigt.

Weitere Umgruppierungen, insbesondere innerhalb der F.F. Forstadministration sind nicht auszuschließen. Nach Ankunft des ersten Transportes arbeiteten anstatt der vorgesehenen fünf am 5. August 1942 bereits zehn Mann in den F. F. Wäldern bei Hammereisenbach.¹⁵

Ungarn hatte für den ersten großen Transport nach dem Schwarzwald Sonderzüge vorgesehen. Ein erster Zug sollte am 29. Juli, ein weiterer am 1. oder

4. August auf die Reise geschickt werden. Auf dem ersten Ankunftsbahnhof Ulm war bis zur Weiterreise ein zweitägiger Aufenthalt in einem Durchgangslager geplant. Schließlich fuhr jedoch der erste Sonderzug erst am 1. August und auch nur bis Wien. Dort stieg man am 3. August in einen weiteren Sonderzug um, der erst am 4. August nach Ulm und von da aus bis 5. August über die Haltebahnhöfe Sigmaringen, Donaueschingen, Villingen, Triberg und Offenburg bis zur Endstation Freiburg gelangen sollte. Doch auch hier muss es erneut zu Verzögerungen auf der Strecke, wahrscheinlich in Villingen, gekommen sein, denn die Stadt Triberg erkundigte sich noch am 7. August über den Verbleib der „russischen Waldarbeiter“. Allerdings mussten die nach Hammereisenbach Geschickten von Villingen aus bis zu ihrem Abholbahnhof Marbach reisen, die für den Villingener Stadtwald Vorgesehenen hatten weiter zum Kirnacher Bahnhöfle zu fahren. Die für den F.F. Forst, Bräunlingen oder Furtwangen Bestimmten fanden sich endlich am Donaueschinger Bahnhof zur Abholung wieder.¹⁶

Erst mit dem letzten großen Transportzug, der schließlich am 2. September 1942 spätnachmittags kurz vor 17 Uhr in Triberg einlief, war die volle vereinbarte Zahl erreicht, so dass nun eine endgültige Verteilung wie vorgesehen vorgenommen werden konnte. In Triberg warteten bereits die staatlichen Forstwärte Jäkle und Reiner wie Revierförster Wunsch und führten die Angekommenen, sobald die vollzählige Ankunft dem mitfahrenden Dolmetscher Martin Zenn bestätigt worden war, in ihr erstes Quartier.

Am Ende waren zunächst 91 Holzhauer in den heutigen Landkreis gelangt.

Schon am 9. Oktober hatte das Wirtschaftsministerium beschlossen, einen Teil der Ungarn bei Eintreten kühler Witterung in die Waldungen der Rheinebene und der Vorbergzone umzusetzen. Nachdem das Landesarbeitsamt jedoch einen Rücktransport nach Ungarn ab Mitte November vorsah, ließ man den Gedanken fallen.

Schließlich ging der erste große Arbeitseinsatz ungarischer Holzhauer am 26.11.1942 zu Ende.¹⁷ An diesem Tage fuhr der größte Teil von ihnen zurück in die Karpatenheimat. Erneut waren zwei Sonderzüge vorgesehen, die von den Ungarn zu benutzen waren.¹⁸

Drei Personen allerdings waren aus unbekanntem Gründen (Krankheit oder Unfall?) bereits vorab zurückgekehrt.

Eine weitere Gruppe von etwa zehn Ungarn aus dem Bereich Hammereisenbach und Vöhrenbach scheint nachweislich bis 1943 am Platz geblieben zu sein.¹⁹ Sie wurden nun bis März 1943 durch acht ukrainische Zwangsarbeiter aus dem Lager „Kalte Herberge“ des Staatlichen Forstamtes Furtwangen verstärkt, die man dort wegen des rauen Winterwetters nicht mehr im Wald einsetzen konnte.²⁰

Den Heimkehrenden war für vier Tage Verpflegung mitzugeben. Zuvor hatten die Arbeitgeber wie auch schon bei der Anfahrt Fahrkartenantrag und das Fahrgeld an das Arbeitsamt Villingen oder die Außenstelle Donaueschingen zu überweisen, die es an das als zentrale Sammelstelle fungierende Arbeitsamt Rottweil weiterzuleiten hatten. Nach Passieren der Grenzstationen Hegyeshalom und Losonc (heute Lucenec, Slowakei) trafen die Züge dann wieder an ihrem Ausgangsbahnhof in Szatmár am Fuße der Karpaten ein.

Nachdem auf Reichsebene der Bevollmächtigte für den Arbeitseinsatz Fritz Sauckel bereits Anfang Dezember 1942 mit dem ungarischen Ackerbauministerium die Möglichkeit einer erneuten Anforderung von Holzhauern vereinbart hatte, meldeten sich trotz der gemachten „schlechten Erfahrungen“²¹ sofort wieder die ersten vorherigen Arbeitgeber. Die zunehmende Knappheit an Arbeitskräften im Forstbereich, der wie andere Wirtschaftszweige unter den Einberufungen litt und der durch Schneebruch und Borkenkäferbefall erzeugte Druck zur Holzaufbereitung ließ ursprüngliche Bedenken in den Hintergrund treten. Die Forstämter wurden aufgefordert, ihnen als gute Arbeiter aufgefallene Ungarn namentlich erneut anzufordern und zudem eine allgemeine Einschätzung zu liefern, aus welchen Gemeinden und Komitaten die besten Kräfte gekommen waren. Dies vor allem, um bei der zweiten Anwerbungsphase gezielter vorgehen zu können. So reichte beispielsweise das Forstamt Triberg dem Arbeitsamt erneut eine Anforderungsliste über 20 Personen ein, die die Namen der zuvor dort eingesetzten Holzhauer enthielt und auch die F.F. Forstadministration erbat unter dem Druck mangelnden Personals erneut 25 Personen.²²

Die Hoffnung, bereits Mitte April 1943 die Holzhauer eintreffen zu sehen, verfloß rasch.²³ Anwerbung und Einsatz in der zweiten Einstellungsphase scheinen seit Anbeginn an ebenfalls von Schwierigkeiten begleitet gewesen zu sein. Die im Erlass des Präsidenten des Landesarbeitsamtes vom 22.4.1943 enthaltene Zusage des Einsatzes angeforderter ungarischer Kräfte konnte daher nicht eingehalten werden. Selbst als Ende April die Wirtschaftsabteilung des Finanzministeriums in Zusammenarbeit mit dem Landesarbeitsamt Offenburg von allen potentiellen Arbeitgebern namentliche Listen auf offiziellen Vordrucken in deutscher und ungarischer Sprache einforderte, um diese den ungarischen Behörden zur schnelleren Abwicklung zuzuleiten, half dies wenig. Die ursprünglich vereinbarte Kontingenzstärke wurde auch annähernd nicht erreicht und die Holzhauer trafen zudem mit unterschiedlichen Transporten zeitlich gestaffelt oder gar nicht ein. So kamen u.a. die dem Forstamt Villingen zugewiesenen und weiter zu vermittelnden zwei Waldarbeiter nach Buchenberg nie an und die einbehaltene Vermittlungsgebühr musste rückerstattet werden.²⁴

Allerdings scheint die im Bereich Blumberg des F.F. Forstamtes Bachzimmern am 26. März 1943 vom Forstbericht erwähnte 17-köpfige Gruppe aus Holzhauern zu bestehen, die sich vielleicht nach einem kürzeren Heimataufenthalt für einen weiteren Einsatz entschieden hatten. Wahrscheinlich kamen sie in der noch sechs Tage zuvor leer stehenden Kriegsgefangenenbaracke für 20 Mann beim Steppacher Hof (Blumberg-Zollhaus) unter, die schon beim ersten Ungarneinsatz ab 1. Oktober 1942 jenen 16 Waldarbeitern aus Felsörona zur Unterkunft diente, die wohl nun erneut anreisten.²⁵

Zugleich verfuhr die ungarischen Behörden ohne Rücksicht auf die eingereichten Listen und stellten die Transporte nach eigenem Gutdünken zusammen. Erst am 10. Juni standen gerade noch einmal 46 Mann aus Ungarn kommend im Ulmer Bahnhof, wovon 38 für den staatlichen Forstamtsbezirk Furtwangen und acht für den Villingener Stadtwald bestimmt waren. Noch am Vorabend unterrichtete

das Wirtschaftsministerium das Triberger Forstamt telefonisch darüber, dass von den angeforderten 169 Personen gerade einmal 42 (sic!) auf dem Weg seien und der Forst daher keine erhalten könne. Bis Anfang Juli fanden dann allerdings bei einem weiteren Transport – oder durch Umverteilung? – neun bereits 1942 erstmals gekommene Holzhauer den Weg in den staatlichen wie städtischen Triberger Wald.

Kurz darauf kamen weitere, für Triberg bestimmte zehn Holzhauer am Bahnhof in St. Georgen an. Noch einmal acht fuhren bis Donaueschingen, da sie nach Furtwangen sollten.²⁶ Nur die F.F. Forstverwaltung ging diesmal leer aus, da – so die Wirtschaftsabteilung des Finanzministeriums – trotz der angeforderten 118 Personen bei [diesem J.S.] Transport nur 37 eingetroffen seien.²⁷ Am 28. September schließlich vollzog das Arbeitsamt Villingen innerhalb des Einsatzgebietes noch einmal eine Umverteilung.²⁸

Es dürfte wohl mehrere Gründe dafür geben, dass von der angeforderten Gesamtzahl am Ende nur etwa 30 bis 50 Prozent je Transport in den Wäldern des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises die schwere Arbeit aufnahmen. Neben einer hinhaltenden Taktik des ungarischen Ackerbauministeriums aufgrund eines ersten Tiefpunktes in den deutsch-ungarischen Beziehungen²⁹ ab April 1943 kann auch eine durch schlechte Erfahrungen gemachte noch größere Verweigerungshaltung in den karpatischen Anwerbungsgebieten vermutet werden. Am Ende waren alle 1943 Gekommenen je nach Einsatzort an denselben Bahnhöfen ausgestiegen und abgeholt worden und wie bereits 1942 zuvor vom Abgangsbahnhof aus fünf Tage unterwegs gewesen.³⁰

Auch die eigentlich bis 31.12.1943 vorgesehene Anstellung fand witterungsbedingt wie bereits 1942 ein früheres Ende. Gleich den in Triberg noch beschäftigten neun Holzhauern machten sich auch die übrigen bereits am 7. Dezember auf den Weg, wobei die Triberger Gruppe bereits Ende November ihre Arbeit beendet hatte. Nach einer Übernachtung für alle am Sammelpunkt in Villingen ging es in aller Frühe weiter nach Ulm, wo sie planmäßig den kurz vor 14 Uhr abfahrenden Sonderzug nach Ungarn bestiegen.

Damit war das Kapitel Ungarneinsatz in der Schwarzwälder Holzhauerei endgültig abgeschlossen. Zu weiteren Einsätzen, auch aufgrund einzelvertraglicher Regelungen, kam es nicht mehr. Von nun an griff man in verstärktem Maße auf Polen und Ostarbeiter (Ukrainer) zurück, insbesondere auch russische Kriegsgefangene und Bulgaren in geringer Anzahl.³¹

Arbeits- und Lebensbedingungen: Essen, Verpflegung, Kleidung, Ausrüstung

Allen am Arbeitseinsatz beteiligten Dienststellen war bewusst, dass die Ankommenden andere Nahrungsmittel und andere Speisenzubereitung gewöhnt waren. So war bei der ersten Vertragsgestaltung auch die Anstellung einer (im Heimatland zu engagierenden) ungarischen Köchin je Holzhauerrotte von zehn Personen vorgesehen, die bei einer zehnstündigen Tagesarbeitszeit einen Lohn von 40 bis 45 Rpf. pro Tag erhalten sollte. In keinem der ankommenden Transporte konnte jedoch eine solche Person nachgewiesen werden, ohne dass dabei Gründe ersichtlich würden.

Die Ungarn erhielten schließlich Lebensmittelkarten zum Bezug lokaler Grundnahrungsmittel und mussten teilweise die Essenszubereitung selbst organisieren. Die Zuteilung fremder, ungewohnter Grundnahrungsmittel bereitete allerdings einige Schwierigkeiten, da sie damit zunächst nichts anzufangen wussten. Dies erwies sich insofern als kritisch, da bei den meisten Ankommenden eine Unterernährung festzustellen war.

Für die im Bereich des Triberger Stadtwaldes Beschäftigten und in der Stadt Triberg Untergebrachten fand sich eine provisorische Lösung. Sie erhielten ihr Essen vom 2. September an bis 4. Oktober 1942 in der Volksküche³² und auch die im Triberger staatlichen Forst Beschäftigten konnten anfangs 14 Tage dort voll gepflegt werden, wobei dem Arbeitgeber 2,20 RM pro Person für die Gesamtzeit in Rechnung gestellt wurden.

Für die im Nahbereich Vöhrenbach zu verpflegenden Arbeiter wurde durch das Staatliche Forstamt Furtwangen von dem Fabrikarbeiter Alois Herr in der Mühlgasse ein kleines Gebäude angemietet und zur Kantine umfunktioniert, welches aus einer Küche, einem Vorratsraum, einem Keller und einem Holzschuppen bestand.

Angesichts der geschilderten Anfangsschwierigkeiten geschah die Essenszubereitung überwiegend durch einheimische Personen, und nur dort, wo die Arbeiter sich weit entfernt im Wald aufhielten durch die Holzhauer selbst.

Für die im Bereich des Hammereisenbacher Waldes Tätigen wurde eine einheimische Köchin³³ verpflichtet, im Lager Fuchslochhof in Linach oder auf dem Schwebeldobelhof in Neukirch kochte die Bauersfrau, die Holzhauer des Lagers Vöhrenbach wurden wie erwähnt in den Räumen des Hauses Herr verpflegt,³⁴ das als Küche des Staatlichen Forstamtes geführt wurde. Hier kochte die Förstertochter, die auch die im Zähringerhäusle in Langenbach, dem Nebengebäude des ehemaligen abgebrannten Zähringerhofes untergebrachten, bei Peter-Uhren arbeitenden Ungarn verpflegte.³⁵

Ursprünglich hatte die deutsche Regierung wohl gehofft, zur angepassten Ernährung auf den in Südosteuropa angebauten Mais zurückgreifen zu können. Dies erwies sich als Fehleinschätzung, denn die vorhandenen Maisvorräte waren bereits im Juni 1942 aufgebraucht und eine Einfuhr war nicht mehr möglich.

Dies mag auch einer der Gründe sein, weshalb man kurz nach Ankunft der Holzhauer in Deutschland die Möglichkeit schuf, von zu Hause Lebensmittel- und Tabakpakete zu erhalten. Eingeräumt wurde den Arbeitern, sich gegen Vorauszahlung von 6.– RM ein „Einheitspaket“, mit je 1 kg Eiergraupen (tarhonya), 5 dkg roten Paprika und 100 Zigaretten aus Ungarn zusenden zu lassen.

Allerdings waren diese Pakete gegen Einsatzen am 19.11.42 noch immer nicht eingetroffen, obwohl man bereits 5 Wochen zuvor die geforderte Bezahlung abgesandt hatte.³⁶ Augenscheinlich ließen sich diese Verzögerungen aufgrund kriegsbedingter Transport- und Abwicklungsprobleme nicht abstellen. Noch zu Beginn des zweiten Einsatzes musste die ungarische Innen- und Aussenverkehrs AG Budapest am 15. Mai 1943 darauf hinweisen, dass mit einem Eintreffen der Pakete frühestens 38–42 Tage nach Bestellung gerechnet werden könne. Damit aber war faktisch eine Nahrungsergänzung durch vertraute Lebensmittel verbaut.

Vertraglich vorgesehen war das Mitbringen von Arbeitsgeräten und Zubehör zu Unterbringung und Essen. Dabei sollte jede Person eine Axt mitbringen, für je zwei Personen hätte eine Schrotsäge gestellt werden sollen, dazu Decken und Kochgeschirr. Die Eintreffenden glichen jedoch eher einer unterernährten Bettlerschar, denen die notwendigsten Ausrüstungs- und Kleidungsstücke fehlten. Augenscheinlich hatte man in einer Karpatenbevölkerung rekrutiert, die bereits in der Heimat großen Mangel litten und deren Motivation zur Vertragsunterzeichnung wohl die Hoffnung auf eine wenn auch noch so geringe Verbesserung der Lebens- und Einkommensumstände war. Allein die recht aufwändige Unterschlagung einer einzelnen Axt im staatlichen Triberger Forst und deren Überführung nach Prechtal, um sie einem heimkehrenden Ungarn mitzugeben deutet auf den hohen Wert, den ein solches Werkzeug in der Heimat besaß und damit zugleich auf dessen Mangel.

Untergebracht wurden die Waldarbeiter zunächst einmal in Gemeinschaftsunterkünften, die teilweise mit Kochgelegenheiten und entsprechendem Küchengeschirr ausgestattet wurden. Während die der Stadt Triberg Zugewiesenen sofort nach der Ankunft am 3. September 1942 Unterkunft im Burschenlokal (Schulstr.18) nahe der Volksküche fanden, geschah die Unterbringung im Bereich der F.F. Forstverwaltung durchweg in neu zu errichtenden oder bereits bestehenden Baracken. In Einzelfällen und vorübergehend auch bei Waldarbeitern, in arbeitsortnahen Landwirtschaften oder, wie im Arbeitsbereich Langenbach, in der dortigen Gastwirtschaft „Breghäusle“³⁷ sowie im „Zähringerhäusle“, dem Nebengebäude eines einstigen großen Hofes.³⁸ Wurden wie im Falle des Forstamtes Furtwangen einzelne Ungarn an Privatwaldbesitzer kurzfristig ausgeliehen, konnten sie während dieser Zeit auf den Höfen schlafen.³⁹ Möglicherweise gehört in jene Unterkunfts-kategorie auch der auf dem Bleichehof bei Blumberg untergebrachte einzelne Ungar.⁴⁰

Die der Stadt Vöhrenbach vom Forstamt Furtwangen überlassenen Holzhauer nächtigten im Wanderburschenherbergsheim (heute Villingen Straße 7). Ein weiterer Teil der Ungarn des F.F. Forstamtes Hammereisenbach kam zum Teil im Fuchslochhaus am Linachstaudamm unter.⁴¹

Um die Unterbringung im Bereich des Forstamtes Donaueschingen zu gewährleisten, ließ die fürstliche Verwaltung eine „zerlegbare Gefangenenbaracke“ bei der Zimmerei Fritschi in Hüfingen anfertigen, die beim Försterhaus in Waldhausen aufgestellt wurde. Hier handelte es sich um eine reichsweit nach Standardplänen des OKW mit vorgegebenem Rastermaß und Materialeinsatz zu fertigende normierte Baracke, wie sie auch im Reichsarbeitsdienst, dem Gesamtbereich der Kriegsgefangenen-Lager, sowie des repressiven Lagersystems – KZ, AEL, Gefangenenlager – verwendet wurde.⁴²

Schon kurz nach Jahresende 1942 allerdings und dem Aufbau der ersten Baracken machte die aufkommende Materialknappheit im Bausektor dem Barackenbau ein Ende. Die Abteilung „Rüstungsbau-Barackenaktion“ von Albert Speers Ministerium für Bewaffnung und Munition untersagte die künftige Bereitstellung von Baracken in der Forst- und Holzwirtschaft. Die Unterbringung sollte künftig in „Waldhütten, die aus örtlich vorhandenen Baustoffen (...) ohne Belastung der Bauholzkontingente hergestellt“ wurden, stattfinden.⁴³

Dieses Verbot gab wahrscheinlich den Anstoß zum Selbstbau jener Schutzhütten im Walddistrikt Schloßwald/Wintergrund oberhalb von Hammereisenbach, die wohl als die einzigen Zeugnisse traditioneller ungarischer Wohnweise in Westeuropa anzusehen sind. Sie können aufgrund der Umstände und herausgegebenen Befehle frühestens in der zweiten Einsatzphase, im Frühjahr/Sommer 1943 errichtet worden sein. Bei diesen Bauten im Stil der karpato-ungarischen Volkskunst handelt es sich um ein kleines „ungarisches Schlittenhaus“,⁴⁴ dem talabwärts ein größeres Waldarbeiterhaus ohne die aus Stämmen gefertigten runden Kufen, jedoch mit ornamentaler Gestaltung des Karpatenraumes zur Seite steht. Diese bis heute nur hier im Wald nachweisbaren Zeugnisse traditionellen, ungarisch-rumänischen Hausbaues sind zweifelsohne Beweise, dass unter den angekommenen Waldarbeitern durchaus Fachleute waren, was den von deutscher Seite erhobenen Vorwurf mangelnder Kenntnisse relativiert.

Das Hauptlager des Forstamtes Furtwangen war das Lager „Kalte Herberge“ mit einer Belegung von 30 Personen.⁴⁵ Hier mussten sich die Ungarn den Platz mit ukrainischen Zwangsarbeitern teilen, die spätestens seit Juli 1942 dort untergebracht waren.⁴⁶

Ein Teil der Ungarn gar scheint dort bis Ende März 1943 geblieben zu sein. Sie mussten noch einmal zusammenrücken, als ab 23. März weitere Ukrainer, davon 14 allein in das Lager Vöhrenbach kamen.⁴⁷

Ob anfangs auch Ungarn in dem im Auftrag der O.T. (Freiburg) errichteten Lager „Blaumeise“ aus mehreren Finnezelten auf einem Hang am Ausgang des Übertals bei Hammereisenbach untergebracht wurden, bleibt ungewiss. Dort zog im Oktober 1943 eine aus dem Kreis Salzwedel zusammengestellte sechsköpfige Gruppe aus Russen aus unbekanntem Gründen und mit unbekanntem Auftrag ein. Dass sie Holzarbeiten (im Winter!) zu verrichten hatten, erscheint eher ungewiss. Das Gleiche gilt für die kleine Gruppe Bulgaren, die ebenfalls aus dem Arbeitsamtsbezirk Salzwedel kamen und fast gleichzeitig die Ungarn des Forstbereichs Triberg ablösten.⁴⁸

Die Ausrüstung der Baracken mit Betten, Schränken oder Koch- und Essgeschirr erfolgte durch Geschäfte, die im jeweiligen Forstamtsbezirk lagen oder kurze und günstige Transportwege hatten. So erhielten die Unterkünfte im Bereich Hammereisenbach beispielsweise ihre Töpfe (10–15 Liter) vom Handelshaus Krebs in Hüfingen, weil der Ort wohl verkehrsgünstig an der Bregtalbahn lag.

Die im Allgemeinen von der Bevölkerung isolierte Unterbringung und Absonderung in teilweise abgelegenen, aber der Arbeitsstelle nahen Gemarkungsteilen spiegelt dennoch gut den Platz wider, welchen die nationalsozialistisch ausgerichtete Kommunal- und Forstbürokratie gedanklich den ungarischen Holzhauern zuwies. Auch sie war von der Rassendoktrin mit ihrer Abstufung von den nordischen über die romanischen bis hin zu den slawischen Völkern am unteren Ende der Wertskala durchdrungen. So ergab sich das Problem, verbündeten Staaten und deren Angehörigen wie den Ungarn einen Platz zwischen den deutschen Holzhauern und den eingesetzten Zwangsarbeitern oder russischen Kriegsgefangenen zu finden. Eine Gleichstellung stand außer Frage, weil gemäß der NS-Staatsideologie Ausländer

grundsätzlich nur zeitweise und allein aus Erwägungen der Nützlichkeit zu tolerieren waren. Unterbringung, Einkleidung und Ernährung lassen erkennen, dass man kaum einen Unterschied zwischen zeitgleich beschäftigten Ukrainern und Ungarn machte. So gesehen rangierten die Karpato-Ungarn im Schwarzwald und auf der Baar gleich den slawischen Ostvölkern hinter den westeuropäischen Arbeitern auf der nationalsozialistischen Rasseskala.

In Sachen Bekleidung mussten alle anstellenden Forstbetriebe die allergrößten Defizite feststellen. Nicht nur, dass viele der Eintreffenden keine witterungsangepassten Kleidungsstücke mit sich führten. Sie stiegen zudem in lumpenähnlicher Kleidung aus dem Zug, die rasch völlig unbrauchbar wurde. Ein anderer, im Villingener Wald eingesetzter Teil erschien in der traditionellen Bergtracht der Karpaten.

Bereits Ende Oktober 1942 hatten fünf beim Staatsforst in Triberg beschäftigte Ungarn ihre mitgebrachte Kleidung völlig aufgetragen. Bezugsscheine beim Bürgermeisteramt Triberg mussten schnell beantragt werden für Unterwäsche und einen blauen Arbeitsanzug als Mindestausrüstung.

Die in Nussbach beschäftigten, weitgehend in Lumpen gehenden fünf Ungarn mussten allerdings noch Ende November auf neue Kleidung warten, was die Arbeitsmoral von Tag zu Tag sinken ließ.⁴⁹ Die im Bereich Vöhrenbach und Langenbach eingesetzten Holzhauer hatten sich gar Überwürfe aus Säcken und Schuhsohlen aus alten Autoreifen zurechtgemacht.⁵⁰

Überhaupt kamen die allermeisten ohne verwendbares Schuhwerk, so dass ein Einsatz bei schlechter Witterung und in eher unwegsamem Gelände zunächst fast unmöglich war. Eine der ersten Sorgen galt daher, neben dem mangelhaften Ernährungs- und Gesundheitszustand, der Besorgung von Bezugsscheinen für Arbeitskleider und Schuhe.⁵¹

Die eigentliche Kleidungsbeschaffung war dabei Aufgabe des Landratsamtes. Dies entschied auch, dass die Arbeitskleidung den Ungarn gegen Pfand ausgeliehen und mit einer vom Lohn abzuziehenden Abnutzungsgebühr belegt werden sollte.

In der Art der Schuhbeschaffung zeigte sich deutlich auch jene nach „Rasse“ und Nationalität abgestufte Behandlung beim Arbeitseinsatz entsprechend dem gesamten Fremdarbeitereinsatz im Deutschen Reich. Einheimische Waldarbeiter sollten den Ungarn, die „zum Teil mit schlechtem Schuhwerk versehen sind“, ihre gebrauchten Schuhe verkaufen und dafür über Bezugsscheine neue erhalten. Wo dies nicht möglich war, hatten Arbeitgeber primitive „Holzweischnallenschuhe mit kombiniertem Oberteil“ der Firma Bogenschütz in Steinen (Wiesental) als in eigenem Besitz verbleibende Arbeitshilfen über den Landrat (Wirtschaftsamt) zu beschaffen. Damit wurde eine Schlechterstellung der Ungarn gegenüber den einheimischen Waldarbeitern deutlich, die, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten und in reduzierter Zahl, sich ordentliche Arbeitsschuhe beschaffen konnten.

Erst als sich sogar in der vorgesehenen Weise Kapazitätsengpässe auftaten, musste das Finanzministerium, um den Holzeinschlag nicht zu gefährden, auch den Ungarn den Erwerb neuer Schuhe abhängig vom vorhandenen Kontingent auf eigene Rechnung gestatten.

Die geschilderten Zustände machen sichtbar, dass beide Seiten zu optimistisch von Rahmenbedingungen in der Gestaltung des Arbeitseinsatzes ausgegangen waren, die den gewohnten Lebensbedingungen und dem Mangel an Kleidung und Ausrüstung im Entsendeland keine Rechnung trug. Die daraus resultierenden Frustrationen sowohl auf Seiten der Holzhauer wie der Arbeitgeber schlugen sich in gestörtem Arbeitsfrieden und einer verminderten Leistung nieder, welche die bereits durch kriegsbedingte Einberufung von Holzhauern zurückgehende Waldwirtschaft weiter schwächte.

Arbeitsvertragliche Regelungen, Entlohnung

Mit der Verwaltung und Überweisung der Löhne wurde die Auslandsabteilung Ost der Deutschen Bank beauftragt. Wie für andere Länder und Abkommen besaß sie auch hier die entsprechenden Verbindungen zu den Ministerien wie eine detaillierte Kenntnis der devisenrechtlichen Bestimmungen und bestehenden Zahlungsabkommen.⁵²

Alle Lohnzahlungen, soweit die erlaubten direkten Überweisungsbeträge nach Ungarn nicht ausgeschöpft wurden, gingen auf deren Berliner Sammelkonto „Ungarische Landarbeiter“, ganz wie die in der Industrie beschäftigten Ungarn den Lohn auf dem Sammelkonto „Ungarische Industriearbeiter“ wiederfanden. Anwendung fand dabei ein für die Holzhauer ungünstiger Devisenumtauschsatz.

Allerdings fand die Abwicklung der Zahlungen so schleppend statt, dass man zunächst einmal politische Gründe bei diesen ja den Zahlungsbilanzausgleich berührenden Überweisungen vermuten kann. Noch fünf Wochen nach Arbeitsaufnahme war keine einzige Lohnzahlung im Heimatort angekommen.⁵³ Die Arbeitgeber hingegen waren bereits zu Beginn angewiesen worden, den Arbeitern nach Arbeitsaufnahme unverzüglich einen Lohnvorschuss von 60.– RM zu gewähren, der den Angehörigen überwiesen werden sollte, da diese „zu Hause in dürftigen Verhältnissen leben“.⁵⁴

Bei der Heimfahrt am Ende der ersten Beschäftigungsphase Ende November 1942 gestattete man neben der Mitnahme von 10.– RM in bar die Mitnahme eines Gutscheines von 15.– RM, der in den Sonderzügen von den Beauftragten der Deutschen Bank ausgegeben wurde und der an den Grenzstellen in Pengö getauscht werden konnte.⁵⁵

In Deutschland war für die Angeworbenen das Reichsarbeitsamt zuständig, welches ihnen sowohl Bankausweis und über die Reichsbahn Fahrausweise zum Einsatzort besorgte. Dann übernahmen die Gauarbeitsämter nach Zuweisung des entsprechenden Personenkontingents die Weiterleitung unterteilter Kontingente nach Anforderung an die regionalen Arbeitsämter, die wiederum die den Arbeitseinsatzstätten zuzuteilenden Anteil an Personen bestimmten. Nach Ankunft der Arbeiter waren die von den Arbeitgebern zu zahlenden Vermittlungsbeträge dem zentral zuständigen Arbeitsamt Rottweil zu überweisen, wohingegen alle anderen Verwaltungsschritte der Arbeitsverwaltung vom Arbeitsamt Villingen ausgeführt wurden.⁵⁶

Vertraglich vereinbart werden sollten 54 Wochenarbeitsstunden bei einem Wochenverdienst von 41.– RM. Zusätzlich waren vom Arbeitgeber 2,00 bis 2,50 RM für Unterbringung und Verpflegung aufzubringen. Er hatte zudem die Kosten für Hin- und Rückreise sowie für alle Gebühren und ärztlichen Untersuchungen zu erstatten. Die tägliche Arbeitszeit betrug neun Stunden von Montag bis Samstag,⁵⁷ im Forstamtsbezirk Furtwangen wohl auch deutlich darüber.⁵⁸

Um Leistungsanreize zu geben, entschloss man sich schließlich zur Bildung von Holzhauerrotten und deren Bezahlung in einem nach Stückzahlen zu berechnenden Akkordlohn, um eine kontinuierlich hohe Leistung zu erhalten.⁵⁹ Dabei ging man wie in der Rüstungsindustrie dazu über, gleich gute Kräfte in einer Rotte zusammenzufassen, um diesen einen angemessenen Verdienst zu garantieren. Zugleich sollten diese auch als Beispiel und „Ansporn zu höherer Leistung bei den übrigen Rotten“ dienen. Wie alle Arbeiter, waren die Ungarn kranken-, invaliden- und unfallversichert. Auch erhielten sie den Landarbeiterfreibetrag auf die Lohnsteuer.

Die gezahlten Hauerlöhne reichten natürlich bei weitem nicht, um auch während jener Tage leben zu können, an denen das schlechte Wetter keine Arbeiten im Wald zuließ. Ein Vorstoß der ungarischen Kommission Mitte Oktober 1942 auf Zahlung von Schlechtwettergeld wurde zurückgewiesen, den Forstämtern jedoch geraten, an solchen Tagen eine Beschäftigung anzubieten, deren Entlohnung den Baraufwand für Verpflegung decken könne.

Auf der Arbeitsstelle

Zu den defizitären Rahmenbedingungen zu Beginn des Arbeitseinsatzes kamen in den Augen der Arbeitgeber schlechte oder gar keine Kenntnisse und Fertigkeiten für die geforderte Tätigkeit des Holzhauens im hohen Schwarzwald, begleitet von einer wohl sich durch die Umstände herausbildenden Verweigerungs- und Vermeidenshaltung. Neben der bereits mangelnden oder fehlenden Ausrüstung fielen den Forstämtern vor allem die veralteten Arbeitsmethoden auf.⁶⁰

Allerdings muss die ungarische Regierung zur Erfüllung ihres Vertragsolls keine Auswahl im Hinblick auf die Geeignetheit getroffen haben. Bereits wenige Tage nach Eintreffen der zur Holzhauerei Bestimmten wurden einige Personen zurückgeschickt, die sich für die harte, gefährliche und ein Minimum an Kenntnissen erfordernde Arbeit als völlig ungeeignet erwiesen hatten. 14 Tage nach Arbeitsaufnahme schieden zwei weitere aus der Gruppe des Triberger Stadtwaldes wegen Krankheit aus und mussten auf den Heimweg gebracht werden.

Man muss unter diesen Umständen von einer gewissen Arbeitssorgfalt und einer entsprechend guten Überwachung durch das Forstpersonal ausgehen, denn unter dem ersten Kontingent 1942 war nur ein größerer Unglücksfall – mit Entlassung in die Heimat – aufgetreten.⁶¹

Der durch die Arbeitsbedingungen hervorgerufene Druck, verstärkt durch ungewohnte Lebensumstände und die weite Entfernung von der Heimat, ließ Unzufriedenheit aufkommen und führte teilweise zu als Streik verstandenem Starrsinn und Formen der Verweigerung. Der Unmut drang schließlich bis zu ungarischen Regierungskreisen durch und bereits Anfang Oktober 1942 bereiste daher ein

Vertreter der ungarischen Gesandtschaft die eingesetzten Gruppen, um Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Am 5. Oktober 1942 begab er sich zur Besprechung ins Forstamt Triberg und tags darauf ins Forstamt Furtwangen, wo auch der rumänisch sprechende Tierarzt der Stadt, wohl Dr. Walter Gündisch, "hinzugezogen wurde."⁶²

Insgesamt kann nach der aufgrund fehlender Kenntnisse zuweilen recht schwierigen Einarbeitung von unterschiedlicher Stimmung und Zufriedenheit der Ungarn gesprochen werden. Während in manchen Rotten Arbeitsleistung und Arbeitszufriedenheit soweit stiegen, dass die dort Tätigen geschlossen eine Rückkehr im Frühjahr 1943 wollten, war in anderen Arbeitsgruppen von Widerständigkeit und Verweigerungshaltung die Rede. Dabei war, wie das Forstpersonal feststellte, der Unterschied dorfwise festzumachen. Die Ursachen hierfür mögen vielschichtig sein, abhängig von den Umständen der Rekrutierung, den mitgebrachten Kenntnissen und Erwartungshaltung wie der Beeinflussung einzelner Dorfschaften durch Meinungsführer. So galten die aus den Dörfern Avaslekence (heute: rumänisch Lechinta/Maramures) und Kanyahaza Stammenden gegenüber den anderen Dorfschaften zum Schluss als besonders fähig und am Wiederkommen interessiert.

Während das F.F. Forstamt Hammereisenbach den im Sommer 1942 Beschäftigten noch lobend Fleiß und Arbeitswillen bescheinigte⁶³, fiel die von der Arbeitsverwaltung am Ende der ersten Einsatzperiode Ende 1942 erbetene erste Einschätzung weitgehend negativ aus. Revierförster Wunsch vom Forstrevier Triberg beklagte durchweg die mangelnde fachliche Qualifizierung sowie den Eigensinn und die geringe Arbeitsleistung der von ihm Betreuten.

Und auch die der F.F. Forstverwaltung zugewiesenen Personen entsprachen nicht den Vorstellungen, die man sich von geübten Holzhauern machte. 30 Prozent der dort Arbeitenden, so das Fazit, waren für die Waldarbeit völlig ungeeignet. Es befanden sich unter den Arbeitern für die Arbeit zu schwache Personen, darunter ein Holzhauer mit verkrüppelter Hand, ein 67 Jahre alter unterernährter Greis, Tuberkulosekranke und ein Zwerg von nur 1,55 Meter Körpergröße.⁶⁴

Überwachung und Repression: Gestapo, Arbeitsamt, Arbeitgeber

Die Überwachung und Sanktionierung der ungarischen Waldarbeiter unterschied sich prinzipiell nicht von derjenigen der anderen Fremdarbeiter und in Arbeit übergeführten Kriegsgefangenen.

Bereits 1939 hatte die Gestapo-Leitstelle Karlsruhe die Arbeitsämter angewiesen, bei einem größeren Einsatz ausländischer Arbeiter die Leitstelle zu benachrichtigen. Gleichzeitig erhielten die Gestapo-Außenstellen wie Villingen (später Singen) den Auftrag, ihrerseits den Einsatz zu melden, um eine lückenlose Überwachung und Erfassung zu erreichen.⁶⁵ Seit 1941 hatte die Gestapo dann auch die Federführung bei der Überwachung übernommen. Strafverfahren vor ordentlichen Gerichten sollten nur ausnahmsweise eingeleitet werden, bestraft wurde mit dem eigenen Instrumentarium: Schutzhaft (KZ), Arbeitserziehungslager (AEL), wobei man auf die Unterstützung von Arbeitsamt, Partei- und Polizeidienststellen, vor allem auch auf den innerbetrieblichen Werkschutz zurückgriff.

Generell scheinen die Ungarn von Anfang an der strengen Disziplinierung von Fremdarbeitern unterlegen zu haben. So missfiel der Forstbehörde der etwas leichte Umgang der Schwefeldobelbäuerin in Neukirch mit den Ungarn. Diese sollten nun an den Landwirt und Waldbauern Wehrle gehen, denn, „wenn Wehrle Fremde [d.i. Ostarbeiter J.S.] gehabt hat (...) kann er auch die Ungarn etwas besser erziehen.“⁶⁶

Die Umgangspraxis wurde, wohl nach ersten streikähnlichen Widersetzlichkeiten in Württemberg, bereits Ende September 1942 für die in Baden angestellten Waldarbeiter präzisiert. Bei Nichteinhaltung der vertraglichen Verpflichtungen seien die Arbeiter wegen Sabotage der Kriegswirtschaft im Benehmen mit dem Arbeitsamt der Gestapo zu übergeben, die auch die Aburteilung vornehme. „Unverbesserliche Rädelsführer“ seien nach Ungarn abzuschieben.⁶⁷ Das Forstamt Furtwangen instruierte noch einmal besonders Förster Wilhelm Rombach im Hexenloch, er habe „Krankheit, Drückebergerei oder besonders das Verhetzen anderer“ umgehend zu melden.⁶⁸

Dazu kam es dann unter den verschärften Kriegsbedingungen und dem steigenden Druck im Forstrevier Nussbach in der letzten Anstellungsphase 1943.

Der Fall Rostas

So bat am 30. August 1943 Forstwart Jäkle aus Nussbach das vorgesetzte Forstamt Triberg, die Überstellung des 38jährigen Andreas Rostas aus Terep (Siebenbürgen) an die Gestapo zu veranlassen, weil dieser seine Arbeitskollegen zum Widerstand gegen die Arbeitsbedingungen angestachelt habe und zudem mehrere offensichtlich ungerechtfertigte Krankmeldungen abgegeben habe.

Auslöser für dieses Verhalten, so lässt sich im Nachhinein feststellen, war die außergewöhnlich schwierige Familiensituation bei Rostas zu Hause. Am späten Nachmittag des 19. August 1943 hatte er ein irrtümlich zunächst an die vorübergehende Einsatzstelle Rohrbach gesandtes Telegramm seiner Frau erhalten, wonach diese um sofortige Heimkehr bat, da sie krank sei und die Kinder Hunger litten. Ein sofortiges Verlassen der Arbeitsstelle und Heimkehr muss hier ein erstes Mal abgelehnt worden sein. Die wohl in seiner Verzweiflung gegenüber den anderen Holzhauern gemachten Äußerungen riefen Unmut über die unmenschliche Behandlung hervor, was als Widerstand angesehen wurde. Rostas meldete sich dann auch wohl mehrfach krank, um bei Vorsprachen doch noch eine rasche Rückfahrt zu erreichen. Vergebens. Auch ein von ihm oder dem Forstamt angefordertes ärztliches Attest über den Zustand seiner Frau, welche Anfang September eintraf, half nur insofern, als es die Forstverwaltung dazu bewog, erst einmal abzuwarten. Ende September schließlich verständigte man das Arbeitsamt vom längeren Fernbleiben Rostas durch Krankheit (und nicht wegen Widerstands) und mit der Bitte um Heimschaffung ohne die Gefahr einer Intervention durch die Gestapo herauf zu beschwören. Dies allerdings teilte dem Forstamt am 8. Oktober telefonisch mit, dass eine Einzelrückführung „kaum in Frage kommen dürfte“. Der Bürgermeister von Bujanhaza solle sich vorübergehend um die Familie kümmern. Dies scheint geschehen zu sein und Rostas verließ erst zusammen mit seinen Arbeitsgefährten am 7. Dezember Deutschland.⁶⁹

Ohne die umsichtige Haltung des Forstamtes Triberg, welches die Notlage von Rostas und dessen sich daraus ergebende Haltung richtig einzuschätzen wusste, wäre es ganz wie in der regionalen Rüstungsindustrie wohl zu seiner sofortigen Verbringung in ein AEL gekommen. In Triberg wusste man sowohl der von Forstwart Jäkle geforderten Meldung an die Gestapo gemäß Direktive wie auch einer Sanktionierung durch das Arbeitsamt in Zusammenarbeit mit diesem geschickt zu begegnen. So konnte der gesamte Arbeitseinsatz der ungarischen Holzhauer 1942 und 1943 ohne eine einzige nachweisbare Unrechtsmaßnahme ihr Ende finden.

Die ungarischen Holzhauer – eine besondere Kategorie von Zwangsarbeitern?

Es stellt sich am Ende die Frage, wie der Arbeitseinsatz der ungarischen Holzhauer aus den Karpaten und Siebenbürgen im Rahmen der Arbeitsgestaltung in der Kriegswirtschaft der Jahre 1942 bis 1943 einzuschätzen ist. Sicher ist, dass die Ungarn durch eine Reihe von im Folgenden zu erörternden Arbeitsbedingungen deutschen Arbeitnehmern nicht gleichzustellen sind, ohne dass sie dabei jedoch vollständig als Zwangsarbeiter angesehen werden könnten.

Was die Vertragsgestaltung in der Einsatzregion betraf, so lassen sich gegenüber reichsdeutschen Arbeitnehmern zunächst keine Unterschiede ausmachen. Daran änderte auch das Verbot zum eigenmächtigen Wechsel des Arbeitsplatzes nichts, da die im September 1939 erlassene „Verordnung über die Beschränkung des Arbeitsplatzwechsels“ auch für deutsche Arbeitnehmer in der Landwirtschaft galt.⁷⁰

Hinsichtlich des Grades der rechtlichen Diskriminierung der zivilen Arbeiter im Reich lassen sich heute sechs Gruppen unterscheiden. Die Ungarn als Angehörige eines verbündeten Staates wie auch die Italiener (bis 1943), Kroaten, Rumänen, Slowaken und Spanier gehörten dabei zu der am besten gestellten Gruppe ausländischer Arbeitskräfte. Den gesetzlichen Vorgaben nach sollten sie dieselben Lebensmittelrationen wie Deutsche erhalten. Arbeitsrechtlich unterlagen sie im Großen und Ganzen denselben Richtlinien wie deutsche Arbeitnehmer. Auch konnten sie, im Gegensatz zu den meisten, vor allem osteuropäischen Arbeitern nach Beendigung ihres Vertrages ohne jede Behinderung in ihre Heimat zurückkehren. Die seit Oktober 1942 bestehende Möglichkeit zur Dienstverpflichtung von Ausländern, deren Vertrag abgelaufen war, galt für sie nicht. Dies deckt sich auch mit dem Bild, wie es sich aus den vorhandenen Unterlagen zu den Waldarbeitern aus den ehemaligen Landkreisen Donaueschingen und Villingen ergibt. Auch sie konnten nach Beendigung ihres Vertrages in ihre Heimat zurückkehren.

Damit endeten allerdings auch schon die Gemeinsamkeiten. Weitere Umstände tragen bereits die Züge eines Zwangsarbeitereinsatzes, wie er später bei anderen Nationen und im Verlauf des Krieges immer stärker zum Ausdruck kam.

Das Jahr 1942 als ein Wendepunkt in der deutschen Kriegswirtschaft hatte auch auf die Rekrutierung der Waldarbeiter einen wesentlichen Einfluss. Unter dem Generalbevollmächtigten für Arbeitseinsatz und thüringischen Gauleiter Fritz Sauckel sollte die Knappheit an Arbeitskräften im Rüstungsbereich und der Rüstung zuarbeitenden Zweigen durch massenhafte Beiziehung ausländischer Arbeitskräfte gelöst werden.

Die Ungarn sahen sich nach Ankunft von Anbeginn an insofern einem Zwang ausgesetzt, als sie einem kollektiven Arbeitsvertrag unterworfen waren, der eine individuelle Auflösung und gesonderte Heimfahrt nicht zuließ.⁷¹ Der zuvor geschilderte Fall Rostas illustriert dies in eindrücklicher Weise. Diese gruppenweise terminlich festgesetzte Beförderung in Sonderzügen verbindet die Ungarn mit den anderen Zwangsarbeitern.

Obwohl formaljuristisch in einem normalen Arbeitsverhältnis, blieb den Ungarn wie den anderen ausländischen Arbeitskräften der Rechtsweg im Arbeitsrecht verschlossen. Das Reichsarbeitsministerium hatte dazu lediglich mitgeteilt, dass Streitfälle, wenn überhaupt, auf dem Verwaltungswege entschieden würden.⁷² Aus diesem Grunde hatten sich die Ungarn zu Beginn ihres Arbeitseinsatzes wohl auch an die konsularische Vertretung ihres Landes gewandt, um Hilfe bei Beseitigung von Arbeitsbedingungen zu erhalten, die so vertraglich nicht vorgesehen bzw. vorhersehbar waren.

Auch was die betriebliche Disziplinierung anbelangte, so waren die Ungarn einem sehr viel höheren Gefährdungspotential durch den Repressionsapparat ausgesetzt als deutsche Arbeitnehmer. Die Forstbeamten in ihrer Hoheitsfunktion galten dabei wie auch die Werkschutzführer der Rüstungsbetriebe spätestens seit Oktober 1942 als verlängerter Arm der Gestapo. Sie hatten „Arbeitsbummelanten“ anzuzeigen, damit diese entsprechend bestraft werden konnten.

Auch bei den deutschen Arbeitnehmern reichte die Skala der Sanktionen zwar von einfachen innerbetrieblichen Maßnahmen bis zur Intervention durch die über das Arbeitsamt benachrichtigte Gestapo. Allerdings war dieser letzte Schritt und die Verbringung in ein AEL für den Großteil der Arbeitnehmerschaft eine eher hypothetische Maßnahme. Dies galt, wie der zuvor geschilderte Fall Rostas zeigt, für die Ungarn jedoch nicht. Er wurde von Forstwart Jäkle beim vorgesetzten Forstamt mit dem deutlichen Hinweis auf Weitergabe der Beschwerde an die Gestapo angezeigt.

Die erste Anwerbungsphase 1942 fiel zudem bereits in die ersten Monate nach Sauckels Ernennung im März 1942 zum GBA (Generalbevollmächtigten für Arbeit) und geriet so de facto in den von ihm bis zur Gewalt gesteigerten Rekrutierungsdruck vor allem in den Ostgebieten. So ging die vorgebliche Freiwilligkeit der Rekrutierung mit Umständen einher, die mit den Begriffen Erpressung und Druck, Erzeugung eines (zur Arbeitsaufnahme drängenden Umfeldes) wohl adäquat zu beschreiben ist. Dem Druck erlagen dabei vorwiegend unqualifizierte Arbeitskräfte, die sich in einer wirtschaftlichen Notlage befanden und denen eine Versendung in den Schwarzwald als Möglichkeit zur Verbesserung der Lage erschien.

Wenngleich die Anwerbung bei der offiziell befreundeten bzw. verbündeten ungarischen Regierung als eine freiwillige Werbung dargestellt wurde, so lässt sich aus den Umständen der Auswahl und Zusammenstellung der in den Schwarzwald entsandten Arbeitergruppen doch eine Resistenz und damit ein Hinweis auf eine auf die ungarische Regierung ausgeübte Pression herleiten. Verzögerungen in der Aufstellung und Entsendung des Kontingents entgegen den vertraglichen Vereinbarungen, werkzeugmäßig schlecht ausgestatte, schlecht gekleidete und gesund-

heitlich zur Arbeit nicht geeignete Personen in geringerer als der geforderten Zahl nicht aus Zentralungarn sondern aus wieder eingenommenen ehemals ungarischen Gebieten deuten auf eine unterschwellige Verweigerungshaltung, mit welcher man die Forderung nach Arbeitskräften zu unterlaufen suchte.

Als die Ungarn an ihren Arbeitsplätzen eintrafen, war zudem die Trennung der Kompetenzbereiche der mit dem Einsatz betrauten Behörden bereits in Aufweichung. Im Laufe der Monate kam es zu einer engen Zusammenarbeit von Arbeitseinsatzverwaltung, allgemeiner Verwaltung, Militärbehörden und Repressionsapparat. Auf der Ebene des Kreises kam dies vor allem beim Landratsamt Villingen zum Tragen. Es vertrat das Reichsinnenministerium und dessen Vorgaben, führte als Ausländer- und Polizeibehörde die Fremdarbeiterkartei und beherbergte in den Büros der Polizei die Außenstelle der Gestapo (Grenzpolizeikommissariat Singen). Mit seinem Wirtschafts- und Ernährungsamt nahm es zudem Einfluss auf die Lebensbedingungen über die Ausgabe von Bezugsscheinen für Kleidung und Lebensmittel.⁷³

Auch gingen ganz im Sinne der von Sauckel propagierten „Politisierung des Arbeitseinsatzes“ 1942 die Kompetenzen des Arbeitseinsatzes auf die NSDAP-Gauleiter über und 1943 wurden in einem weiteren Schritt die Landesarbeitsämter als Gauarbeitsämter zu Exekutivorganen der Partei umgebildet. Damit waren die Ungarn am Ende nicht nur stärker dem Repressionsapparat ausgesetzt, sondern vor allem auch einer über die Partei ungleich stärker eingebrachten rassistischen Ideologie. Diese Haltung manifestierte sich, wenn auch noch undeutlich, bei der Unterbringungsfrage. Man empfahl den Forstämtern eine Unterbringung in Privatquartieren zu vermeiden und Gemeinschaftsunterkünfte mit Kochgelegenheiten einzurichten, denn „die Lebenshaltung der Leute in ihrer Heimat ist sehr einfach. (...) Die Unterbringung in Baracken, Hütten oder Sälen usw. mit Schlafgelegenheiten auf Strohsäcken erscheint als das Zweckmäßigste.“⁷⁴ Hier schwang bereits die Einschätzung östlicher Völker als Arbeitskräfte auf niedriger Kulturstufe mit.

Dies entsprach im Übrigen den Konsequenzen, die man bereits im April 1941 aus einer zusammenfassenden Analyse des SD gezogen hatte. Solange Deutschland siegte, besaßen beim Arbeitseinsatz politische und ideologische Vorgaben das Übergewicht, Klagen und Unzufriedenheit konnte mit restriktiven Maßnahmen begegnet werden.⁷⁵ Dies scheint zumindest für die Anwerbungs- und Beschäftigungsphase 1942 gültig.

In der zweiten Einsatzphase 1943 allerdings traten ideologische Überlegungen in den Hintergrund. Jetzt fiel der Arbeitseinsatz bereits in eine Phase, in der sich aufgrund des Arbeitskräftemangels der immer stärker forcierte Einsatz ausländischer Kräfte aus pragmatischen Gründen gegen ideologische Bedenken durchgesetzt hatte. Beim Ungarneinsatz wird dies dadurch deutlich, als trotz manch negativer Beurteilungen der ersten Einsatzphase man sich zu einer weiteren Anwerbung entschloss, weil der im Wald spürbar werdende Personalmangel faktisch keine andere Wahl ließ.

Hinsichtlich der Charakterisierung von Zwangsarbeit ergibt sich bei Unterbringung und Verpflegung ein uneinheitliches Bild. Während der größte Teil in

Standardbaracken für Kriegsgefangene oder Hütten untergebracht war, fanden sich andere Ungarn in angemieteten Gebäuden oder bäuerlichen Anwesen, Waldarbeiterwohnhäusern und anfänglich auch in Sälen (Triberg) wieder, die einen etwas besseren Wohnstandard boten. Die Wohnsituation lässt sich jedoch auch durchaus mit derjenigen östlicher Zwangsarbeiter vergleichen, da die westlichen angeworbenen Arbeitskräfte ganz überwiegend ordentliche Privatunterkünfte (Villingen, Bad Dürrenheim, Königfeld etc.) gefunden hatten.

Am Übergang zwischen den Arbeitseinsätzen 1942 und 1943 begann zudem eine gemeinsame Unterbringung mit ukrainischen Zwangsarbeitern, die sich durchaus als eine Nivellierung des noch bestehenden Unterschieds zwischen „freiwillig“ angeworbenen Kräften des Ostens mit bereits zwangsweise zugewiesenen darstellt.

Auch bei der Bekleidung findet sich eine Gleichstellung mit den osteuropäischen landwirtschaftlichen Zwangsarbeitern. Wie diese erhalten die Ungarn leihweise gebrauchte Kleidung der untersten Gütestufe III und zunächst auch die für Waldarbeiten völlig unzureichenden Holzschuhe (Einfachstschuhwerk).

Auch scheinen bereits für die Ungarn zwanghaft übersteigerte Arbeitsnormen wie für Zwangsarbeiter gegolten zu haben. Der in den Rückblicken des beaufsichtigenden Forstpersonals erwähnte Eigensinn am Einsatzort wie die Versuche, bei Abwesenheit von Vorgesetzten (Förstern) Arbeitspausen zu häufen, waren augenscheinlich Bestrebungen zu einer situationsangepassten Arbeitsökonomie, wie sie auch aus anderen landwirtschaftlichen Bereichen beschrieben wird.⁷⁶

In Fragen der Verpflegung ergeben sich allerdings keine Anzeichen, dass die Ungarn hier auf das schlechte Ernährungsniveau der später in den Wald gekommenen Zwangsarbeiter gesetzt worden seien. Von den anfangs bedingten Schwierigkeiten durch unbekanntes Nahrungsmittel und Speisenzubereitung abgesehen, waren das Essen in den durch Köchinnen betreuten Gemeinschaftsküchen, auf den Höfen oder auch auf den Waldarbeitsstellen hinreichend.⁷⁷ Die Erlaubnis zum Empfang heimatlicher Nahrungs- und Genussmittel scheint deshalb nicht unbedingt ein notwendiger Ernährungszusatz wegen Ernährungsmangel, sondern eher der Versuch des Erhalts der Arbeitsmoral durch Erhalt heimatlicher, vertrauter Nahrungsmittel. Die Einsicht, dass für die äußerst anstrengende Holzhauerei im Gebirge entsprechende Kost Voraussetzung war, hat insgesamt bessere Rationen als im industriellen Sektor zur Folge gehabt. Eine Rolle mag auch der Kontakt mit Personen aus der Landwirtschaft (deutsche Holzhauer, Köchinnen, Bauern etc.) und eine dort besser zu bewerkstellende hinreichende Verpflegung gespielt haben.

Am Ende lässt sich die Frage, ob die ungarischen Waldarbeiter zu den Zwangsarbeitern zu zählen seien, nicht eindeutig beantworten. Dies ist je nach den ins Auge gefassten Lebens- und Arbeitsbedingungen einmal mehr oder weniger der Fall.

Bei den vertraglichen und realen Gegebenheiten des Arbeitseinsatzes ist eine Annäherung an den Zwangsarbeiterstatus unübersehbar. Kollektivverträge ohne die Möglichkeit individueller Auflösung oder Hin- und Rückreise, die schärfere Überwachung und Sanktionierung im Vergleich zu einheimischen Forstarbeitern oder auch eine Zuweisung von Kleidung und Schuhwerk und die regierungsseitig empfohlene Unterbringungsart sind hier unübersehbare Elemente.

Andererseits gab es jedoch keine Bewachung oder umzäunte Lager, wie sie für Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene vorgeschrieben waren. Auch lässt sich die Ernährungssituation eher mit derjenigen deutscher Arbeitnehmer denn östlicher Zwangsarbeiter vergleichen. Von der bei Ankunft festgestellten Unterernährung war am Ende keine Rede mehr und die für die harte Arbeit notwendige Kalorienzufuhr war am Ende doch gesichert. Dies galt für die Nachrückenden nicht. Die von der O.T. ins Lager Hammereisenbach im Sommer 1944 verpflichteten und von Fürstenberg eingesetzten Zwangsarbeiter wiesen solch gravierende Ernährungsmängel auf, dass die F.F. Forstadministration das Bürgermeisteramt Unterbaldingen um die Lieferung von „Futtererbsen“ bitten musste.

Wie die Zwangsarbeiter auch blieben die Ungarn weitgehend von der deutschen Wohnbevölkerung isoliert. An menschenleeren Arbeitsplätzen im Wald eingesetzt, gruppenweise auftretend und in Gruppen unterkommend, durch mangelnde Sprachkenntnisse und allein durch ihr Aussehen als Ausländer gekennzeichnet, reduzierte sich ihr Kontakt mit Einheimischen auf das Aufsichtspersonal, einzelne Arbeitgeber und die Köchinnen. Dadurch umgab sie eine Mauer des Schweigens, des Nichtwissenwollens und schließlich nahezu des Vergessens.

Wo man sich ihrer außerhalb des Forstes erinnert, geschieht dies unter dem Eindruck ihres fremdartigen Aussehens und ohne Wissen um deren Aufgabe wie dem institutionellen oder politischen Rahmen. Dies jedenfalls vermittelt der Rückblick eines Hammereisenbacher Einwohners, der als kleiner Knabe bei seinen Streifzügen durch den Wald sich eines Tages unvermittelt einer Gruppe von mit Pluderhosen bekleideten schnurrbärtigen Fremden gegenüber sah. Da man sich gegenseitig nicht verstand, grüßte man freundlich und jeder zog seines Weges.⁷⁸ Auch die die im Zähringerhäusle in Langenbach Untergekommenen mittels „Henkelmann“ verpflegende Försterstochter empfand die Fremden als so furchteinflößend, dass sie sich weigerte, weiterhin dorthin zu gehen und die Arbeiter schließlich ihr Essen selbst in der Küche des Hauses Herr holen mussten.⁷⁹

So stehen die ungarischen Waldarbeiter am Ende in einer Grauzone mit gleitendem Übergang zur Zwangsarbeit. Sie finden sich in dem mit dem der Rassenideologie in Einklang zu bringenden „vielfach gestaffelten System der nationalen Hierarchisierung“⁸⁰, das ihnen nach den Westeuropäern wie beispielsweise den französischen S.T.O. (Service du Travail Obligatoire) einen Platz noch vor den Polen und den am Ende der Stufenleiter stehenden Russen zuwies.

Was aber dennoch bleibt und was aus einzelnen Spuren zu lesen ist, lässt die wahre Dimension einer Arbeitswelt im Nationalsozialismus aufscheinen, bei denen die aus den Karpaten gekommenen, überwiegend zur Volksgruppe der Ungarn gehörenden Waldarbeiter zu einer relativ kleinen, bis heute nicht wahrgenommenen Kategorie zählen, die in der Masse der (wirklichen) Zwangsarbeiter fast unsichtbar geblieben ist.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Joachim Sturm
Steigstr.32
78078 Niedereschach
j.sturm@lrasbk.de

Quellen

- Buchenberg:
Gemeindearchiv, Best.I, Gemeinderechnung
1943, Ausgaben, Beilage 136
- Donaueschingen:
F. F. Archiv
F. F. Forstadministration, Kammer,
Generalia/Holzhauerei, VII,2 (1939–1948),
Mangel an Waldarbeitern, abgek. FFAm1
F. F. Forstadministration, Kammer,
Generalia/Holzhauerei, VIII,2 (1939–1948),
abgek. FFAm2
F. F. Forstamt Donaueschingen, Holzhauerei
IV/1, (1935–1944), abgek. FFDS
- Furtwangen:
Stadtarchiv
Meldebuch Schönenbach
- Karlsruhe:
Generallandesarchiv
Abt.237/28822
- Neukirch (Furtwangen):
Archiv Forsthaus Neukirch (Hexenloch)
Akten Förster Wilhelm Rombach (1906–1979),
zugleich Kreisarchiv SBK, Best. A 221,
abgek. HEX
- Riedöschingen
Gemeindearchiv, Best. I, Nr.403
- Triberg
Kreisforstamt Betriebsstelle Triberg
Altregistratur Staatl. Forstamt Triberg
B. Domänen XVI. Arbeitsbetrieb und
Lohnverhältnisse. Einsatz ungarischer
Waldarbeiter 1942–1944, abgek. StFaTri

Vöhrenbach

Stadtarchiv

Protokoll Zeitzeugengespräch des Stadtarchivars
G. C. Jerg am 2.9.2010 mit Frau B. und
Herrn W. (Kopie im Kreisarchiv
Schwarzwald-Baar-Kreis); StA Vöhrenbach,
Best. III/3, Nrr.164,165

Literatur

- BARWIG, KLAUS; DIETER R. BAUER, KARL JOSEPH
HUMMEL (Hrsg.) 2001: Zwangsarbeit in der
Kirche (Hohenheimer Protokolle 56),
Stuttgart.
- DURUCZ, PETER 2006: Ungarn in der auswärtigen
Politik des Dritten Reiches 1942–1945,
Göttingen.
- HERBERT, ULRICH 1995: Arbeit, Volkstum,
Weltanschauung, Frankfurt
- HERBERT, ULRICH 1999,11985: Fremdarbeiter.
Politik und Praxis des „Ausländer-
Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des
Deutschen Reiches, Bonn.
- HORNUNG,ELA; LANGTHALER, ERNST;
SCHWEITZER, SABINE 2005: Zwangsarbeit in
der Landwirtschaft, in: Das Deutsche Reich
und der Zweite Weltkrieg, Band 9,
2. Halbband, München, S.581–666.
- JAMES, HAROLD 2003: Die Deutsche Bank im
Dritten Reich, München.
- LANG, PETER THADDÄUS: Von Abritzkaja bis
Zwojenko, Einwohnermeldekarten als
Quelle zur Geschichte ausländischer
Arbeitskräfte in Ebingen, 1939–1945, in:
Zeitschrift für württembergische Landes-
geschichte Bd.62 (2003), S. 393–408.
- PHLEPS, HERMANN 1934: Ost- und westgermani-
sche Baukultur unter besonderer Würdigung
der ländlichen Baukunst Siebenbürgens:
Berlin.
- SELLIER, ANDRÉ 2010, 1. Auflage 1998):
Histoire du camp de Dora, Paris.
- SPOERER, MARK 2001: Zwangsarbeit unter dem
Hakenkreuz, Deutsche Verlags-Anstalt,
Stuttgart.
- SPOERER, MARK 2001: Zwangsarbeit im Dritten
Reich und Entschädigung: ein Überblick.
–In: Zwangsarbeit in der Kirche:
Entschädigung. Versöhnung und historische
Aufarbeitung Hohenheimer Protokolle 56),
Stuttgart, S.15–46.

SPOERER, MARK 2005: Die soziale Differenzierung der ausländischen Zivilarbeiter. – In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Band 9, 2. Halbband, München, S.485–576.

STOLLE, MICHAEL 2001: Die Geheime Staatspolizei in Baden: Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich, Konstanz.

Anmerkungen

- 1 Ohne Nennung von Land und Ort; dazu SPOERER 2005, S. 491.
- 2 Der Arbeitseinsatz im Großdeutschen Reich 1938–1944, hrsg. vom Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Berlin, 1944; auch SPOERER 2001, S. 84.
- 3 Gemeindearchiv Riedöschingen, Best. I, Nr.403 (betr. Fam. Schneide(r?)).
- 4 Rundschreiben der Forstabteilung des badischen Wirtschaftsministeriums (WM) Nr.7043 vom 22.7.1942, in: Kreisforstamt Betriebsstelle Triberg, Altregistratur Staatl. Forstamt Triberg, B. Domänen XVI. Arbeitsbetrieb und Lohnverhältnisse. Einsatz ungarischer Waldarbeiter 1942–1944, künftig *StFaTri*.
- 5 Cf. Datenbank der ungarischen Holzhauer im Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis. Darunter möglicherweise ukrainische Namen.
- 6 Zeitzeugengespräch des Vöhrenbacher Stadtarchivars am 2.9.2010 mit Frau B. und Herrn W.
- 7 GLA Karlsruhe, 237/28822, Bedarfserhebung vom 24.07.1940.
- 8 Runderlass Erl. Nr.5808 des WM vom 13.06.1942 und Rundschreiben der Forstabteilung des badischen Finanz- und Wirtschaftsministerium vom 3.7.1942, Nr. 6366, in: *StFaTri*
- 9 Lang 2003, S. 393; sie wurden von Polen abgelöst.
- 10 F. F. Archiv Donaueschingen (DS), Best. F.F. Forstadministration, Kammer, Generalia/Holzhauerei, VIII,2 (1939–1948), künftig *FFAdmi2*.
- 11 Auf Hinweis des Wirtschaftsministeriums/Forstabteilung (RuSchr.5656 vom 3.6.1942) sollten nun anstelle der nicht zuweisbaren geforderten russischen Kriegsgefangenen ungarische Waldarbeiter angefragt werden; cf. F.F. Archiv, *FFAdmi2*.
- 12 RuSchr. des württembergischen Forst- und Holzwirtschaftsamtes vom 9.6.1942, cf. F.F. Archiv, *FFAdmi2*.
- 13 Cf. Stadtarchiv Furtwangen, Meldebuch Schönenbach mit sieben Ungarn. Ungeklärt dort auch der Eintrag von Ungarn bereits im Mai 1942, möglicherweise eine Überstellung aus anderen Landesteilen.
- 14 Archiv Forsthaus Neukirch (Hexenloch), Akten Förster Wilhelm Rombach 1942, zugl. Kreisarchiv SBK, Best. A 221, künftig *HEX*.
- 15 Dabei blieb es denn auch, da die gleiche Stärkemeldung noch einmal für Ende November 1942 erging: F.F. Archiv, F.F. Forstadministration, Kammer, Generalia/Holzhauerei, VII,2 (1939–1948), Mangel an Waldarbeitern, künftig *FFAdmi1*.
- 16 Der in den städtischen Vöhrenbacher Akten zu findende Vermerk über einen Einzug der Ungarn in das Lager Kalte Herberge am 1. August scheint demnach auf dem ursprünglich vorgemerkten Datum, jedoch nicht auf der realen, selbst festgestellten Ankunft zu beruhen; cf. Stadtarchiv Vöhrenbach, Best. III/3 Nr.165.
- 17 Ursprünglich war das Ende auf 31.12.1942 terminiert, wohl ohne die Witterung im hohen Schwarzwald zu bedenken, cf. Rundschreiben WM/Forst Nr.8892 vom 30.09.1942, in: *StFaTri*
- 18 F.F. Archiv, *FFAdmi1*: darunter zehn Holzhauer aus dem Bereich des FF-Forstamtes Donaueschingen, die wohl dorthin umgesetzt worden waren.
- 19 F.F. Archiv, *FFAdmi1*: Am 30.11.42 werden vom Fürstenbergischen Forstamt Hammer-eisenbach noch zwei Ungarn als dort tätig vermerkt.
- 20 F.F. Archiv, *FFAdmi1*: Vereinbarung des Staatl. Forstamtes Furtwangen mit dem FF-Forstamt Hammereisenbach 1.12.1942 über die Überlassung von 17 „Ukrainern“ aus dem Lager Kalte Herberge bis März 1943. Acht wurden im Bereich Hammereisenbach eingesetzt, fünf im F.F. Forstamtsbezirk Bachzimmern (Blumberg?) und vier im F.F. Forstamtsbezirk Friedenweiler.
- 21 *StFaTri*, B Domänen, XVI Arbeitsbetrieb 1942–1944.
- 22 F.F. Archiv, *FFAdmi1*.

- 23 *StFaTri*: Reichsforstmeister an WM vom 18.3.43, Rundschreiben als Abschrift Nr. 2214 vom 27.3.43.
- 24 Gemeindearchiv Buchenberg, Gemeinerechnung 1943, Beilage 136.
- 25 Ihre Namen konnten bisher nicht ermittelt werden.
- 26 Die Einsatzstellen weiterer Holzhauer, etwa zehn Personen, lassen sich nicht ermitteln.
- 27 F.F. Archiv, *FFAdmi1*: Schreiben der Forstabteilung des badischen FM vom 24.7.1943.
- 28 Die Einzelheiten lassen sich hier nicht mehr rekonstruieren.
- 29 DURUCZ 2006: S. 65–73.
- 30 *StFaTri*: Abrechnung des Forstamtes Triberg vom 1.11.1943.
- 31 *FFAdmi1*: So arbeiteten bereits am 3.1.44 im Bereich des F.F.-Forstamtes Hammereisenbach 13 Polen und 33 Ostarbeiter.
- 32 Die Volksküche in Triberg war im Untergeschoss des Kindergartens – heute Altenheim – in der Schulstraße untergebracht.
- 33 F.F. Archiv, *FFAdmi2*: Bericht vom 31.8.1942.
- 34 Stadtarchiv Vöhrenbach, Best. III/3, Nr.165.
- 35 Zeitzeugengespräch 2.9.2010 des Vöhrenbacher Stadtarchivars mit Frau B. und Herrn W.
- 36 *StFaTri*: Meldung von Forstwart Jäkle, Nussbach, am 19.11.42.
- 37 F.F. Archiv, *FFAdmi2*: Schreiben des FF-Forstamtes Wolfach am 31.7.42 bezüglich der vorübergehenden Übernahme und geplanten Unterbringung von 20 Ungarn.
- 38 Das Gebäude war ursprünglich vom Eigentümer der Firma Peter-Uhren zu einem Wochenendhaus umgebaut worden.
- 39 Stadtarchiv Furtwangen, Meldebuch Schönenbach 1942–1943.
- 40 Telefonische Auskunft von Herrn A. Vetter gegenüber dem Kreisarchivar, 30.07.2003; Genaueres konnte nicht festgestellt werden, die namentlich nicht erfasste Person könnte sowohl eine Ausleihe vom F.F. Forstamt Bachzimmern wie ein Donauschwabe gewesen sein.
- 41 F.F. Archiv, *FFAdmi2*: Schriftwechsel bezüglich der möglichen Unterbringung zweier slowenischer Familien des Umsiedlerlagers Hegne, 3.8.1942.
- 42 F.F. Archiv, *FFAdmi2*: möglicherweise eine Standardbaracke RLM 501/34, zu den Typen, Ausstattung und Belegung auch SPOERER 2005, S. 518.
- 43 *StFaTri*: Abschrift des WM vom 9.2.43, Rundschreiben Nr. 952.
- 44 Den Hinweis auf dieses Haus verdanke ich dem Bauforscher und Architekten Dr. Stefan Blum, St. Peter, der damit indirekt Anstoß für diesen Beitrag gegeben hat. Zu den Schlittenhäusern Hermann Phleps 1934.
- 45 Das Lager befand sich auf dem zum Rheintal hin orientierten Abhang hinter dem Gasthaus Kalte Herberge. Heute befindet sich dort ein nach dem Kriege angepflanzter dichter Tannenwald.
- 46 Angabe des ehemaligen Lagerbewohners Iwan Viktorowitsch Andreitschuk 27.03.2003, KrA SBK, 044.351 / Akte Andreitschuk. Nach dem Fortgang der Ungarn 1943 kam eine geringe Anzahl Bulgaren und eine größere Zahl russischer Kriegsgefangener (aus dem Stalag V B Villingen?).
- 47 Stadtarchiv Vöhrenbach, Best. III/3, Nrr.164, 165.
- 48 Die Verbindungen zwischen den Arbeitsamtsbereichen Villingen und Salzwedel 1942–1944 sind bis heute weder bekannt noch erforscht.
- 49 *StFaTri*: Meldung Forstwart Jäkle, Nussbach, vom 19.11.1942.
- 50 Stadtarchiv Vöhrenbach: Angaben Frau B. im Zeitzeugengespräch mit dem Stadtarchivar am 2.9.2010.
- 51 F.F. Archiv, *FFAdmi2*.
- 52 Dazu JAMES 2003.
- 53 *StFaTri*: Hinweis Forstwart Jäkle, Nussbach, am 19.11.1942.
- 54 *StFaTri*: Rundschreiben der Forstabt. des WM Nr.7043 vom 22.07.1942.
- 55 *StFaTri*: Rundschreiben des FM Nr. 9994 vom 12.11.1942 u. Merkblatt des Arbeitsamtes vom Nov. 42 (Rückbeförderung landwirtschaftlicher Arbeiter/ V a 5770).
- 56 Dies betraf u.a. die Aushändigung von Arbeitsbüchern nach Abgabe von drei Passfotos sowie die Überwachung der Anmeldung zur Kranken- und Invalidenversicherung. Alle waren auch zur Unfallversicherung zu melden.
- 57 So im Forstamtsbezirk Triberg, cf. *StFaTri*.
- 58 *HEX*: Lt. Dienstplan erstreckte sich die Arbeitszeit der im Mühlelochhof beim Hexenloch (Neukirch) untergebrachten Ungarn von 7 Uhr morgens bis 18 Uhr abends, ohne dass eine Pause vermerkt wäre.
- 59 *StFaTri*: Rundschreiben des WM/Forst

- Nr.8670 vom 29.09.1942
- 60 F.F. Archiv, *FFAdmi2*: Bericht des Forstamtes Hammereisenbach vom 31.8.42.
- 61 *StFaTri*: Unfall des von der Stadt Triberg beschäftigten Michaly Boksa aus Bikszad am 27.10.1942; Aufstellung von Förster Wunsch, 11.11.1942.
- 62 Freundl. Auskunft von Dr. Ludger Beckmann, Stadtarchiv Furtwangen, am 29.07.2010.
- 63 F.F. Archiv, *FFAdmi2*: Einsatzbericht vom 31.08.1942.
- 64 *StFaTri*.
- 65 STOLLE 2001, S. 244f.
- 66 HEX: Schreiben 1.9.1942, Forstamt Furtwangen an Förster Rombach.
- 67 *StFaTri*: Rundschreiben der Forstabt. des WM Nr.8670 vom 29.09.1942.
- 68 *HEX*: Schreiben vom 14.09.1942.
- 69 *StFaTri*: Dies ergibt sich aus der vollständig für den Sonderzug am 8.12.1943 ab Ulm gemeldeten und mit Reisekosten abgerechneten Zahl von neun Rückkehrern sowie der Abmeldung von R. beim BM Triberg am 7.12.1943.
- 70 HORNING u.a. 2005, S. 581.
- 71 Die zuvor geschilderte anscheinende frühe Heimsendung zweier Personen widerspricht dem nicht. Hier ging es um das Loswerden von behandlungsbedürftigen, unnützen Essern ohne Chance auf Wiederherstellung der Arbeitsleistung.
- 72 SPOERER 2005, S. 551.
- 73 "Der Unrechtscharakter dieses Programmes war für die Zeitgenossen offensichtlich, wie schon die massenhafte Vernichtung von Dokumenten des Arbeitseinsatzes bei Behörden und Unternehmen unmittelbar vor dem Herannahen alliierter Truppen zeigt", cf. SPOERER 2001, Zwangsarbeit in der Kirche, S. 35. Dies gilt auch für das Gebiet des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises. Die versuchte Ausdünnung und Vernichtung von Unterlagen über 1945 hinaus und teilweise wohl bis in 1960er Jahre hinein hat wohl auch hier ihren Grund.
- 74 *StFaTri*: Rundschreiben der Forstabt. des WM Nr.7043 vom 22.07.1942.
- 75 HERBERT 1999, S. 127.
- 76 HORNING u.a. 2005, S. 599.
- 77 So erregte z.B. die Schwebelobelbäuerin Häringer in Neukirch das Missfallen der Forstbehörde, weil sie [zehn ?] Ungarn innerhalb von 14 Tagen einen halben Zentner Kartoffeln – rund 180 gr. Kartoffeln pro Tag verabreicht hatte; cf. Schreiben vom 1.9.1942 Forstamt Furtwangen an Förster Rombach im Hexenloch, in: *HEX*.
- 78 Angaben von Herrn H. gegenüber dem Hammereisenbacher Förster 2006.
- 79 Stadtarchiv Vöhrenbach: Frau B. im Zeitzeugengespräch gegenüber dem Stadtarchivar am 2.9.2010.
- 80 HERBERT 1995, S. 124.

Der literarische Seitensprung eines Donaueschinger Musikers oder *Burkards Erzählungen*

Von Hugo Siefert

Wahrscheinlich war beim 90. Geburtstag der Donaueschinger Musiktage¹ im vergangenen Herbst von HEINRICH BURKARDS *Buch rund um die Donauquelle DIE SCHLAPPERKLANGE*² nicht die Rede. Aber es lohnt sich, in das mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln versehene Werk aus dem Jahr 1925 einen letzten Blick zu werfen.



Das 40-seitige Büchlein macht sofort den Leser stutzig, der nach Betrachten des Titels und der Umschlaggrafik erst einmal ans Ende der Broschüre zu Inhaltsverzeichnis und Impressum blättert: Hoppla! In einer mitternächtlichen „Redaktionsstube unter einer Bank im Park“³ wird, angeleitet von der „Initialgestalt“⁴ der 1921 gegründeten *Donaueschinger Kammermusiktage* und nach der dreisten Devise *Wer Andern in der Nase bohrt, ist selbst ein Schwein*, die *Schlapperklänge* in die Welt gesetzt.

Der erste Text pendelt noch zwischen Spaß und Würde. Einerseits amüsiert sich nämlich Heinrich Zimmer über die „in Fordautos durch Steppe und Morast zu Staatskonferenzen“ brausenden „Negerhäuptlinge“⁵ und über die mittlerweile zu Beethovens größten Bewunderern gewordenen Japaner. Gleichzeitig beklagt er aber eine zunehmende Globalisierung und einen Zeitgeist, der einen Blick zurück ohne Zorn nicht zulässt.

Hatte bereits 1921 in der Zeitschrift *Badische Heimat*⁶ die *Gesellschaft der Musikfreunde zu Donaueschingen zu Kammermusik=Aufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst*, darunter Paul Hindemiths drittem Streichquartett op. 16⁷ eingeladen, schrieben Heinrich Burkard und Heinrich Feurstein Aufsätze⁸ für dasselbe Heft. Auf seinem Vorsatzblatt wurde Mathias Grünewalds *Magdalena vor dem Gekreuzigten* aus der Fürstlich Fürstenbergischen Gemäldegalerie Donaueschingen⁹ abgebildet und vom hiesigen Stadtpfarrer kurz gedeutet.¹⁰ Und diese mit Versen des *Donaueschinger Passionsspiels*¹¹ verglichene „vielbeachtete Kopie [des unbekanntenen Christoph Krafft,¹² wahrscheinlich vor 1648] nach dem verschollenen Originale“ interpretiert Feurstein jetzt für die *Schlapperklänge* erneut – feinsinnig, ohne Witz und Spott.

Solches findet man ja zur Genüge in der *Zimmerischen Chronik (oder Zimmermenschen Chronik)*, welcher der belesene Herausgeber die kuriose Geschichte um den Herrn von Seckendorf¹³ entnimmt. Dieser spießt während eines Festgelages nicht den unter den Tisch gefallenen Schweinskopf auf, sondern sticht stattdessen dem „weichbischof durch den fuëß hindurch bis auf den boden“, dass „das guet, from mendle (...) von grossem schmerzen über laut“ schrie.¹⁴

II

Nun kennen ja Malerei und Architektur Verfahren, absonderliche Stoffe und eindeutig zweideutige Motive zusammenstoßen zu lassen. Eine solche gewissermaßen dekonstruktive, ähnlich den später von Musikern als Cluster ebenso in Donaueschingen vorgeführte Methode wendet hier Burkard an und schließt Feursteins Bilddeutung die Elogen auf die Donaueschinger Kammermusiktage und auf die Donauquelle an.¹⁵

Doch gleich klingt mit Anton Gourby Nonsense-Lyrik an. Man denkt „*an Tzara, denkt an Arpen / An "den großen Huelsenbeck"*“, wie letzterer als R. Huel/Sen/Bag auf seiner DADA-Schalmei¹⁶ einst blies.

Der Musiker Burkard mag sich auch an Robert Schumann, einen Meister der Chiffrier- und Rätselspielkunst, erinnern haben. Dieser hat nämlich eine Fülle von Lautvertauschungen oder -ersetzungen ähnlich der *Schlapperklänge* vorwiegend in seinen Jugendwerken verarbeitet und stellenweise einen regelrechten Buchstaben- und Nummernkosmos veranstaltet.

Müßig ist es, dem Worttitel philologisch-etymologisch nachzugehen. Allein im Rheinland war früher der Begriff *Klange* für ein „altes, um den Hals getragenes Schmuckstück“ und *Klanke* (= Schlinge) bekannt. Doch hat die Redaktion für sein leicht misstönendes Scherzo jemals in einem etymologischen oder einem Mundartwörterbuch nachgeschlagen? Wohl kaum. Nebenbei: 2006 hat der *Kinderspiegel* der katholischen Kirchengemeinde Eltville die Klapperschlange spielerisch als Metapher wie Jandls *worst zo müir eun gotes mödchen* und das heutige

Hasch rauchen : Rasch hauchen (Alkoholtest)

verfremdet und deklamiert:¹⁷

Eine Schlapperklänge

Mit funten Barben

wlängelte sich durch das Schlasser

Schließlich überrascht *Berichterstatter Old Shlapperhand* alle mit einem Interview, das ihm Bürgerschreck Paul Hindemith gewährt hat. Ein Feuerwerk nach Grabbe-Art wird hierbei abgebrannt. Kurz darauf macht der multitalentierter „Zirkus-Variété-Caféhaus- und Kinomusiker“ Furore mit dem „Sketch mit Musik“ *Hin und zurück* und will erst einmal (womöglich im Sinne der „Emanzipation der Dissonanz“¹⁸) eine *Sinfonie für zwei Singer-Nähmaschinen, eine Friseurschere und eine Dampfwalze* schreiben.

Utopie? Zur Freude der einen und zum Unbehagen anderer wird später Rolf Liebermann 165 Büromaschinen klappern lassen und John Cages mit Eierlöffeln präpariertes Klavier das Publikum in der Festhalle an der Donaueschinger Sennhofstraße irritieren. Igor Strawinsky dagegen hat ungehörige und allzu gewagte Konzertaufführungen längst hinter sich. Drei Jahre nach dem Auftritt von Cage dirigiert er 1957¹⁹ unter anderem vor Schülern des Fürstenberg-Gymnasiums in der Donauhalle die Generalprobe seines musikalisch wenig futuristischen, heftig beklatschten unterhaltsamen Balletts *Agon*.

„Klänge aus der Wüste und wüste Klänge“ und Iris ter Schiphorsts differenziert bellende „Musikhunde“ aus Franz Kafkas „Forschungen eines Hundes“ waren dann bei den herbstlichen Musiktagen 2011 zu hören und das Musikfest

bewies damit ein weiteres Mal seine „Fähigkeit zum naiven Umgang mit dem Paradoxen“²⁰ bei manchmal allerdings „recht bescheidenem ästhetischen Zugewinn“.²¹

III

Witzig will ferner der Reklameteil sein. Die bedeutenden Klavierhersteller²² geben sich noch klassisch-konservativ. Gastronomen und Getränkehändler locken dagegen mit saloppen Sprüchen „in's Hotel Lamm 705 m ü. d. Meer, rund um die Donauquelle gelegen“. Sie trösten das Mädchen: „*WEINE nicht, sondern ertränke Deinen Liebeskummer in köstlichem Liqueur oder spritzigem Schampus*“ oder preisen das einheimische Bier nicht mehr als „*Tafelgetränk seiner Majestät*“, sondern superlativisch als „*Das edelste aller hellen Biere*“.

Bildtafeln zeigen einige im Städtischen Kurhaus²³ ausgestellte Gemälde, Grafiken und Plastiken damals prominenter Künstler: Werke des Hans-Thoma-Schülers Karl Hofer, Lyonel Feiningers und von Alexander Kanoldt, einem wichtigen Vertreter der Neuen Sachlichkeit,²⁴ sieht man nicht alle Tage und schon gar nicht in der in dieser Hinsicht provinziellen Baar.

Einige Fotos spiegeln das musikalische Leben außerhalb von Podium und Bühne wider, demonstrieren die „Südwestansicht“ des auf „städt. Müll-eimer Victor“ thronenden und von Carl Zuckmayer einmal als „dressierter Seehund“²⁵ ausgemachten Schalks *Paulche* Hindemith oder Philipp Jarnach, wie er – so sehen es die einen – dem Fotografen unmissverständlich den Vogel zeigt. Oder liegen jene Interpreten richtig, für die er so tut, als wolle er sich erschießen? Und indem der „lange Bill“ Burkard Fotos von Napoleons Reise-Urinal²⁶ (aus Sèvres-Porzellan, um 1810; jetzt in den F.F. Sammlungen) oder von der *Liebesgasse in Aleppo* in seine Broschüre aufnimmt streift er das Genre Grotteske und zeigt etwas, das dem ethischen und ästhetischen Empfinden vieler so gar nicht entspricht.

Andere Abbildungen stammen wie die *Magdalenenklage* entweder aus der F. F. Galerie wie der *Heilige Christophorus*²⁷ oder der F.F. Hofbibliothek; so der Kampf Goliaths mit dem bereits gekrönten David aus Rudolfs von Ems Weltchronik.²⁸



Buchtitel »Die Schlapperklänge – ein Buch rund um die Donauquelle«.

Besonders Hindemiths Amar-Quartett war immer wieder zu Scherzen aufgelegt. 1923 inszenierte die *Militärkapelle Minimax* einen eigenen Zapfenstreich, mit (Papier-)Helm auf! und geschultertem Streichbogen als Gewehr. Und der Komponist, selbst ein guter Zeichner, kolorierte eigenhändig seinen *Ludus tonalis*. Viel später berichtete²⁹ Heinrich Burkard, in der Hauptprobe zum Festgottesdienst³⁰ des ersten *JetztMusikfestes* 1921 seien die anwesenden Komponisten zum Mitspielen aufgefordert worden. Und was macht der gelernte Bratscher Hindemith? Ausgerechnet beim *Gloria* schlägt er laut lachend die Pauke.

Dass er auch anders konnte und nicht immer den Kasper machte, schrieb er am 9. Juni 1925 in einem Brief an Heinrich Burkard:

„Ich begreife gar nicht, wie Du [die Aufführung von Igor Strawinskys Klaviersonate] so lange hast anstehen lassen (...) Ich fürchte, daß alle die aufgezählten Versäumnisse dem diesjährigen Fest viel Schaden zufügen werden.

Versuche zu retten, was zu retten ist und besorge alles, was noch zu besorgen ist, mit größter Eile.“



»Maria Magdalena vor dem Gekreuzigten« von Mathias Grünewald.

Und wie besorgt es später der Philosoph und Auch-Tonkünstler Theodor W. Adorno Paul Hindemith, indem er ihn als „Musikant“ (als praktizierender Klang-erzeuger, im Gegensatz zum ernsthaften „Musiker“) verunglimpft!³¹ Es ist derselbe Kritiker, der Thomas Mann bei der Abfassung seines *Doktor Faustus* musikalisch unterweist. Im Übrigen erfährt der Leser in diesem Roman, wie Adrian Leverkühn 1921 sein Hauptwerk *Gesta Romanorum* vor „künstlerisch-, republikanisch‘ gesinntem Publikum (...) an dem badischen Festort“ Donaueschingen erstmals aufführen lässt.³²

Apropos *Fest*: War nicht Burkards literarischer Seitensprung als Festschrift für die erwähnte „diesjährige“ Veranstaltung gedacht? Erst macht das kaphonische Potpourri die damals für viele unglaublich und eng gewordene Kunst des Bildungsbürgers lächerlich. Dann dokumentiert er die schon länger aufgekommenen Versuche, neuen Sinn, anderen Stil und zeitgemäße Form zu finden. Schließlich preist er die von Tasso in Goethes Drama gegenüber der Prinzessin ausgesprochene unerhörte Willkür der

Zum 75. Geburtstag der Gesellschaft der Musikfreunde wurde 1988 im F. F. Park eine Skulptur enthüllt, auf deren Sockel sich eine Kassette mit den Gründervätern der Musikfreunde befindet, darunter auch Heinrich Burkhard. Foto: Hugo Siefert.



Individualität: „Erlaubt ist, was [uns] gefällt“,³³ die schon andere Stürmer und Dränger auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Wahrlich ein Spagat, den Burkard hier versucht: Anspruch und Wirklichkeit, Lachen und Klagen, Donnern und Säuseln. Glückt der Spagat, ist er ein Kunststück.

Am Ende hat es vermutlich Kritiker gegeben, die das Sammelsurium als „poetisch oberflächlich“³⁴ und unkünstlerisch abgetan, mit dem Theaterregisseur Fritz Kortner „unter Niveau“ gelacht³⁵ oder sich gleichzeitig kopfschüttelnd gefragt haben, warum bislang Udenkbares wie taillose Frauenkleider und kniefreie Röcke, Topfhüte und Bubiköpfe salonfähig geworden sind.

Außer sie warfen einen Blick nach München und ließen sich belehren und belustigen von Karl Valentin, den die Attribute Komiker und Spaßmacher nur unvollkommen charakterisieren – er selbst hat sich als „Unsinnfabrikant“ gesehen – und der 1925 das Münchner Publikum in Massen anzog. Wie einzelne Schlapperklänge mit ihren Alfanzereien streifte er bewusst oder unbewusst jene „vierte Dimension der Clownerie“,³⁶ die später in der Hyperlogik des absurden Theaters eines Samuel Becketts gipfelte.

Zuletzt bleibt den meisten Heinrich Burkard als verdienter Musiker und Musikmanager in Erinnerung. Ihm hat dann auch sein Freund Otto Rombach mit der Gestalt des fürstlichen Musikdirektors Heinrich Tschudi im *Roman von der jungen Donau – Der standhafte Geometer* ein lesenswertes Denkmal³⁷ gesetzt.

Anschrift des Verfassers:

Hugo Siefert
Am Skibuckel 2
78628 Rottweil
fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 Die Leitsprüche „90 Jahre Laus im Pelz der Musikkultur“ – „90 Jahre zwischen Barrikade und Elfenbeinturm“ – „90 Jahre Podium für das ‚Fremde‘, ‚Unbekannte‘ und ‚Andere‘“ – „90 Jahre Laboratorium für neue Klänge, deren Kontexte und Präsentationsformen“ verwiesen treffend auf das, was in der *Schlapperklänge* vorexerziert wurde.
- 2 Inserat Seite 40: *Zu dieser Schlapper Satz- und drucktechnisch: eine seriöse Sache; sie birgt relativ wenig Druckfehler gedreht bei Anton Meder*
- 3 Morgens um fünf, schrieb Sarah Nemtsov im Programmheft 2011, komponiere sie als Mutter von zwei kleinen Kindern „einfach fabelhaft“.
- 4 So JOSEF HÄUSLER 1996: *Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen • Chronik – Tendenzen – Werkbesprechungen*, Kassel, S. 11.
- 5 S. 1.
- 6 8. Jahrgang (1921), S. 177.
- 7 In der Sendung *Das Rätsel* (SWR 2, 09.07.2011) wurde ein Satz aus diesem Stück gespielt, dessen Komponist, „Scherzkeks“ (Moderatorin Katharina Eickhoff)

- Paul Hindemith, ebenso zu erraten war wie die „verschlafene Residenzstadt“ Donaueschingen mit seinem „Barockschlösschen“, wo das Quartett uraufgeführt wurde.
- 8 HEINRICH BURKARD: Musikpflege in Donaueschingen, S. 85–98; HEINRICH FEURSTEIN: Die Kunstpflege in der Baar in älterer Zeit, S. 36–55. – Die beiden lernten sich in Burkards (* 1888) Geburtsort Achern kennen, wo Feurstein 1905/06 Pfarrverweser war. In Donaueschingen bewegte er schließlich Burkard, ab 1909 als Fürstlich Fürstenbergischer Musikdirektor und Leiter der Musikabteilung der F.F. Hofbibliothek Dienst zu tun.
 - 9 Ursprünglich unter der Inventar-Nr. 353 in den F.F. Sammlungen Donaueschingen; seit 2008 in der Schwäbisch Haller Johanniterhalle, Sammlung Würth.
 - 10 S. 52.
 - 11 3668 bis 3577. – Vgl. *Holzschnitte der Donaueschinger Passion (Fürstenberg Ms. 424 Nr. 30)* Badische Landesbibliothek (BLB) Karlsruhe
 - 12 Der Maler hat gemeinsam mit Gabriel Engelhart um 1660 den gotischen Hochalter im Rottweiler Heilig-Kreuz-Münster durch einen Barockaltar ersetzt.
 - 13 Einer seiner Nachkommen, Friedrich Heinrich von Seckendorff, war 1745 gemeinsam mit Josef Wilhelm Ernst Fürst zu Fürstenberg und anderen für das Zustandekommen des Füssener Friedens verantwortlich.
 - 14 Seit 15. März 1993 *Cod. Don. / Fürstenberg Ms. 580a* Württembergische Landesbibliothek (WLB) Stuttgart; ehemals F. F. Hofbibliothek. – Vgl. Textstelle im vierten Band der von Karl August Barack besorgten zweiten Ausgabe, Meersburg und Leipzig 1932, S. 29, 14 ff.
 - 15 HANS SCHORN: Donaueschingen stimmt die Saiten, S. 10–14.
 - 16 *Auf der Flöte groß und bieder / Spielt der Dadaiste wieder.*
 - 17 Pfarrspiegel Nr. 67 (2006), S. 23.
 - 18 Arnold Schönberg.
 - 19 Am 18. Oktober.
 - 20 ULRICH DIBELIUS 1984: *Moderne Musik I*, München Zürich, S. 229.
 - 21 STEPHAN HOFFMANN: in: *Die Welt*, 18.10.2011.
 - 22 *Steinway & Sons* sowie *Julius Blüthner*. – *Der Hof-Pianofortefabrik, Grotrian, Steinweg Nachf.* dankte Burkard am 2. Juli 1921 für das Angebot, einen Flügel zur Verfügung zu stellen, bestellt diesen für den 29. Juli und nannte als Pianisten [Max] Pauer, [Eduard] Erdmann, [Walter] Rehberg und [Rudolf] Peters (*Donaueschinger Kammermusiktage 1921–1926, Archivalien des F.F. Archivs*, neue Dokumentennummer: 21-3/046). Braunschweig
 - 23 Das heutige Museum Biedermann.
 - 24 Mit seinem magisch verklärten Stadtbild *Olevano*.
 - 25 Als wär's ein Stück von mir, Frankfurt am Main 1967, S. 298.
 - 26 Die Bildunterschrift macht weis, Napoleon habe an Blasenentzündung gelitten. – Das Foto selbst zeigt nicht das saffianlederne Futteral mit den kaiserlichen Insignien N^o 1. – Beide Accessoiros waren 2006 in der Sigmaringer Ausstellung *Adel im Wandel*, aber nicht in den beiden großen Pariser Jubiläumsausstellungen – 1969: *Archives nationales / Hotel de Rohan und Grand Palais* – (außer einem *Nécessaire de voyage*) zu sehen.
 - 27 Meister von Meßkirch: der linke Standflügel des Falkensteiner Altars; seit 16. Mai 2002 Staatsgalerie Stuttgart.
 - 28 Ursprünglich in Donaueschingen; seit 1993 *Fürstenberg Ms. 79 Nr. 21* (Nachtrag des Handschriftenkatalogs: A III, 3–5:) BLB Karlsruhe.
 - 29 1945, in der Zeitschrift *Standpunkt*.
 - 30 Zelebrant war Heinrich Feurstein.
 - 31 Kritik des Musikanten, in: *Dissonanzen, Musik in der verwalteten Welt*, Göttingen 1956, S. 69. – 1936 setzte sich Adorno unter dem bezeichnenden Pseudonym HEKTOR ROTTWEILER mit dem Jazz auseinander (in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 5, S. 235–259).
 - 32 THOMAS MANN 1947: Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde, Frankfurt am Main, S. 516.
 - 33 Tasso II, 1, 994.
 - 34 So der Titel eines 2011 in Berlin erschienenen Sammelbandes.
 - 35 Kortner anekdotisch, München 1970, S. 123.
 - 36 ALFRED POLGAR.
 - 37 Stuttgart 1938.

Nikolaus Ganter (1809–1886) – Bierwirt und Maler an der Nahtstelle von Baar und Hochschwarzwald

Von Gerrit Müller

*Nochmals will ich um Entschuldigung bitten,
Es fordert des Wälders einfache Sitte.
Mancher Beschauer und Leser wird fragen,
Wie kann ein nicht Studirter es wagen
Ein solches Werk darzustellen
Eine solche Aufgabe sich zu wählen?*

*Mein Urteil ist kurz und bescheiden,
Ich kann mein Vorhaben nicht unterlassen und meiden
Denn das Dichten und Malen ist eine jeder Kunst,
Mit Urtheil verkett', mit Gunst oder Ungunst.
Dem einen Menschen lächelt das Glück,
Der andere hat nur Mißgeschick.*

*34 Jahr betreibe ich eine kleine Wirtschaft;
Ich betrachte die Menschen bei Reben- und Gerstensaft,
studirte die Menschen, lernte sie kennen,
Die Schwarzwälder, mit Vorliebe möchte ich's gönnen.
Drum will ich des Schwarzwälders Leben und Treiben
In Bildern darstellen, und Versen beschreiben.*

*Nikolaus Ganter, Maler und Dichter
mache mer keine böse Gesichter*

Diese unbeholfenen Zeilen stehen in der Einleitung eines wohl 1874 in Neustadt gedruckten Büchleins mit dem heute schwer fassbaren Titel *Des Schwarzwälders Errungenschaft* oder *Das Schwarzwälder-Leben und Bestreben*, als Autor ist Nikolaus Ganter aufgeführt.

Natur-Knittelvers-Dichter und Genre-Maler

Wer war Nikolaus Ganter, der im selben Gedichtzyklus um Nachsicht für den „Natur-Knittelvers-Dichter“ bittet und der bereits 1862 ein anderes, in Donau- eschingen gedrucktes und nicht weniger holpriges Versepos *Friedenweiler und dessen Kloster*, von Nikolaus Ganter Bierwirth und Maler daselbst verfasst hat?

In diesem Zyklus gelang es Ganter, die bis dahin nur als Manuskript im Pfarramt schlummernde, von den Klosterschwestern in jahrhundertelanger Arbeit

erstellte Chronik in Reimform zusammenzufassen und damit in verständlicher Form der Bevölkerung zugänglich zu machen, lange vor der ersten tiefer gehenden Darstellung von Pfarrer Albert Kürzel 1881 in der Zeitschrift *Schauinsland* des Breisgau-Vereins. Ganter schreibt einleitend:

*Ich machte es mir zur Pflicht,
Darzustellen in Bild, Wort und Gedicht,
Die inhaltsschwere Klostergeschicht.*

und schwenkt nach poetischer Erfüllung dieser Pflicht nach einem anschaulichen Exkurs zu den Kriegs- und Notjahren 1813/14 in die Gegenwart, nämlich die Wiederaufrichtung des benachbarten Klosterwirthshauses neben dem Kloster nach dem Brand am 27.10.1861. Die anlässlich des Richtfestes am 24.6.1862 vorgetragenen Zeilen beschreiben anschaulich die Errichtung des Hauses ab dem Moment der Grundsteinlegung. Sie dokumentieren damit ein Stück lokaler Bau-geschichte, die auch zur Sprachgeschichte werden, wenn man einige bewusst in Mundart gehaltene Zeilen betrachtet:

*Ganz b'sonders möcht ich eppis saga,
Ohne mich a'z'klaga:
A' jedes Schwarzwälderhus g'hört au so a' Gängli,
Und zu d' Windili au so a Stängli.*

Leider fehlen zu den Reimen die zur Veranschaulichung gedachten Gemälde, heißt es auf der Titelseite der Publikation doch „Bilder können auch dazu verlangt werden“. Nur eines der Nikolaus Ganter zugeschriebenen Gemälde, leider ohne Signatur oder Datierung, passt in diese Kategorie. Es zeigt berittene Soldaten (oder aber Fürstlich Fürstenbergische Jäger?) in Friedenweiler vor dem Kloster in Uniformen, die in die Kriegszeiten zu Anfang des 19. Jahrhunderts passen. Das Gemälde entspricht stilistisch seinem weiter unten vorgestellten Winterbild von Friedenweiler, auch ist der Standpunkt des Malers das Bierhaus im Zentrum von Friedenweiler.

Etwas Mundart und viel Heimatgefühl hat Ganter auch in den zweiten überlieferten Gedichtzyklus von der „Errungenschaft des Schwarzwälders“ von (ca.) 1874 eingestreut. Der Autor stellt sein 40 Textseiten umfassendes literarisches Hauptwerk vor als *Cyclus mit Bildern. Skizzen. Gemälde. Componirt von Nikolaus Ganter, Maler* und beginnt mit den Sätzen

*Des Schwarzwälders erste Grundlagen
Sein Wirken, seine Mühen, seine Mühen und Betragen,
Sowie auch Freude, Kummer, Sorgen und Plagen
Will ich nur in Kürze sagen.*

Es geht zunächst recht straff und anschaulich um die Uhren- und Glasindustrie mit den dazugehörigen Zuliefer- und Handelsbetrieben. Es folgen in etwas wirrer

Reihenfolge und in z.T. humoristisch gemeinter Form Szenen aus dem Alltags- und Festtagsleben der Bevölkerung (z.B. Hochzeit, Neujahrstag, Abschied des Uhrenträgers, Bauernjagd). Leider fehlen die zum Zyklus gehörenden Genre-Bilder bis auf zwei Ausnahmen, so dass ihr Inhalt aus den beschreibenden Texten nur grob erraten werden kann.

Zunächst existiert die Ausmalung der von Ganter detailreich in Verse gefassten *Schwarzwälder Hochzeit* in zwei sehr ähnlichen Versionen, die eine großformatig in Öl auf Leinwand und die andere kleinformatig in Öl auf Holz. Sie tragen auch die Bezeichnung *Tanz auf der Aborn*, so benannt nach einem heute noch im Titisee-Neustädter Ortsteil Schwärzenbach bestehenden alten Wirtshaus namens *Aborn*, das schon zu Ganter's Zeiten ein bevorzugtes Hochzeitslokal war.

Ganter beschreibt augenzwinkernd das Wogen auf dem Tanzboden, das im Bild in allen beschriebenen Einzelheiten eindeutig nachvollzogen werden kann:

*(...) Da hörte man die Musikklänge
Alles bewegt sich – die ganze Menge
Und betreten den Tanzboden
Treten mitunter auf die Füß und knoten
Die Strümpfe werden oft ganz grau –
Und die Füße oft schwarzblau.*



Abb.1: Eine Schwarzwälder Hochzeit (nicht signiert, Öl auf Leinwand, 66cm x 95cm, in Privatbesitz); Sämtliche Reproduktionen vom Verfasser.

*Ordnung halte und anschließe,
Des dät scho manche verdrieße;
Sie schwitze un schlegle in dem Getümmel,
Und glaube doch sie seie im Himmel,
Und sind gar lustig, heiter und froh,
Bei Wäge, Leitere Heu und Stroh. (...)*

Vor allem die großformatige Version gleicht in Maltechnik und Details der Gesichter stark dem zweiten Relikt des Bilderbogens zum Gedichtezyklus von (ca.)1874.

Diese zeigt eine Bauernstube samt einer dort mit der Fabrikation von Strohhüten, Körben und Taschen beschäftigten Familie. Eine junge Frau in Hochschwarzwälder Tracht präsentiert gerade einem Zigarre rauchenden Einkäufer eine Auswahl der laufenden Produktion.

Irritierend ist die rechts von seinem Rücken erkennbare Jahreszahl 1834 (d.h. deutlich vor dem Beginn von Ganter's bekannter Schaffensperiode) nebst einem signaturähnlichen, aber nicht genau lesbaren Zusatz. Hingegen erinnert der im Fenster erkennbare neoromanische Kirchturm dem von Waldau (1881, d. h. fünf Jahre vor dem Tod von N. Ganter fertiggestellt) und auch von Vöhrenbach (errichtet 1873).



Abb.2: Strohflechten (nicht signiert, 27cm x 37cm, Öl auf Holz, Badisches Landesmuseum Karlsruhe); Vorlage von Arnold Steiert.

Abb.3: Das Strohflechten auf dem Schwarzwald (aus Aloys Schreiber: Trachten, Volksfeste und Charakteristische Beschäftigungen im Großherzogtum Baden; Freiburg um 1825).



Leider weist das fragliche Bild weder Signatur noch Jahreszahl auf. Erschwerend für die künstlerische Zuordnung kommt hinzu, dass die dargestellte Szene unverkennbar aus einer künstlerisch einfacheren, in der Darstellung aber sehr klaren Vorlage entwickelt wurde. Sie findet sich in Aloys Schreibers um 1825 bei Herder in Freiburg herausgegebenen Prachtband *Trachten, Volksfeste und Charakteristische Beschäftigungen im Großherzogtum Baden in 12 malerischen Darstellungen*. Eine der Darstellungen zeigt *Das Strohflechten auf dem Schwarzwald*. Die dort dargestellte Familie produziert bei ähnlichem Bildaufbau ausschließlich Strohhüte, auch fehlt der gut gekleidete Aufkäufer in der Staffage. Es ist denkbar, dass sich auch andere Bilder aus dem Ganter'schen Zyklus an die Vorlagen dieses Werkes anlehnten, das u.a. auch Glasbläserei und Uhrmacherei thematisierte.

Bierwirt und Maler – Eckdaten zum Lebenslauf

Einem als Gymnasialprofessor zuletzt in Pforzheim tätigen und dann in Stuttgart im Ruhestand lebenden Neustädter war es vorbehalten, die Herkunft und das Leben von Nikolaus Ganter gründlich aufzuarbeiten und anlässlich einer von ihm initiierten Gedächtnisausstellung zu dessen 100. Todestag 1986 in Friedenweiler der Öffentlichkeit vorzutragen. Es handelt sich um Arnold Steiert (1907 bis 1998), der auch andernorts im Hochschwarzwald bleibende Spuren seiner heimatgeschichtlichen Arbeit hinterlassen hat (Pfarrgeschichte St. Benedikt in Eisenbach 1983, Chronik der Schildmalerfamilie Kirner 1740–1845, diverse Familienchroniken; alles unveröffentlicht).

Ich danke an dieser Stelle ganz herzlich Frau Gertrud Andrée aus Titisee-Neustadt, einer Urenkelin Nikolaus Ganters. Sie hat mir vollen Einblick in ihren ausführlichen Schriftwechsel und Dokumentenaustausch mit A. Steiert gewährt und so erst die notwendigen Hintergrundinformationen zum Verständnis der Arbeit des Chronisten vermittelt. Das Manuskript des Festvortrags mit dem Lebenslauf Ganters und einem 28 Bilder umfassenden Werkverzeichnis ist bei der Gemeinde Friedenweiler noch vorhanden, der ich ebenfalls zu großem Dank für die Unterstützung meiner Untersuchungen und Initiativen verpflichtet bin. Die 1986 zusammengestellten Ergebnisse wurden in den Folgejahren von A. Steiert akribisch vertieft und erweitert zum umfassenden Fachbeitrag in der 1991 erschienenen Ortschronik der Gemeinde Eisenbach (*Auf dem hohen Wald*, im Selbstverlag der

Gemeinde). In ihr ist der bis dato vollständige Wissensstand über Nikolaus Ganter (und auch seinen Bruder Dionys) nachzulesen, auch enthält sie mehrere gute Reproduktionen seiner Werke. Aus ihr wurden die nachstehenden Eckdaten des Lebens von Nikolaus Ganter entnommen.

Geboren wurde Nikolaus Ganter am 5.12.1809 in Eisenbach als Sohn des Dorfschmieds Andreas Ganter, dessen Vorfahren von der Schmiede des nahegelegenen Großhofs in Schwärzenbach stammen. Das Geburtshaus, die „Schmitte“ steht heute noch und ist im Besitz von Nachfahren Andreas Ganter, der mit seiner ebenfalls aus Eisenbach stammenden Frau Rosina Stegerer zehn weitere Kinder hatte. Die auf Stand von ungefähr 1950 noch vollständig erhaltene stillgelegte Schmiede durfte auf den Tag genau 200 Jahre nach der Geburt bei einer denkwürdigen Exkursion des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar unter dem Titel *Auf den Spuren von Nikolaus Ganter besichtigt werden*.

In seinem Gedichtzyklus zur Klostersgeschichte erinnert er sich schmerzlich an die bereits 1815 verstorbene Mutter. Der Vater heiratete 1816 erneut; aus dieser Ehe gingen keine Kinder hervor. Der junge Ganter erlernte zunächst – wie einige seiner später als Maler bekannt gewordenen Kollegen – das Handwerk des Uhrenschilddmalers. 1838 heiratete er Juliane Kleiser, die Tochter des Hirschenwirts auf dem Höchst oberhalb von Eisenbach, und zog mit ihr nach Friedenweiler, wo er das dortige Bierhaus neben dem (als sog. Realwirtschaft auch mit Weinausschank versehenen) Klosterwirthshaus übernahm und sich seither als Bierwirt und Maler verstand. Daneben war er Ratschreiber der rund 200 Einwohner umfassenden Gemeinde. Bis zum Bau des Schulhauses 1867/68 mit einem Rathauszimmer musste er diese Tätig-



Abb. 4: Schmiede in Eisenbach, hier wurde Nikolaus Ganter am 5.12.1809 geboren (Aufnahme 5.12.2009).

keit bei sich im Bierhaus ausüben. Das Ehepaar hatte zwei Söhne, von denen einer 1868 mit nur 20 Jahren starb.

Der andere namens Karl Rudolf (geboren 1846) hatte künstlerisches Talent, seine Mitarbeit an den gemalten Kreuzwegen der Pfarrkirchen von Kirchen-Hausen 1869/70 und Friedenweiler 1881/82 ist belegt. Allein malte er 1882 das Vierzehn-Nothelfer-Bild in der Schollacher Bärenhof-Kapelle und vielleicht auch Landschaftsaufnahmen, für die er sich 1874 in einer lokalen Zeitungsannonce empfahl. Die Suche und Zusammenstellung seiner Werke steht noch aus. Nach dem Tod des Vaters 1886 übernahm er die Rolle des Bierwirts, die er bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1899 ausübte. Er hatte im Jahre 1887 Anna Weckermann aus Eisenbach geheiratet, die bis 1935 lebte. Von den vier Kindern zeigte der 1892 geborenen Friedrich Gregor künstlerische Begabung, er fiel 1918 in Frankreich.

Nikolaus Ganter selbst starb am 21.7.1886, nur ein halbes Jahr nach dem Tod seiner Frau am 20.1.1886.

Obwohl A. Steiert im Rahmen seiner minutiösen Ausarbeitung des Stammbaums nicht nur alle Vorfahren seit Ende des Dreißigjährigen Krieges, sondern auch alle Nachfahren des Malers ausfindig machen konnte, ergaben seine Befragungen bei Enkeln und Urenkeln kein näheres Bild seiner Persönlichkeit. Aus der Todesanzeige geht lediglich hervor, dass er Mitglied der Neustädter Museumsgesellschaft war.

Auch bei den Einwohnern von Friedenweiler, wo Ganter von 1838 bis zu seinem Tod 1886 nahezu 50 Jahre lebte, fand Steiert bei seinen Befragungen keine Überlieferungen mehr vor, die dem Leben des Bierwirts und Malers lebendige Konturen verleihen könnten. Kein Bildnis und kein Schriftstück von ihm sind überliefert, der zweite Brand des Bierhauses im Jahre 1893 hat wohl die meisten Spuren vernichtet. Auch aus der zeitgenössischen lokalen Tageszeitung, dem seit 1870 in Neustadt erscheinenden *Hochwächter auf dem Schwarzwald*, ist so gut wie nichts über den prominentesten Bürger des Klosterdorfes zu erfahren. Seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof von Friedenweiler ist längst aufgelassen, keine Straße und kein Platz wurden nach ihm benannt. Umso erfreulicher ist, dass Max Wingenroth in seinem 1922 erschienenen Band *Schwarzwälder Maler* zwar nur mit wenigen Sätzen auf Ganter eingeht, dabei aber vor allem seine menschlichen Züge beleuchtet:



Abb. 5: Todesanzeige in der lokalen Tageszeitung.

Die geselligen Tugenden seines Bruders (gemeint ist der Kunstmaler Dionys G.) muß er in noch gesteigertem Maß besessen haben, er war durch seinen gesunden Witz weitbekannt, ja wurde wegen seiner launigen Einfälle aufgesucht. Auch Poet war er dazu. Die ergötzlichsten Episoden haben sich in seiner Wirtschaft und Werkstatt abgespielt.

Eine gezielte Spurensuche im Gemeindearchiv von Friedenweiler steht bislang noch aus, sie dürfte angesichts der langjährigen Tätigkeit von Nikolaus Ganter als Ratschreiber mit interessanten Ergebnissen aufwarten. Auch im Pfarrarchiv werden ergänzende Dokumente im Zusammenhang mit der Ausmalung des Kreuzweges (siehe unten) vermutet, ebenso im möglicherweise vorhandenen Archiv der Neustädter Museumsgesellschaft. Die Schließung dieser Forschungslücken ist in den nächsten Jahren vorgesehen.

Vom Kunsthandwerker zum Kunstmaler

Entgegen der Behauptung von M. Wingenroth (siehe unten) hat Nikolaus Ganter keine künstlerische Ausbildung erhalten. Dies ist zum einen an seiner Maltechnik und Bildgestaltung erkenntlich, die auf verfeinerte Stilmittel weitgehend verzichtet und sich äußerlich von malenden Zeitgenossen ohne akademische Schulung kaum unterscheidet. Zum anderen stellt er im Gedichte-Zyklus von 1862 klar:

*Meine sämtlichen Studien-Jahr,
Kosteten meinen Vater acht Gulden baar.*

Für diesen Betrag konnte man um 1850 etwa 70 kg Roggenbrot oder 20 kg Fleisch kaufen. In diesem Zusammenhang mag interessant sein, dass der 17-jährige Hans Thoma im Jahre 1856 seine auf vier Jahre geplante Lehrzeit als Schildmaler beim Furtwanger Meister Johann Baptist Laule (1817–1895) schweren Herzens abbrach, weil seine Familie die geforderten 200 Gulden Sicherung nicht aufbringen konnte.

Auch Nikolaus Ganter wurde zum Schildmaler ausgebildet, war doch in Eisenbach die Uhrenindustrie das dominierende Gewerbe mit einer Dichte an Beschäftigten in diesem Sektor, der für den Schwarzwald einmalig war. Dass ihm dabei sein ausgezeichnet malender älterer Bruder Dionys (1798–1862) zur Seite stand, ist unwahrscheinlich, da dieser sich seit etwa 1820 in Wien aufhielt und dort nach anfänglich harten Anfangszeiten den ersehnten Platz an der Kunstschule bekam. Leben und Werk von Dionys Ganter werden von Arnold Steiert in der Chronik von Eisenbach (1991) eingehend gewürdigt. Eine umfangreiche Auswahl seiner im Bereich des Porträts brillierenden Werke findet sich im Freiburger Augustinermuseum, hingegen nur zwei der typischen Landschaftsbilder seines elf Jahre jüngeren Bruders Nikolaus. Dieser blieb künstlerisch zeitlebens auf dem Niveau eines Autodidakten, das sich nur in wenigen Ausnahmen über die Qualität der in der näheren und weiteren Umgebung ebenfalls malenden Konkurrenz heraushebt. Von den sicher vielen bemalten Uhrenschildern konnte bislang nur ein einziges als sein Werk identifiziert werden. Es handelt sich um ein 1839 aus Anlass der Hochzeit einer Cousine auf dem Balzenhof in Langenordnach bemaltes Schild, das wegen seiner besonderen Qualität in die Sammlung des Uhrenmuseums Furtwangen aufgenommen wurde.

Abb. 6: Uhrenschild von 1839
(Öl auf Holz, Uhrenmuseum Furtwangen);
Vorlage von Arnold Steiert.

Wie Nikolaus Ganter hat eine ganze Reihe bekannter Schwarzwaldmaler als Schildmaler angefangen und ist dann vom Kunsthandwerker zum Künstler aufgestiegen. Hans Thoma und J. B. Laule wurden bereits erwähnt, genannt werden sollen noch die Zeitgenossen Johann Baptist Kirner (1806–1866, wie Laule aus Furtwangen) und die Neustädter Alexander Dilger (1824–1906) und Heinrich Heine (1839–1916). Auch der fast vergessene Fidel Reich (1824–1874) war Schildmaler und kam wie Ganter aus Eisenbach; er wurde zum exzellenten Porträtmaler und wandte sich später auch der neu aufkommenden Fotografie zu.



A. Steiert zeigt in der Eisenbacher Chronik von 1991 auf, dass N. Ganter im *Schwarzwälder Adreß-Kalender* von 1845 als „Bierwirt, Uhrenschildmaler und Ratschreiber“ aufgeführt wird, 1846 zusätzlich mit der Bezeichnung „Kunstmaler“. Im *Schwarzwälder Adressen-Buch* von 1860 entfällt dann die Bezeichnung. Bestätigt wird diese Spezialisierung in einem in der Ortschronik von Eisenbach S.198 zitierten Auszug aus dem Teilnehmerkatalog der Karlsruher Landesindustrierausstellung von 1861, in dem die von Nikolaus Ganter ausgestellten Objekte wie folgt beschrieben werden:

Gemalte Uhrenschilde. Die Versuche, das Gemälde als Uhrenschild zu verwenden, sind schon oft genug gemacht worden, aber sie scheiterten gewöhnlich daran, daß das Zifferblatt entweder ohne alle Rücksicht auf das Gemälde eingesetzt werden mußte. Es sind hier neue Versuche der Art gemacht (beispielsweise: ein Uhrenhändler hat eine Uhr auf einer Kräze), über deren Wirkung sich erst urteilen läßt, wenn das Zifferblatt wirklich eingesetzt ist. Die Gemälde selbst, wie es scheint, sehr richtig gezeichnete Portrait-Landschaften vom Schwarzwald, deren Colorit aber nicht sehr ansprechend ist.

Weitere zeitgenössische Beurteilungen waren bislang nicht auffindbar, auch konnte N. Ganter bislang noch keine der oben beschriebenen Bilderuhren zugeschrieben werden.

Landschaftsbilder von Nikolaus Ganter

Was hingegen recht umfangreich überliefert ist, sind seine Landschaftsbilder bzw. Dorf- und Stadtansichten. 24 davon konnte A. Steiert anlässlich der Gedächtnis-ausstellung 1986 bereits präsentieren.

Zehn weitere sind seither dazugekommen, die meisten in Folge eines vom Verfasser am 7.12.2009 in Friedenweiler initiierten Gedenktages zum 200. Geburtstag des Künstlers. Das Werksverzeichnis wird seitdem Zug um Zug ergänzt, es kann beim Verfasser angefordert werden. Bei weiteren fünf mittlerweile neu aufgetauchten Bildern ist die Zuordnung unsicher. Wie schon erwähnt, war N. Ganter nachlässig beim Signieren und Datieren, er lässt damit auch bei einigen scheinbar „typischen Gantern“ keine volle Gewissheit zu. In der Regel hat er eher kleinformatige Bilder (ca. 30 cm x 40 cm) hinterlassen und dabei Öl auf Blech oder Holz (seltener Pappe) verwendet. Größer sind nur die in mehreren Varianten vorhandenen Bilder von Friedenweiler (alle Öl auf Leinwand), die zwischen 30 cm x 50 cm und 45 cm x 65 cm groß sind. Eine Ausnahme ist der oben abgebildete „Tanz auf der Ahorn“ mit 66 cm x 95 cm (Öl auf Leinwand). Bei diesem Werk fällt die deutlich höhere künstlerische Qualität gegenüber dem gleichen in Öl auf Holz gemalten Pendant auf, wie überhaupt N. Ganter auf der Leinwand besser zeigt, was künstlerisch in ihm steckt.

Zeitlich reicht der Rahmen der wenigen datierten Bilder von 1847 bis 1879. Räumlich deckt er schwerpunktmäßig (und offenbar ohne malende Konkurrenz) das alte Kirchspiel Friedenweiler mit den Gemeinden Friedenweiler, Schwärzenbach, Rudenberg, Langenordnach, Eisenbach und Schollach ab. Einzelbilder aus Löffingen, Röttenbach, Neustadt, Saig und Waldau, Urach und Vöhrenbach lagern sich eng um diesen Kern. Ein „Ausreißer“ ist aus Schönwald bekannt, wo Ganter bereits im Jahr 1834 (oder 1856, eine genaue Prüfung steht noch aus) ein Aquarell hinterlassen hat. Ein zweites zeigt das Milchhäusle in Horben bei Freiburg *in Erinnerung 1848 / 49*. Sollte dies eine Anspielung auf die Badische Revolution bzw. konkret das Gefecht bei Günterstal am 22.4.1848 sein? Auch diese von Arnold

Steiert aufgeworfene Frage soll im Rahmen der geplanten Archivstudien beleuchtet werden.

Nachdem Ganters nur in wenigen Bildern überlieferte Genre-Malerei bereits einleitend zur Geltung gebracht wurde, sollen im Folgenden drei Landschafts- bzw. Dorfansichten vorgestellt werden. A. Steiert überließ 1994 der Stadt Titisee-Neustadt sechs Reproduktionen Ansichten des



Abb. 7: Räumlicher Schwerpunkt der Landschaftsbilder Ganters.

Teilorts Schwärzenbach, die von Nikolaus Ganter gemalt oder ihm zugeschrieben wurden. Sie fanden im ehemaligen Rat- und Schulhaus von Schwärzenbach dauerhaft Platz. Zu diesem Anlass stellte er einen kommentierten Katalog dieser Werke samt einem (von ihm persönlich) auf neuesten Stand der Erkenntnisse gebrachten Lebenslauf von N. Ganter in einer Broschur zusammen, die im Stadtarchiv Titisee-Neustadt hinterlegt wurde und auch beim Verfasser einsehbar ist.

Der ehemalige Großhof in Schwärzenbach

Aus der gerade angesprochenen Auslese wurde das von Ganter signierte und auf den 1.9.1847 datierte Porträt des Großhofs (Gemeinde Schwärzenbach, heute Teilort von Titisee-Neustadt) zur näheren Interpretation ausgewählt. Der Großhof ist nicht nur einer der am längsten bezugten und größten Hofgüter am Rand von Hoch- und Baarschwarzwald, von seiner eigenständigen Schmiede (auf dem Bild links unterhalb des Hofgebäudes bzw. der Kapelle) stammen auch die Vorfahren von N. Ganter. Daher ist anzunehmen, dass der Künstler das Bild mit besonderer Liebe und Genauigkeit gemalt hat.

Tatsächlich ist dieses Gemälde inhaltlich besonders lebendig. Der Vordergrund zeigt links ein gemischtes Gespann, das mit einem aufgesägten mächtigen Stammabschnitt auf einem zerbrechlich wirkenden Wagen von einem geiselschwingenden Fuhrmann in Richtung Hofhäusle dirigiert wird. Es liegt nahe, dass das Holz gerade in der im Mittelgrund befindlichen Hofsäge (mit Mühle!) bearbeitet wurde. Weitere Stämme, die aus dem auf dem Bergrücken liegenden und zum Hof gehörenden Wald geschleift wurden, warten auf den Einschnitt. Rechts von Säge und Mühle ist ein eingezäunter Garten, schräg oberhalb ein gelblich gefärbtes Feld mit in Reih und Glied abgelegten Halmen. Der Länge nach dürfte es sich um Roggen handeln, dessen Stroh für Flechtarbeiten und auch zur inneren Isolierung der Holzschindeldächer genutzt wurde. Es könnte aber auch Lein oder Hanf sein, der zum mürbe werden („Rösten“) ausgelegt wurde. Bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs hatten viele Bauernhöfe noch ein Lein- oder Hanffeld zur Herstellung eigener Textilfasern. Die Feldflur auf dem Bild besteht ansonsten aus grünen Wiesen, die gegen den Weg hin mit einem einfachen Holzzaun abgegrenzt sind. Am Oberhang herrschen bräunlich-gelbe Farbtöne vor, die auf Weideland hinweisen, das in den höchsten Lagen mit „Hürsten“ (also Gestrüpp) bestanden ist.

Rechts im Vordergrund spaziert als Referenz an die Biedermeierzeit ein festlich gekleidetes Paar auf dem unbefestigten Weg. Er trägt Gehrock und Zylinder, sie die Hochschwarzwälder Tracht mit langem Rock und hohem Strohhut. Wahrscheinlich handelt es sich um den Hofbauern und seine Frau, die wohl auch das Gemälde in Auftrag gegeben haben.

Das detailliert gemalte Hofgebäude selbst ist erst 20 Jahre alt, der Vorgängerbau brannte 1826 nach einem Blitzschlag ab. Doch auch der von Ganter gemalte Hof steht nicht mehr. Er wurde 1877 verkauft und 1879 abgebrochen, das Gebälk wurde zum Wiederaufbau des Fernhofs auf Gemarkung Neukirch verwendet. Die Kapelle kam 1880 zum Bärenhof nach Schollach und wurde dort mit einem bereits 1863 von N. Ganter geschaffenen Kreuzweg sowie 1882 durch ein Gemälde von N. Ganters Sohn Karl Rudolf ausgestattet.



Abb. 8: Großhof in Schwärzenbach (1847, 30 cm x 50 cm, Öl auf Holz, in Privatbesitz).



Abb. 9: Großhof in Schwärzenbach (Aufnahme 21.11.2009).

Ein Vergleich mit der heutigen Situation ist nicht leicht, da Ganter's Perspektive auf nahezu allen seinen Bildern mit der fotografischen nicht befriedigend zusammengebracht werden kann. In der Regel wendet er eine „Super-Weitwinkel-Technik“ an und rafft damit Panoramen in die ihm zur Verfügung stehende Arbeitsfläche. Gelegentlich packt er dann noch Objekte dazu, die zwar zur Landschaft gehören, in der Realität aber nur bei Wechseln des Standorts auszumachen sind. Diese Details fallen dem Normalbetrachter meist gar nicht auf, das nach Zusammenhängen suchende und sie dann findende menschliche Gehirn stört sich nicht daran. Im vorliegenden Falle hat Ganter aber eine lange Brennweite gewählt und den Vordergrund in die Breite gezerrt, so dass auch hier ein direkter Vergleich des Heute mit dem Gestern schwerfällt. Das heute als Großhof bezeichnete Hofgebäude westlich des alten Hofstandorts wurde auf dem aktuellen Foto bewusst ausgeblendet, um zusätzliche Irritationen zu vermeiden.

Die Schneekreuzkapelle bei Löffingen

Als zweites Beispiel von N. Ganter's Landschaftsbildern soll ein erst kürzlich entdecktes Bild der Schneekreuzkapelle bei Löffingen dienen. Es ist signiert und mit der Jahreszahl 1855 versehen.

Hier gelang es dem Schwarzwaldmaler recht überzeugend, die Weite der nahezu waldfreien Baarlandschaft ins Bild zu rücken. Die hölzerne Wallfahrtskapelle war erst 1849/50 neben einer schon bestehenden offenen Andachtsstätte errichtet worden. Die heute das Landschaftsbild eindrucksvoll prägende neoromanische Kapelle wurde erst 1894–97 in der direkten Nachbarschaft erbaut und nach Fertigstellung der Innenarbeiten 1901 geweiht. Die Wallfahrt zum wundertätigen Schneekreuz spielte im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle auf der Westbaar und den angrenzenden Waldgebieten. Da hier ein entsprechend guter Absatz für Heiligenbildchen, Agathenzettel u.ä. bestand, ist gut denkbar, dass auch Nikolaus Ganter am Anfang seiner künstlerischen Laufbahn für diesen Markt produzierte. Die auf dem Bild dargestellten Biedermeier-Figuren sind Ganter gut gelungen, auch wenn sie dem Geiste der Zeit folgend alle nur von hinten zu sehen sind. Der an zwei Stöcken gehende gut gekleidete Herr dürfte ein Pilger sein, der sich am Gnadenort Besserung seiner Gesundheit erbitten will. Die Mühle in der Mitte des Bildes und auch die links oberhalb davon sichtbaren Häuser am Ahlenberg sind in der Höhe überproportioniert und wirken wie gegenüber dem ansonsten klein gemalten Städtchen wie Riesenbauten. Rechts im Hintergrund sieht man den Schnee des Säntis in den Schweizer Alpen, die bei klarer Luft tatsächlich aus diesem Blickwinkel sichtbar sind. Es ist das einzige Mal, dass Ganter in seinem Werk den Alpenblick dokumentiert, der doch von Friedenweilers Höhen aus keine Seltenheit ist und den „echten“ Schwarzwaldmalern um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sicher ein dankbares Motiv gewesen wäre.

Friedenweiler im Winter

Dass N. Ganter dennoch eine romantische Ader gehabt haben dürfte, zeigt ein ihm sicher zugeschriebenes Werk (ohne Signatur und Jahreszahl, aber vom Fenster seines Bierhauses aus gemalt). Ihm kommt eine besondere künstlerische Bedeutung

zu, die es über die Masse seiner uns bekannten Landschaftsbilder heraushebt. Es zeigt einen Bahnschlitten mit seiner Mannschaft vor der tief verschneiten Kulisse des Dorfkerns von Friedenweiler sowie drei sich neben dem vereisten Dorfbrunnen balgende Buben mit einem Transportschlitten. Das ganze spielt sich unter einem farblich fein nuancierten Himmel ab, der eine freundliche Abendstimmung vermittelt. Diese Szene deutet in Aufbau und Ausgestaltung das wahre Ausmaß eines nie gezielt entwickelten und geförderten künstlerisches Potenzials an. Hinzu kommt die hohe dokumentarische Aussagekraft dieses Gemäldes, das uns das Aussehen Friedenweilers um 1860 (und damit drei Jahrzehnte vor der ersten überlieferten fotografischen Aufnahme des Ortes) überliefert hat.

Das von 1840 bis 1920 vom Hause Fürstenberg vorwiegend als Brauerei genutzte Kloster mit Kirche, Meierhof und Wirtshaus standen damals nahezu allein in der Flur. Klosterwirtshaus (ganz rechts) und Meierhof (in der Mitte) sind noch in der Ansicht zu sehen, die sich vor dem großen Brand am 27.10.1861 bot, der beide Gebäude einäscherte. Der Meierhof stand nach dem Wiederaufbau und wiederholten Umbauten noch bis zu seinem endgültigem Abbruch im Jahre 1963 im Dorfzentrum. Er diente zu N. Ganter's Zeiten als Fuhrpark der Brauerei, in dessen Stallung wohl auch die Zugpferde des Bahnschlittens eingestellt waren. Das in nahezu unveränderter Form wieder aufgebaute Klosterwirtshaus wurde von 1893 bis 1953 zum renommierten „Baer's Hotel und Kurhaus“ umgebaut und erweitert. Es hatte bis 1987 Bestand und wird seit 1988 als Klinik genutzt, mit einer Zwischenphase des Leerstands von 2003 bis 2011. Das (auf dem Gemälde



Abb. 10: Schneekreuzkapelle bei Löffingen (Öl auf Blech, 25cm x 35 cm, in Privatbesitz).

Bierwirt und Maler



Abb. 11: Winter in Friedenweiler (vor 1862, Öl auf Leinwand, 32cm x 43 cm, in Privatbesitz).



Abb. 12: Winter in Friedenweiler (Aufnahme 2.12.2010).

etwas überhöht proportionierte) Ensemble von Kloster und Kirche hat sein Äußeres bis heute beibehalten, auch wenn das Kloster nach einer langer Nutzungsphase als Kindersanatorium (1922 bis 1983) seit 1989 ein Altenpflegeheim beherbergt. Vom Bierhaus des N. Ganter, von dessen Fenstern aus die Schlittenszene gesehen wurde, gibt es aus der Zeit des malenden und dichtenden Wirts leider keine volle Ansicht. Es wurde nach dem zweiten Brand am 19. Juli 1893 (bei dem mit großer Wahrscheinlichkeit auch Werke des Künstlers und dabei vielleicht auch ein Bild des Bierhauses untergingen) vom Sohn Karl Rudolf am gleichen Platz, aber um 90° gedreht neu errichtet.

Sakrale Kunst

Nikolaus Ganter hat sich zu Lebzeiten auch in der sakralen Kunst einen Namen gemacht. Neben Einzelbildern (erhalten blieb ein St. Wendelin-Bild in der Kapelle des Ebenemooshofs in Schwärzenbach) malte er in der Zeit von 1855 bis 1882 Kreuzwege in Kirchen und Kapellen der Umgebung. Andreas Steiert fand in oft mühsamer Kleinarbeit (veröffentlicht in der Eisenbacher Ortschronik von 1991) heraus, dass die Kreuzwege der Kirchen von Bachheim, Bubenbach, Döggingen, Kirchen-Hausen (gemeinsam mit Sohn Karl Rudolf), Löffingen, Schollach (zerstört beim Kirchenbrand 1939) und Unterbaldingen sowie der Kapellen des Ebenemooshofs in Schwärzenbach und des Bärenhofs in Schollach auf ihn zurückgehen. Hingegen wurde der ihm auch zugeschriebene früher in der Kapelle von Eisenbach befindliche Kreuzweg von seinem Bruder Dionys geschaffen. Schon immer war bekannt, dass der 1881/82 entstandene Kreuzweg in der Klosterkirche von Friedenweiler ein Gemeinschaftswerk von Nikolaus Ganter und seinem Sohn Karl



Abb. 13: Station VII der Kreuzwege von Löffingen (links) und Döggingen (rechts). In der Mitte der von Petrak erstellte Kupferstich der Wiener Vorlage von Führich.

Rudolf ist. Während dieser Kreuzweg eine eigene Komposition der Künstler ist, sind die übrigen in Anlehnung an ein Vorbild des böhmischen „Nazareners“ Joseph von Führich (1800 – 1876) gemalt worden. Das Original entstand als Fresko 1844 bis 1846 in der Wiener St. Johann-Nepomuk-Kirche. Dank der raschen Verbreitung der 14 Stationsbilder als Kupferstiche von Alois Petrak ab 1846 wurden sie zur Vorlage für unzählige weitere Kreuzwege auf der ganzen Welt, so auch in unserer Gegend. A. Steiert fand heraus, dass sich N. Ganter die gedruckten Kupferstiche aus Bräunlingen ausgeliehen hat, wo sie heute noch vorhanden sind. Dass er sich bei den Übertragungen aber nur beim Grundaufbau seiner Bilder an die Vorlagen gehalten hat und ansonsten nach eigener Eingebung weggelassen, geändert und hinzugefügt hat, zeigt der Vergleich der Station VII in Abb. 13. Das künstlerische Niveau dieser Gemälde ist für einen Autodidakten durchaus respektabel.

Einschätzung und Wahrnehmung

Darstellungen „à la Ganter“ findet man – leider oft anonym und ohne zeitliche Zuordnung – auch im übrigen Schwarzwald ab dem beginnenden 19. Jahrhundert nach Ablösung der von Barock und Klassizismus geprägten Ausdrucksformen. Echte Romantik kam bei den meist aus bäuerlich- handwerklichen Kreisen stammenden Künstlern nicht auf, ihre Werke unterliegen bis in die 1880-er Jahre deutlich dem Einflüsse des Biedermeier mit seiner Vorliebe für Genre- und Landschaftsmalerei sowie Porträts. Die Grenze zum Kitsch wird dabei vor allem bei der Farbgebung (auch bei Nikolaus Ganter) gelegentlich gestreift, doch nur selten überschritten. Die Richtschnur des als gut empfundenen Geschmacks ist ähnlich wie bei den Uhrenschildern und -bildern eher konservativ, auffällige und grelle Darstellungen finden sich nur selten. Wie auch die Uhren sind die Bilder ein bürgerliches Element, das im Nach-Biedermeier ab Mitte des 19. Jahrhunderts in die großen Schwarzwaldhöfe vordrang. Daraus ergaben sich auch im ausgesprochen ländlichen Raum neue Möglichkeiten zur künstlerischen Entfaltung und zur Entwicklung von elementarem Kunstverständnis. Hierbei spielte zeitgleich im unmittelbaren Wirkungsgebiet von Nikolaus Ganter die Hinterglasmalerei – nicht nur im religiösen Bereich – eine bedeutende Rolle. Eine künstlerische Gegenüberstellung steht bislang noch aus, vom malenden Bierwirt sind keine „Glasbilder“ bekannt.

Ihr Ende fand diese Durchdringung mit dem Aufkommen der Fotografie, die ab etwa 1860 die Porträtmalerei weitgehend ersetzt und ab 1880/1890 auch gute Landschaftsaufnahmen liefert. Die ersten Hofbilder (oft mit der Familie des Hofbauern vor dem Gebäude) stammen aus der Zeit um die Jahrhundertwende. In der gleichen Zeit kam die rasch mit dem Namen „Schwarzwaldmalerei“ versehene Kunstsparte zu ihrer großen Blüte. Sie erreichte zunächst eher das Bürgertum der Städte, dann aber auch über Medien wie die Künstler-Postkarte und die Literatur (Berthold Auerbach bereits ab 1843, Heinrich Hansjakob ab 1880) das breite Publikum.

Das Aufkommen des Tourismus und die Besinnung auf Heimatwerte (z.B. Erhaltung der Tracht) hat sicherlich der Idylle-Suche im Schwarzwald kräftigen Auftrieb gegeben. Dem Schwarzwälder Hans Thoma gelang 1890 der große Durchbruch. Auch in der Gutacher Künstlerkolonie um die von der Elbe und vom

Niederrhein zugereisten Maler Wilhelm Hasemann und Curt Liebich entstanden um die Jahrhundertwende vielbeachtete Werke mit engem Bezug zur Schwarzwaldlandschaft. Seither sind der Schwarzwald und seine Landschaft das Objekt unzähliger Maler und Zeichner, eine beachtliche Sammlung befindet sich im Freiburger Augustinermuseum. Eine aktuelle Übersicht der dort ausgestellten oder gelagerten Gemälde (ohne Zeichnungen) findet sich im 2004 herausgegebenen Bestandskatalog *Gemälde des 19. und 20. Jahrhunderts*. Auch findet sich für jeden Künstler, darunter auch Nikolaus Ganter (vertreten mit zwei Bildern), ein knapp gefasster Lebenslauf. Im Badischen Landesmuseum Karlsruhe befinden sich nur die beiden oben beschriebenen Begleit-Bilder zu den Gedichtzyklen. A. Steiert fand in anderen Museen keine Hinweise auf Bilder von Nikolaus Ganter, die sich demnach fast ausschließlich in privaten Händen befinden. Die meisten davon sind noch im Hochschwarzwald und auf der Baar, doch sind auch sicher einige mit ihren Besitzern weiter fort gewandert. So sind nachweislich zwei Bilder in England bei Nachkommen von ausgewanderten Uhrenhändlern. Auf Kunstauktionen dürften seine Bilder nur selten auftauchen, eher sind sie auf Flohmärkten oder in Antikgeschäften zu erwarten, von wo sie manchmal für immer aus der Raumschaft verschwinden. Eine gezielte Erwerbung mit dem Ziel des Aufbaus einer lokalen Gedächtnis-Einrichtung wäre grundsätzlich wünschenswert. Der Verfasser hat daher von allen ihm bekannten Bildern Sicherungskopien erstellt.

In schwierigen Zeiten organisierte der Konservator der Sammlungen der Stadt Freiburg Prof. Dr. Max Wingenroth 1920 eine Schwarzwaldmaler-Ausstellung im Städtischen Kunstmuseum, das bis zum Umbau des Augustiner-Klosters noch im Colombi-Schlössle untergebracht war. Beim Zusammensuchen der Bilder stieß er auch auf Werke der Gebrüder Ganter. Leider ist nicht überliefert, welche davon er für die Ausstellung ausleihen konnte. Kurz vor seinem Tod erschien 1922 – sozusagen als „Katalog im Nachhinein“ – sein Werk „Schwarzwälder Maler“ als Nr. 19 der Heimatblätter des Landesvereins Badische Heimat, dessen Schriftführer er war. Hierin erfahren Nikolaus Ganter und sein Werk erstmals eine (wohlwollende) Würdigung, der sich Hermann Eris Busse 1938 im Baar-Heft der *Badischen Heimat* und auch Ingeborg Schroth um 1957 in ihrem Bändchen *Schwarzwaldmaler des 19. Jahrhunderts* anschließen. Arnold Steiert schließlich schuf mit seiner Ausstellung von 1986 in Friedenweiler und seinen bereits zitierten gründlichen Schriften den bislang besten Überblick über Leben und Werk von Nikolaus Ganter, der leider nur ein lokal begrenztes Publikum erreichte. Mit der vom Verfasser initiierten Exkursion und Ausstellung im Jahre 2009, vor allem aber mit dem hier vorliegenden Beitrag, soll nun unter dankbarem Rückgriff auf Steiert's Vorarbeit das Andenken an den Künstler auf eine (mindestens) regionale Ebene gehoben werden.

Abschließende Würdigung

Ingeborg Schroth schreibt in ihrer oben zitierten Veröffentlichung auf S. XXV:

Mit liebevoller Genauigkeit malte Nikolaus Ganter die Berge und Täler unter hellem und grauem Himmel, im Sommergrün oder mit buntem Herbstlaub, malte zierliche Tannele, Langholzstämme, stattliche Höfe mit Vieh und Geräten, Trachtenmaidli und tätige Bauern. Manchmal schummelt er ein bißchen und bringt noch ein interessantes Bauwerk oder einen markanten Gebirgszug mit ins Bild, der eigentlich von seinem Standpunkt nicht mehr sichtbar war. Aber er ist halt kein Fotograf, sondern ein rechter Landschaftsmaler und Erzähler.

und fasst damit treffend zusammen, was auch aus heutigem Blickwinkel zu Nikolaus Ganter zu sagen ist. Seine Werke sind vom künstlerischen Standpunkt aus nicht bedeutend, wohl aber aus kulturhistorischer Sicht. Dies gilt insbesondere für die Bauernhöfe, die er mit liebevoller Genauigkeit in ihrer Einmaligkeit darstellte und in die dazugehörige typische Kulturlandschaft des Hoch- und Baarschwarzwalds einband. Er nahm sich die künstlerische Freiheit, mit seinem Pinsel individuelle Akzente zu setzen und so auf Dinge hinzuweisen, die sich sonst der Wahrnehmung entzogen hätten. Das ist mehr als einfache „Bauernmalerei“ oder naive Kunst. Er überlieferte damit wertvolle Zeugnisse aus einer Zeit, die noch nicht fotografisch festgehalten werden konnte. Seine Bilder beweisen darüber hinaus, dass auch unter den sicher nicht einfachen Lebensumständen des beginnenden Industrie-Zeitalters der raue Hoch- und Baarschwarzwald mit seinem Nebeneinander von Landwirtschaft und Uhrenindustrie einen akzeptablen Rahmen für das abgeben konnte, was man Heimat nennt.

Es bleibt abschließend zu wünschen, dass dem Künstler in der Gemeinde Friedenweiler eine bleibende Erinnerungsstätte geschaffen werden möge, in der für Einheimische und Touristen Originale (die Zug um Zug zu erwerben wären) oder bei Unmöglichkeit des Erwerbs Reproduktionen seiner Hauptwerke ausgestellt werden. Auch sollte die Anregung nicht aus den Augen verloren werden, dem Künstler eine Gedenktafel zu widmen und / oder eine markante Örtlichkeit nach ihm zu benennen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Gerrit Müller
Simonswinkel 16
79877 Friedenweiler
gerrit.mueller@t-online.de

Der Autor nimmt gerne Hinweise für Ergänzungen seines Beitrags, insbesondere das (auf Wunsch gerne vertraulich gehaltene) Aufzeigen von bislang nicht bekannten tatsächlichen oder auch nur vermuteten Werken der Ganter-Brüder entgegen.

Quellen und Literatur

- BUSSE, HERMANN ERIS: Die Baar, Donaueschingen – Villingen, *Badische Heimat*, Freiburg i.Br. Jahresband 1938.
- GANTER, NIKOLAUS 1862: Friedenweiler und dessen Kloster, Druck der Alb[ert] Willibald'schen Hofdruckerei Donaueschingen, Reprint o.J. (ca.1975) durch Gasthof Pension Steppacher, Friedenweiler.
- GANTER, NIKOLAUS [ca. 1874]: Des Schwarzwälders Errungenschaft oder Das Schwarzwälder-Leben und sein Bestreben, Buchdruckerei von Wilh. Butz in Neustadt o.J.; Abschrift von Arnold Steiert.
- SCHROTH, INGEBORG O.J.: Schwarzwaldmaler des 19. Jahrhunderts, Lindau und Konstanz (wahrscheinlich 1957 aus Anlass einer Ausstellung über Schwarzwaldmaler im Augustinermuseum Freiburg).
- STEIERT, ARNOLD: Nikolaus Ganter. Unveröffentlichtes Manuskript des Festvortrags bei der Eröffnung der *Gemäldeausstellung anlässlich des 100. Todestages des Heimatmalers Nikolaus Ganter* vom 19.7. bis 1.8.1986 im Haus des Gastes in Friedenweiler, Gemeindecarchiv Friedenweiler.
- STEIERT, ARNOLD: Aus Eisenbach stammende Schwarzwaldmaler des 19. Jahrhunderts, in: FETTINGER, FRANZ u.a. 1991: Auf dem hohen Wald, Heimatgeschichte von Eisenbach, Bubenbach und Oberbränd.
- STEIERT, ARNOLD 1994: Erläuterungen zu den Fotos von Bildern der beiden aus Eisenbach stammenden Brüder und Maler Ganter im ehemaligen Schwärzenbacher Rat- und Schulhaus. Unveröffentl. Broschüre, Stadtarchiv Titisee-Neustadt.
- WINGENROTH, MAX: Schwarzwälder Maler, in: Heimatblätter *Vom Bodensee bis zum Main*, herausgegeben vom Landesverein *Badische Heimat* Nr.19 Karlsruhe 1922.
- ZIMMERMANN, MARGRET O.J. [2004]: Gemälde des 19. und 20. Jahrhunderts, Augustinermuseum Freiburg Bestandskatalog, Freiburg i.Br.

Nachruf verfrüht? Wolf und Luchs auf der Baar

Vortrag vom 23.11.2011 im Veranstaltungsprogramm des Baarvereins

Von Wolf Hockenjos

„Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feind meiner Schutzbefohlenen ich es zu tun hatte. Es war ein starker männlicher Luchs. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen.“ (BREHMS schönste Tiergeschichten. Bearbeitet von T. ETZEL. Welt im Buch 1963: „Jagdgeschichte des letzten Luchses, der in Deutschland erlegt wurde, wie sie mir der glückliche Jäger, Förster Martz aus Wiesensteig in Württemberg, mitgeteilt hat.“)

Nichts will uns Baaremern zu Beginn des 21. Jahrhunderts abwegiger erscheinen als die Vorstellung, unverhofft einem Raubtier, einem Wolf oder Luchs zu begegnen, vom Bären ganz zu schweigen. Aber ist eine solche Begegnung denn tatsächlich so ganz und gar surreal? Keine Angst, es soll Ihnen hier weder Jägerlatein aufgetischt noch ein Bär aufgebunden werden. Ein Nachruf also doch?

Vorausschicken muss ich, dass Bär und Wolf hierzulande nach nationalem wie nach europäischem Naturschutzrecht streng geschützt sind, der Luchs hingegen sowohl nach Naturschutz- wie nach unserem Jagdrecht. Er gilt somit – obzwar mit ganzjähriger Schonzeit – als jagdbares Wild, mag es noch so lange her sein, dass ihm das letzte Halali geblasen wurde. Weshalb wir es sowohl mit einem Jagd- als auch mit einem Artenschutzthema zu tun haben. Zur Erinnerung: Das Naturschutzgesetz kennt (nach § 39 NatSchG) dreierlei Artenschutz. Neben dem Schutz der jeweiligen Art vor Beeinträchtigung und Nachstellung und neben dem Biotopschutz nennt es als dritte Säule auch noch die *Wiederansiedlung* von verdrängten Arten. Die aber kommt bei uns – im Gegensatz zu unseren Nachbarländern – kaum jemals zum Tragen. Warum das so ist? Auch auf diese Frage soll im Folgenden eine Antwort gesucht werden. Es sind hier zwar nur Luchs und Wolf gefragt, der Vollständigkeit halber soll jedoch kurz auch der Dritte im Bunde der großen Beutegreifer, der Braunbär (*Ursus arctos*), angesprochen werden.

Der Braunbär

Dass sich ein Bär, wie weiland der „Problembär“ *Bruno*, anstatt in den Chiemgau auf die Baar verirren könnte, in unser waldarmes, dicht besiedeltes und von Verkehrsachsen durchschnittenen Agrarland, darf rundweg ausgeschlossen werden. Wenn wir KURT STEPHANI folgen und seiner „*Geschichte der Jagd in den schwäbischen Gebieten der fürstenbergischen Standesherrschaft*“, herausgegeben von unserem Verein im Jahr 1938¹, so ist der letzte hiesige Bär schon vor fast einem halben Jahrtausend, nämlich 1565 im *Krumpenloch* bei Hammereisenbach erlegt worden. Heute können wir uns Bären allenfalls im Löffinger Wildpark oder in den

entlegensten alpinen Hochtälern noch – oder wieder! – vorstellen. Die vor ein paar Jahren noch von den Naturschutzorganisationen wie z. B. WWF oder EURONATUR genährten Hoffnungen auf eine natürliche Wiederbesiedelung der Alpen hat sich freilich weithin zerschlagen, denn das „Bärenquellenland“ Slowenien hat in den zurückliegenden Jahren die Abschussquoten auf Anordnung seines Agrarministers, allen Protesten zum Trotz, kräftig erhöht – für ein EU-Land ein erstaunlicher Vorgang. Die EU-Mittel für den Bau von Querungshilfen (Grünbrücken) über die Autobahn Ljubljana-Triest hinweg, die die Bärenwanderung von Süd nach Nord in Richtung Alpen wieder ermöglichen sollten, wurden nicht abgerufen. Wo wie in den Pyrenäen zur Bestandesstützung Bären ausgesetzt werden, lesen wir in der Zeitung von wütenden Protesten, entfacht von den örtlichen Schafhaltern und Viehzüchtern.

Übrigens: Was Bruno zum „Problembären“ werden ließ, die mangelnde Scheu vor Menschen und gehäufte Übergriffe auf Nutztiere, das dürfte er bereits in den Genen gehabt haben: Auch seine slowenische Mutter „Jurka“, die zur Bestandesstützung der letzten Alpenbären ins italienische Adamello-Brenta-Gebiet verfrachtet worden war, musste aus dem Verkehr gezogen werden. Nach heftigen Tierschützerprotesten wurde sie jedoch nicht wie ihr missratener Sohn erlegt. Sie lebt seit September 2010 im Asyl: im „Alternativen Bärenpark Schwarzwald“, einer 4 ha großen, wie es heißt: „tiergerechten“ Heimat für ehemalige Zoo- und Zirkusbären bei Bad Rippoldsau-Schapbach (ein von EU und Land gefördertes LEADER-Projekt). Ironie des Schicksals: Ebendort, in den Wäldern um Wolfach (offenbar jedoch nicht im dortigen FF-Waldbesitz, denn STEPHANI weiß nichts davon zu berichten), ist 1740 der letzte Schwarzwälder Bär² erlegt worden. Dessen Streifgebiet dürfte damals noch eine (gegenüber Jurkas Gehege) mindestens tausendmal so große Fläche umfasst haben. Fast möchte man vermuten, dass der Bärin mit der Verbringung in ihre neue Bleibe eher ein Bärendienst geleistet worden ist!

Der Wolf

Die Wahrscheinlichkeit, auf der Baar einem leibhaftigen, *wildlebenden* Wolf (*Canis lupus*) zu begegnen, ist da schon ein ganzes Stück realistischer. Baden-Württemberg ist – man erschrecke nicht! – neuerdings hochhoffiziell „Wolferwartungsland“ geworden! Wolferwartungsland, das schmeckt nach Entvölkerung, nach Verödung ganzer Landstriche, nach Deutsch-Ost – nicht aber doch wohl nach unserem Musterländle! Dennoch: Eine Arbeitsgruppe im Stuttgarter Ministerium Ländlicher Raum (MLR), der obersten Jagdbehörde also, hat 2010 einen „Handlungsleitfaden Wolf“ erstellt. Derzeit ist sie mit der Erarbeitung eines „Wolfmanagementskonzeptes“ befasst, und dieses soll nun auch noch in einen verbindlichen „Wolfmanagementplan“ weiterentwickelt werden. Keinesfalls wollen wir Baden-Württemberger uns ähnlich blamieren wie anno 2006 die bayerischen Behörden im Umgang mit *Bruno*! Dem politischen Wirbel, den dessen „Hinrichtung“ (wie die behördlich angeordnete Erlegung in den Medien bezeichnet wurde) verursacht hat, möchte man in Stuttgart beizeiten vorbeugen. Schon wird auch ein Fonds vorbereitet, aus welchem Nutztierrisse unbürokratisch rasch ersetzt werden sollen. Da trifft es sich gut, dass unlängst auch ein „Generalwildwegeplan“ verabschiedet wurde, mittels

welchem Wildtier-Wanderkorridore künftig besser geschützt oder sogar durch Grünbrücken über die Schnellstraßen hinweg wiederhergestellt werden sollen. Besuch vom „bösen Wolf“ ist jedenfalls, bei realistischer Einschätzung von Isegrims Wanderlust und Populationsdynamik, durchaus keine ganz abwegige Utopie mehr.

Der uns nächstgelegene Ort, wo dieser Tage erst wieder ein wildlebender Wolf nachgewiesen wurde, liegt im schweizerischen Entlebuch bei Luzern, Luftlinie ca. 60 Kilometer von der Landesgrenze entfernt: für Wölfe ein Spaziergang! Inzwischen registriert die bei der Freiburger FVA eingerichtete Wolf-Monitoring-Gruppe auch hierzulande bereits Wolfsmeldungen, von denen freilich noch keine Einzige bestätigt werden konnte: Womöglich erste Anzeichen einer sich anbahnenden Hysterie? Der Wolf, Archetyp des Raubtiers, weckt bekanntlich Urängste, die der zivilisierte Mensch längst abgelegt zu haben glaubte. Einen Vorgeschmack medialer Aufregung lieferte zu Jahresanfang, wie Sie sich erinnern werden, ein nahezu handzahmer, kurzzeitig dem Löffinger Wildpark entlaufener Wolfsrüde.

Im Kanton Luzern hatte sich ein Wolf im Jahr 2009 an insgesamt 46 Schafen vergriffen, weshalb er – bislang allerdings ohne Erfolg – von den Behörden zum Abschuss freigegeben worden ist. Im Jahr 2010 waren es noch vier gerissene Schafe, was vor allem dem Einsatz von Herdenschutzhunden zu verdanken sei. Auch im Mai und September 2011 wurden wieder einzelne Schafrisse registriert. Die Wölfe nördlich des Alpenhauptkammes stellen gewissermaßen die Vorhut einer expandierenden Seealpen-Population dar, die sich, von Zuwanderern aus den Abruzzen abstammend, zunächst im Nationalpark von Mercantour etabliert hatte. Sehr zum Verdruss der nördlich angrenzenden Walliser Schafhalter, die sich nun schon seit Jahren mit Rissen konfrontiert sehen. Und die es geschafft haben, dass der nach der Berner Konvention streng geschützte Wolf als „Schadwolf“ von einer interkantonalen Kommission zum Abschuss freigegeben wird, sofern er innerhalb von drei Monaten mehr als 35 Schafe frisst (was ihm nicht immer schwerfällt, weil zehntausende Walliser Schafe bei der Sömmerung auf den Hochweiden traditionell unbeaufsichtigt bleiben).

Nicht minder lebhaft wird derzeit in Sachsen, Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern über Wolfsrisse geklagt. Hier sind es vorwiegend die Jäger, die den streng geschützten Wolf am liebsten zum Teufel jagen würden – oder doch zurück nach Polen und Weißrussland. Der mittlerweile auf annähernd 90 Tiere geschätzte deutsche Wolfsbestand³ setzt dort nämlich (vorzugsweise auf Truppenübungsplätzen) dem Wild zu. Die Analysen von Lausitzer Wolfskot lassen darauf schließen, dass die Hälfte der Wolfsbeute aus Rehen, ein Viertel aus Rothirschen, ein Sechstel aus Wildschweinen besteht und nur knapp ein Prozent aus Haustieren⁴. Dass dennoch von den Massenmedien Ängste geschürt werden (BILD vom 3. März 2011: „Das ist der KILLERWOLF von Brandenburg – Erwischt! Der Rentier-Zerfleischer“), dass es immer wieder auch zu illegalen Abschüssen kommt, ist wenig verwunderlich. Die Fachleute gehen dennoch davon aus, dass Mitteleuropa alsbald von Nordosten her wiederbesiedelt werden dürfte. Ob von Norden und/oder von Süden, den Baaremern sei empfohlen, zur Vorbereitung auf *Canis lupus* vorweg bei Kurt Stephani nachzublättern:

„Er war der Schrecken der Landbevölkerung, weil er viele Schafe, aber auch Rindvieh und sogar Pferde riß. Und welchen Schaden er dem Wildbestand zufügte, ist aus der anliegenden Abschrift des Notizbuches eines fürstlichen Jägers aus den Jahren 1582 bis 1590 zu ersehen.“ Diesem Notizbuch zufolge dürfte sich ausgangs des 16. Jahrhunderts der Schrecken der Untertanen allerdings in Grenzen gehalten haben: So war es etwa im Jahr 1583 nur eine einzige Hirschkuh, die der Wolf gerissen hatte, und Rotwild gab es damals mehr als reichlich auf der Baar, während Rehwild aufgrund des rauen Klimas (STEPHANI zufolge) nur etwa fünf Prozent der Jagdstrecke der Fürstenberger Jäger ausmachte. Weshalb sollte Meister Isegrim sich da am Vieh vergreifen? Im nämlichen Jahr, lesen wir, wurden 22 Stück Rotwild von wildernden Hunden gerissen, vier weitere Stücke von Wilderern erbeutet, immerhin 120 Stück Rotwild wurden von den fürstlichen Jägern regulär erlegt. Was nicht heißen soll, dass Wölfe nach kriegsbedingter Entvölkerung nicht auch zur Plage werden konnten.

Wann immer ein Wolf auftauchte, war nach der *Wartenbergischen Wolfsordnung* aus dem Jahr 1540 zu verfahren, einem ausgeklügelten und hocheffizienten Alarmsystem, das wie folgt funktionierte (Zitat STEPHANI): „Nach ihr musste, sobald sich der Wolf zeigte, von Dorf zu Dorf mit der kleinen Kirchenglocke durch 3 Schläge das Alarmzeichen gegeben werden. In jedem Dorf waren Leute, welche zur Haltung großer starker Hunde, sogenannter Wolfshunde, verpflichtet waren. Diese mussten mit ihren Hunden auf das Alarmzeichen hin sofort aufbrechen und sich nach einem Sammelpunkt begeben, der in der Wolfsordnung für jedes Dorf festgelegt war. Unter Strafvermeidung mussten sie dort warten, bis der fürstliche Forstmeister kam, um ihnen weitere Weisungen zu geben.“

Unter Verwendung von Jagdzeug versuchte man, die Wölfe einzukreisen und, wenn dies gelungen war, Treibjagden zu veranstalten, bei welchen so viele Treiber aufgebeten wurden, dass Mann an Mann ging, um damit nach Möglichkeit zu vermeiden, dass der Wolf aus dem Trieb ausbrach.“

Nicht alle Wolfsjäger besaßen damals schon Feuerwaffen, und so musste dem Räuber auch auf andere Weise nachgestellt werden. Außer auf Treibjagden setzte man auf stationäre Abwehrmittel, die sog. „Wolfsgärten“, an die heute noch der Flurnamen *Wolfshag* bei Gutmadingen erinnert. Sie wurden von der Standesherrschaft angelegt, die Kosten sodann zu Teilen auf die davon profitierenden Gemeinden umgelegt. Ausgabenbelege für die nicht eben billigen Bauwerke befinden sich lt. STEPHANI noch im fürstlichen Archiv. Es galt dabei nicht nur, einen recht weiträumigen, wolfsdichten Hag zu errichten, es war auch eine Grube auszuheben und auszumauern, wo als Lockmittel sodann Schafe oder Ziegen angepflockt wurden. Neben der Zaunöffnung bot ein beheizbares Wächterhäuschen zwei bis drei Mann Platz, die in Aktion zu treten hatten, sobald der Wolf die Alarmanlage ausgelöst hatte. Dann war Eile geboten: Der Einlass musste abgelappt, sodann mit Fangnetzen verschlossen werden, sofern der Wolf nicht sogleich in die Fanggrube getappt war.

Auch Wolfsjagden waren nicht eben billig: Die Kosten wurden hälftig vom fürstlichen Rentamt und aus der sog. „Kontributionskasse“ bestritten, in welche die Gemeinden Beträge zur Bekämpfung der Wolfsplage einzuzahlen hatten. Es darf

freilich angenommen werden, dass der Standesherrschaft bei der „Raubwild-Bekämpfung“ nicht zuvorderst das Vieh der Untertanen am Herzen lag. Vorzugsweise ging es ihr um die Beseitigung von Störenfrieden des fürstlichen Jagdvergnügens, also um die Hege des sog. „Nutzwildes“ (also der „Schutzbefohlenen“).

Wie konsequent die Bekämpfung des Raubwilds (wie auch des sog. Raubzeugs, der wildernden Hunde und Katzen), erst recht der gefiederten Feinde über die Jahrhunderte hinweg gehandhabt wurde, auch dies ist bei STEPHANI nachzulesen: Die Abschusslisten lesen sich heute wie die Rote Liste der vom Aussterben bedrohten oder längst ausgerotteten Wildtier- und Vogelarten Mitteleuropas. Dass die Schäden, die das „schutzbefohlene“ (BREHM) Nutzwild anrichtete, auch die Schäden durch den Jagdbetrieb selbst, diejenigen des Raubwilds allemal um ein Vielfaches überstiegen haben, steht außer Frage: Im Jahr 1781 hatten exorbitante Flur- und Waldschäden durch den stark überhöhten Rotwildbestand auf der Baar – bei einem errechneten wildschadensbedingten Gesamtausfall von jährlich 10.800 Gulden – Fürst Wenzel schließlich sogar dazu gezwungen, das gesamte Rotwild in einer generalstabsmäßig vorbereiteten, viertägigen Treibjagd mit Hilfe von 7.400 zur Jagdfron verpflichteten Bauern in den (eigens hierfür errichteten) Wildpark von Bachzimmern zu treiben. Den Verzicht auf die Rotwildjagd außerhalb des Parks, die „Abschaffung des Hochgewildes im Freien“, wie es in einer Vertragsurkunde vom 8. Mai 1782 heißt, kostete die betroffenen Gemeinden eine Ablösesumme von stolzen 80.000 Gulden.

Die endgültige „Abschaffung“ des natürlichen Fressfeinds des Rotwilds, des Wolfs, ließ noch etwas auf sich warten; erst 1805 war es dann soweit (Zitat STEPHANI):

„Nach langer Pause tauchte im März 1805 nochmals ein Wolf auf, der in der Nähe des Fischerhofs einen Hund und ein Schaf riß. Er konnte zunächst nicht dingfest gemacht werden, erst der Winter konnte seine Erlegung bringen. In der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember brach er in einen Schafspferch ein und tötete 16 Schafe und Lämmer. Obwohl man ihn im Schnee abgespürt hatte, wurde er zunächst vergeblich bejagt, bis es am 27. Dezember gelang, ihn in den Immendinger Bergen einzukreisen. Unter Aufgebot einer dicht geschlossenen Treiberwehr brachte man ihn vor die Schützen, er wurde von dem fürstlichen Hofkandidaten Karl Meggerle erlegt.

Die Freude war so groß, dass die glücklichen Wolfsjäger bei ihrer Rückkunft nach Donaueschingen in feierlichem Zuge von der fürstlichen Musik unter Begleitung des Bürgermeisters und des Militärs eingeholt wurden.“

Soweit die Ausrottungsgeschichte des Wolfs auf der Baar – soweit aber auch die gar nicht einmal so schlechten Aussichten auf eine natürliche Wiederbesiedelung. Wolfsgeheul in „badisch Sibirien“ – das scheint keine so ganz abstruse Vorstellung mehr zu sein. Sollte jener feierliche Triumphzug der *glücklichen* Donaueschinger Wolfsjäger am Ende doch ein bisschen verfrüht gewesen sein? Der vorerst letzte Wolf des Landes wurde 1847 im Stromberggebiet erlegt; der Volksmund hatte dem vermutlich aus Lothringen zugewanderten Tier bereits Wochen vor seiner Erlegung einen Spitznamen verpasst: Man benannte ihn nach einem damals offenbar populären algerischen Freiheitskämpfer den „württembergischen Abd-el-Kader“⁵.

Was zeigt, dass dem Letzten seiner Art doch auch schon klammheimliche Sympathien entgegengebracht worden sind. Schrecken der Bevölkerung oder Mythos – zum Jahresbeginn hat der Landesjagdverband Baden-Württemberg in seinen *Positionen und Forderungen zur Landtagswahl 2011* vorsorglich schon einmal ange-regt, einwandernde Wölfe (und Biber) wieder dem Jagdrecht zu unterstellen.

Der Luchs

Es bleibt der Dritte im „Bestiarium“ der großen Beutegreifer, der Luchs (*Lynx lynx europaeus*), nach dem Willen einer „Schutzgemeinschaft Deutsches Wild“ *Tier des Jahres 2011*. Der Einfachheit halber und weil ihn kaum einer je zu Gesicht bekommen hatte, wurde der Luchs auch schlicht „Thierwolf“⁶ genannt. Auch er scheint wieder im Kommen zu sein, wenn wir den sich seit Jahren wiederholenden Presseberichten (unter Überschriften wie „Rückkehr auf leisen Pfoten“ oder „Pinselohr ist zurück“) Glauben schenken wollten. Von den Schwarzwälder Naturparks wird er bereits als „seltenste Wildtierart des Schwarzwalds“ vereinnahmt, lässt sich mit ihm doch auch die Touristikwerbung ankurbeln, etwa nach dem Motto: Wo es noch Luchse gibt, muss die Erholungslandschaft noch vergleichsweise intakt und also besuchenswert sein. Im Fernsehbeitrag „Wildes Deutschland: der Schwarzwald“, an zwei Sendeterminen im April dieses Jahres ausgestrahlt bei ARTE und kürzlich (am 19. September) zur besten Sendezeit in der ARD, tummeln sich im Schwarzwald nicht nur Wildkatzen mit ihrem possierlichen Kuscheltiernachwuchs, sondern auch Luchse. Und an der B 500, am Plättig gleich neben der feinen Bühler Höhe, haben NABU, Baden-Badens städtisches Forstamt und Schüler des Gymnasiums 2009 einen „Luchs-Erlebnispfad“ eingerichtet mit inzwischen staunenswerten Besucherzahlen (gegen 100.000 pro Jahr). Was uns zeigt, dass die faszinierende große Katze mit den Pinselohren und dem Stummelschwanz – im Gegensatz zum Wolf – durchaus als Sympathie- und Werbeträger taugt, denn für den Menschen ist der Luchs nachweislich ganz und gar ungefährlich.

Was bedeutet das für uns auf der Baar? Der Luchs ist (im Gegensatz zum Hetzjäger Wolf) ein Waldtier, ein Pirschjäger, der Dickungen braucht, um sich an seine Beute anzuschleichen und sie im Sprint zu überwältigen. Damit sich der Überraschungseffekt bei seinen Beutetieren nicht abnutzt, benötigt er riesige Streifgebiete (mehr als 100 bis 200 qkm/pro Tier), in welchen der Einzelgänger eine ausgeprägt dezentrale Jagdstrategie verfolgt. Was zur Folge hat, dass er bisweilen auch waldarme Gebiete wie die Baar durchstreifen müsste. Ergiebiger sind für ihn jedoch wald- und wildreiche Gebiete wie Baarschwarzwald, Länge, Wutach oder Baaralb. Im Jahr 2002 wurde von schweizerischen Wildbiologen ein Luchs wieder eingefangen, der im Rahmen eines Umsiedlungsprojektes mit einem Halsbandsender versehen und nahe St. Gallen ausgesetzt worden war. Nach Überquerung zahlreicher Nationalstraßen, Bahntrassen, der Flüsse Thur und Rhein war er soeben im Begriff, nördlich von Schaffhausen über die Landesgrenze in den Schwarzwald-Baar-Kreis herüber zu wechseln. Was uns zeigt, dass Luchse offenbar in der Lage sind, sich auch in der heutigen Kulturlandschaft mit all ihren Siedlungs- und Verkehrsbarrieren noch leidlich zurechtzufinden.

Wolf und Luchs auf der Baar

Bevor wir uns mit den Zukunftschancen des Luchses hierzulande befassen, schlagen wir zum besseren Verständnis seiner Ausrottung wieder bei KURT STEPHANI nach: Ihm zufolge ist er aus den fürstlichen Streckenlisten schon sehr früh verschwunden. In den Aufzeichnungen jenes fürstlichen Jägers aus den Jahren 1582 bis 1590 (s.o.) werden noch zwei erlegte Luchse aufgeführt, doch bereits spätestens zu Beginn des 18. Jahrhunderts scheint er im FF-Jagdgebiet vollends ausgerottet worden zu sein, denn in den Jahresstreckenübersichten, die seit 1720 lückenlos vorliegen, kommt kein einziger erlegter Luchs mehr vor. Mit seinem gelegentlichen Wiederauftauchen muss jedoch weiterhin gerechnet worden sein. Sein Ruf als unerwünschter Beutekonkurrent und Fressfeind des Rehs war ja auch längst auf das Nachhaltigste ruiniert. War es doch allem Anschein nach nicht nur der harte Baarwinter, sondern auch die Präsenz der Großkatze, erst recht des Wolfs gewesen, die beide dafür gesorgt hatten, dass das Rehwild ausgangs des 16. Jahrhunderts nur äußerst spärlich in den Jagdstrecken vertreten war: In den Aufzeichnungen von 1582 bis 1590 mit im Jahresschnitt gerade mal 4 Rehen. Dies auf einer Jagdfläche, auf welcher der Rehwildabschuss im 19. und 20. Jahrhundert auf jährlich ein- bis zweitausend Stück klettern sollte! Bambi, vormals das Hauptbeutetier des Fressfeinds Luchs, hatte zwischenzeitlich dank fürstlicher Hege, vor allem der Winterfütterung, derart überhandgenommen, dass des Wehklagens der Untertanen, der Beschwerden und Petitionen bei der Karlsruher Zweiten Kammer kein Ende mehr war, ja, dass die Wildschadensproblematik sogar mit zum Auslöser der 1848er Revolution werden sollte. Kein Wunder, dass sich die Wut der revoltierenden Bauern in einem wahren „Rehwildvernichtungskrieg“ entlud. Die Neuregelung des Jagdrechts mit seiner Bindung an das Grundeigentum sollte denn auch zu den



Der Luchs
(*Lynx lynx
europaeus*),
Foto von
K. Echle.

wenigen „März-Errungenschaften“⁷ gehören, die von der nachfolgenden Reaktion nicht wieder rückgängig gemacht werden konnten.

Wenn auch nicht leibhaftig, zumindest in den Jagdgesetzen war der Luchs auch nach seiner Ausrottung durchaus noch präsent geblieben. So heißt es etwa im § 36 der Forstordnung des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg aus dem Jahr 1746: *„Wer ein Rehkitz, (einen) Hasen, Luchs, Marder, Dachs, Iltis oder Otter fanget und solches hinterschlaget, soll um fünf Gulden bestraft werden.“* Zum Vergleich: Wer (gem. § 35) ein Rotwildkalb oder einen Frischling fing oder auch nur verletzte, riskierte mit zehn Gulden die doppelte Geldbuße. Einen Luchs zu fangen kam demnach einem Kavaliersdelikt gleich (sofern er nicht auch noch „hinterschlagen“ wurde), denn er schadete ja dem „Nutzwild“. *„Der beste Rehstand“*, so steht es noch 1867 in BREHMS *Thierleben*, *„wird von einem Luchse, welcher dem rächenden Blei des Jägers geraume Zeit sich zu entziehen weiß, vernichtet.“*

Im kollektiven Gedächtnis der Baaremer blieb der Luchs dennoch weit weniger präsent als der Wolf. Im Gegensatz zu diesem taucht der Luchs in Baaremer Flurnamen nirgends mehr auf, auch nicht als Vor- oder Nachnamen seiner Bürger. Schon gar nicht wird uns von einem Triumphzug mit Bürgermeister, Musik und Militär aus Anlass der Erlegung des letzten Luchses berichtet.

Besser Buch geführt haben da offenbar die Württemberger Herzöge, auf deren Jagden allein zwischen 1638 und 1662 angeblich „mindestens noch 332 (!) Luchse“ erlegt worden sein sollen (wie W. OTT 2004 in seinem Buch *Die besiegte Wildnis* schreibt⁸), wie immer man sich diese haarsträubende Zahl erklären soll. Der letzte Schwarzwald-Luchs ist im Jahr 1770 am Kaltenbronn zu Tode gekommen. Zufall oder nicht, der angeblich allerletzte Luchs Deutschlands ist nicht im Schwarzwald, sondern am 15. Februar 1846 auf der Alb, an der Ruine Reußenstein erlegt worden – übrigens gar nicht weit von der Stelle, wo am Neujahrstag 2007 ein Luchs auf der Autobahn verendet ist. Der Erleger damals, der oben zitierte Wiesensteiger Revierförster Martz, soll übrigens stinksauer gewesen sein, weil ihm König Wilhelm I. in einem Anfall von schwäbischer Pfennigfuchserie nur eine Belohnung von fünf Gulden zugestand, wo doch der Erleger des letzten Thüringer Luchses 1819 von seinem Landesfürsten immerhin noch eine Doppelflinte als Dankgeschenk überreicht bekommen hatte.

Aber war denn der Reußensteiner Luchs tatsächlich der allerletzte seiner Art? Kürzlich habe ich aus dem Munde eines emeritierten Biologieprofessors (nein, es war beileibe nicht unser aller Prof. Günter Reichelt!) vernommen, dass der Luchs hierzulande womöglich gar nie vollends ausgestorben gewesen sei. Was allenfalls beweist, dass auch der „Mythos Luchs“ nie ganz tot zu kriegen war.

Andererseits: Wie soll man die folgende Meldung der Schwarzwälder Zeitung vom 20. Dezember 1922 einordnen? *Villingen, 19. Dez. Bei einem kürzlichen Treibjagen wurde auf Gemarkung Kappel ein Luchs weiblichen Geschlechts geschossen. Das in Deutschland jetzt nur noch äußerst selten vorkommende Raubtier hatte eine Gesamtlänge vom Kopf bis zu Schwanzspitze von 1,30 Meter, es war also ein ganz respektables Tier. Pächter der Jagd auf Gemarkung Kappel ist Herr Jean Weis-Königsfeld, der somit auch Eigentümer des erlegten Raubtiers ist. – Der letzte Luchs wurde im Harz im Jahre 1817 geschossen, in der Schweiz 1873.*

Nichts will da zusammenpassen, und die Recherchen vor Ort, in Kappel, haben nichts Erhellendes mehr ans Tageslicht gebracht, außer dass das Tier als Präparat (wie schon der letzte Wolf) im Stuttgarter Naturkundemuseum gelandet sei, doch über seinen Verbleib dort ist nichts mehr in Erfahrung zu bringen.

Oder nehmen wir noch rasch eine andere Schlagzeile: die der Badischen Zeitung vom 19. August 1958: „*Rätselhafter Rehtod im Schwarzwald – Hat sich ein Luchs in unsere Gegend verirrt?*“ Dreizehn Rehe, so der Bericht, seien in der Wolfacher Gegend gerissen worden, worauf man, leider erfolglos, eine Treibjagd auf den unbekanntem Rehtöter veranstaltet habe. Bei der Freiburger oberen Jagdbehörde, die sich des rätselhaften Rehsterbens angenommen habe, halte man es für nicht ausgeschlossen, dass ein eingewanderter Luchs sein Unwesen treibe. Die Köpfe der Rehe seien sauber abgeschärft worden, was nach Einschätzung der Experten dazu passe, dass Luchse es besonders auf Rehirne abgesehen hätten, weil diese besonders phosphorhaltig und daher für die Sehkraft des Luchses von Nutzen seien. Nichts davon bestätigen uns heute die Experten – alles spricht für Fuchs- oder Hunderisse. Der Luchs gilt heute als eines der besterforschten Wildtiere Europas. Luchsrisse sehen anders aus, setzt er doch in aller Regel am besten Teil mit dem Fressen an – an den Keulen.

Also alles nur Ammenmärchen und Zeitungsenten, weil der Leser nun einmal eine Schwäche fürs Mysteriöse hat? Dass der Luchs immer wieder für Überraschungen gut ist, das haben wir im Verlauf der drei zurückliegenden Jahrzehnte allerdings zur Genüge erfahren. Übrigens: Wie der Zufall so spielt, wurde im Sommer 1986 in jenem Hintervillinger Jagdbezirk Kappel, wo 1922 der bis dahin allerallerletzte Luchs erlegt worden ist, die Gründung einer *Luchs-Initiative Baden-Württemberg* beschlossen. In einer staatlichen Jagdhütte ebenda fanden erste „konspirative“ Treffen mit den namhaftesten mitteleuropäischen Luchsfachleuten statt mit dem erklärten Ziel: Wiedereinbürgerung des Luchses im Schwarzwald unter wissenschaftlicher Begleitung und auf Ökosponsoring-Basis. Gerade so, als habe die Absicht bestanden, den rätselhaften Abschuss vor 66 Jahren wiedergutzumachen – doch jener Kappeler Luchsabschuss war den Luchsfreunden verbürgermaßen erst sehr viel später bekannt geworden.

Wie aber war es zu dieser (aus der Sicht der Zeitgenossen reichlich bizarren) Wiedereinbürgerungsidee gekommen? Nun, Ende April 1986 war, wie erinnerlich, das Kernkraftwerk Tschernobyl in die Luft geflogen, ein Vorfall, der ganz nebenbei auch zum „Urknall“ für die Luchsinitiative werden sollte. Die Verstrahlung des Wildbrets in Süddeutschland hatte dazu geführt, dass sich der Villinger Forstamtsleiter (und nicht nur der) ernsthaft Sorgen zu machen begann um die Zukunft seiner Weißtännchen. Denn wo das Wildbret auf unabsehbare Zeit nicht mehr zum Verzehr geeignet und verkäuflich war, würde das Schalenwild nicht mehr ausreichend bejagt und reguliert werden. Was lag da näher als die Forderung, die natürlichen Regulatoren von Schalenwildbeständen, den Winter, aber eben auch deren natürlichen Fressfeind, den Luchs, wieder ins Spiel zu bringen. Besser so, als das erlegte Wild zum Abdecker oder zur Verfütterung an die Löwen in die Stuttgarter Wilhelma zu karren. Schließlich hatte man damals ja schon 16 Jahre lang Gelegenheit gehabt, in der Nachbarschaft die Erfahrungen der Schweizer mit der Wieder-

ansiedlung des Luchses, 6 Jahre lang die Erfahrungen der Franzosen in den Vogesen zu verfolgen.

Was haben Schweizer und Franzosen uns im Artenschutz bloß voraus, fragte man sich damals. Weshalb sollte, was in den Nachbargebirgen möglich war, nicht auch im Schwarzwald gelingen? Diese Frage ist auch heute noch legitim – allenfalls ein bisschen naiv. Als Vertreter des Landesnaturschutzverbands im Beirat der Freiburger oberen Jagdbehörde (so was gab es damals noch) hatte der Autor seinen Vorschlag zur Entschärfung der Becquerel-Problematik soeben zu Papier gebracht und an das Regierungspräsidium nach Freiburg abgeschickt, als sich am Telefon unverhofft die Redaktion des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* meldete, die gerade über die Erfahrungen mit der Verstrahlung, auch über allfällige Konsequenzen recherchierte.

Der Spiegel-Bericht, die mit Spiegel'scher Süffisanz ausgebreitete Idee einer Luchswiedereinbürgerung, hat am nächstfolgenden Montagmorgen buchstäblich eine Lawine ins Rollen gebracht. Die Aufgeregtheit in den örtlichen Zeitungen war erheblich. Nicht zuletzt die Leserzuschriften empörter Jäger riefen den örtlichen Landtagsabgeordneten der SPD, Julius Redling, auf den Plan. Der wollte in einer „Kleinen Anfrage“ von der Stuttgarter Regierung wissen, was es denn auf sich habe mit der Geschichte. Die Antwort von Minister Weiser (vom 15. 11. 86 AZ.: 9/3640) fiel, wider alle Befürchtungen, ausnehmend luchsfreundlich aus (wer weiß, ob er sie je selbst gelesen hatte): Jawohl, die Wiedereinbürgerung des Luchses sei *„ein Beitrag zur Erhaltung einer in Europa vom Aussterben bedrohten Tierart“*. Und weiter: *„Unter Berücksichtigung der wissenschaftlichen Erkenntnisse über die wichtigsten Voraussetzungen des Nahrungsangebots für den Luchs, seiner Habitatsstruktur und der möglichen Konflikte mit Mensch und Haustier kann auch der Schwarzwald zu den in Betracht kommenden Lebensräumen gerechnet werden.“*

Was eigentlich sollte einen Forstbeamten jetzt noch daran hindern, sich für die Luchswiedereinbürgerung zu engagieren? Es war purer Zufall, dass ausgerechnet in diesen aufgeregten Monaten im forstzoologischen Institut der Universität Freiburg eine wissenschaftliche Arbeit⁹ fertig gestellt worden war, die den Schwarzwald für durchaus noch geeignet befunden hat als Lebensraum für eine Population von ca. 40 Luchsen. Zu allem hin hatten gerade (wieder so ein Zufall!) der Landesnaturschutzverband und der Landesjagdverband ein gemeinsames Grundsatzpapier „Naturschutz und Jagd“ verabschiedet, in welchem, unterzeichnet vom Landesjägermeister und vom Vorsitzenden des Landesnaturschutzverbandes, von Professor G. REICHELT (hier kommt er ins Spiel!), Schwarz auf Weiß nachzulesen ist, dass sich (nebst dem Weißstorch) der Luchs für eine Wiedereinbürgerung eigne, sofern das Projekt im Rahmen eines wissenschaftlichen Begleitprogramms realisiert werde.

Das sah schon alles sehr danach aus, als habe sich für den Luchs unversehens ein Zeitfenster geöffnet, eine vielleicht nicht so bald wiederkehrende Chance, die genutzt werden wollte. Klar war freilich, dass sich ein solches Vorhaben nur mit, keinesfalls gegen die Jägerschaft würde durchführen lassen. Gemeinsam mit den führenden Luchsexperten trug man also das Projekt in Stuttgart dem Vorstand des Landesjagdverbands vor und erzielte dort – o Wunder – einen zustimmenden Mehrheitsbeschluss!

Eigentlich hätten die Initiatoren, gewiss aber auch die Vorstandsmitglieder des Landesjagdverbands gewarnt sein müssen. Beide haben die Stimmung an der jagdlichen Basis grottenfalsch eingeschätzt, wie sich rasch zeigen sollte. Fast schon in Vergessenheit geraten war zu diesem Zeitpunkt eine Episode, die sich anfangs der 1970er Jahre zugetragen hatte – fast zeitgleich mit der Auswilderung von Karpätenluchsen im schweizerischen Kanton Obwalden: Auf Einladung der Landesforstverwaltung hatten damals nämlich schon Luchsexperten den Nordschwarzwald bereist, wo man in den großräumigen Staatsjagden prüfen wollte, ob nicht auch der Schwarzwald für ein Wiedereinbürgerungsprojekt in Betracht käme. Allerdings hatte man da nicht nur die Lebensraumansprüche des Luchses sträflich unterschätzt, sondern, schlimmer noch, die Abwehrreflexe auf Seiten der Jägerschaft. Weil vorzeigbare jägerische Ablehnungsgründe schon damals Mangelware waren, hatten sich die Jagdfunktionäre flugs hinter den Fremdenverkehrsverband gesteckt, und der hatte denn auch energisch abgewunken: Nein, eine Gefährdung der Schwarzwälder Kurgäste war nicht hinnehmbar! So durchsichtig das Abwehrmanöver angelegt war, es hatte einen durchschlagenden Erfolg. Der Luchs wurde zum „Förstertier“ abgestempelt, und wer sich als Förster nicht missliebig machen wollte bei seinem obersten Dienstherrn, der war gut beraten, das Reizwort *Luchs* nicht mehr in den Mund zu nehmen.

Mittlerweile (1986) war freilich die Jagd – zumindest nach dem Selbstverständnis der Jägerschaft – „angewandter Naturschutz“ geworden, hatte sich deren Organisation zum gesetzlich anerkannten Naturschutzverband gemauert. Doch wer sich der von Luchsinitiative, von Luchsexperten und vom Landesjagdverband gemeinsam veranstalteten, äußerst turbulenten Aufklärungsversammlungen erinnert, bei welchen von den Jägern die abwegigsten Totschlagargumente hervorgeholt wurden und wo nicht einmal ein Fünftel der Jagdrevierinhaber dem Luchs ein Lebensrecht zugestehen mochte, dem musste rasch klar geworden sein, dass die Akzeptanz für ein Luchsprojekt noch in weiter Ferne lag. Zumal sich die Jäger erneut einer List bedienten: Nun verschanzten sie sich nicht mehr hinter Kurgästen, sondern hinter der Mutterkuhhaltung und dem BLHV. Der gab prompt eine Presseerklärung heraus, in welcher vor „Panikreaktionen von Nutztierherden“ mit schlimmsten haftungsrechtlichen Folgen gewarnt wurde. Spätestens ab jetzt waren die Rollen verteilt. Das sah wohl auch der Landwirtschaftsminister (in seiner Eigenschaft als oberste Jagdbehörde) so. Selbst das Gutachten eines führenden Rinderexperten, das die unterstellten Reaktionen des Weideviehs beim Auftauchen eines Luchses ins Reich der Fabel verwies, vermochte die neue Rollenverteilung nicht mehr rückgängig zu machen. Desto hektischer und hysterischer ging es bei den (z.T. vom Fernsehen live übertragenen) Diskussionsveranstaltungen zu, ob mit oder ohne Agrarminister.

Durchaus kein Fabelwesen war ein Luchskuder, der am Silvestertag 1988 auf der Autobahn bei Bad Krozingen überfahren wurde – mysteriös wie alle Luchsbeobachtungen, die in den folgenden Jahrzehnten im Schwarzwald (auch im Schwarzwald-Baar-Kreis) nicht mehr abreißen sollten. Wo kamen die Luchse her? Waren sie irgendwo entlaufen, waren sie zugewandert? Und wohin verschwanden sie jeweils wieder spurlos? Für die Luchs-Initiative stand nur eines von Anfang an

außer Frage: Sie selbst hatte sich nichts Illegales vorzuwerfen, heimliche Auswilderungen (wie teilweise in der Schweiz geschehen) sind für sie nie in Betracht gekommen; das glaubte man schon den Forstbeamten in der Initiative schuldig zu sein.

Hätte der Agrarminister geahnt, wie hitzig, ja, hochnotpolitisch die Auseinandersetzung um den Luchs noch eskalieren sollte, hätte er gewiss sehr viel früher versucht, die Handbremse zu ziehen. Doch eine ganze Weile glaubte man wohl noch, gute Miene zum Spiel machen zu müssen, auch durfte man sich nach der luchsfreundlichen Antwort auf die Kleine Anfrage des Abgeordneten Redling ja nicht selbst Lügen strafen. Vorerst war hinhaltender Widerstand angesagt, auch für Entlastungsangriffe von außerhalb war man dankbar. So machte nun ausgerechnet die *Schutzgemeinschaft Deutscher Wald* gegen den Luchs mobil. Deren Präsident, Staatssekretär, Landwirt und Jäger in einer Person, glaubte in einer Presseerklärung im Vorfeld einer Verbands- und Expertenanhörung vor einer existenziellen Gefahr für das Auerwild warnen zu müssen. Eine Unterstellung, die von den Auerhuhnexperten inzwischen längst dementiert worden ist, die von Jägerseite aber bis zum heutigen Tag wiederholt wird – unlängst erst wieder anlässlich einer Podiumsdiskussion durch den stellvertretenden Landesjägermeister, den Villingener Kreisjägermeister Knut Wälde.

Weder das Ministerium noch Jäger und Bauern waren nun noch umzustimmen. „Kniefall vor den Jägern“, schalt die Presse die zögerliche Politik. „Der Luchs geistert durch den CDU-Parteitag“, berichtete die Stuttgarter Zeitung. „Scheuklappenentscheidung“, klagte die Junge Union, und Grüne wie Rote starteten Entlastungsangriffe. Der Luchs war nun endgültig zum Spielball der Politik geworden. Das sollte ihm, wie wir inzwischen wissen, gar nicht gut bekommen.

Im Januar 1991 beschloss die Luchsinitiative allem Gegenwind zum Trotz, bei der Stuttgarter obersten Jagdbehörde Antrag auf jagdrechtliche Genehmigung der Wiedereinbürgerung zu stellen. Um den Entscheidungsprozess nicht zu stören, übte man sich derweil in öffentlicher Zurückhaltung. Doch in die eben etwas abflauende Diskussion platzte im Sommer ein Vorfall, der erneut für Aufregung sorgen sollte: Bei Waldkirch hatte ein Rentner „im Defensivnotstand“ (wie der Staatsanwalt glaubte feststellen zu müssen) einen Jungluchs erschossen, der sich ohne Scheu am Federvieh des Nachbarn vergriffen hatte. Insgesamt waren da im Südschwarzwald schon 35 gesicherte Luchsbeobachtungen registriert worden. Jetzt konnte das Ministerium nicht mehr umhin, die ihm unterstellte Wildforschungsstelle Aulendorf mit der Erstellung eines Gutachtens zum Thema zu beauftragen. Die für die Aufgabe gewonnene Wildbiologin kam darin zu bemerkenswerten Schlussfolgerungen; sie sollten Jägern und Landwirten für einige Zeit die Sprache verschlagen:

1. *Der Schwarzwald ist als Lebensraum für Luchse geeignet (optimale Lebensräume existieren in Mitteleuropa aber vermutlich nirgends mehr). Schwerwiegende Nachteile für andere heimische Arten sind im Schwarzwald nicht zu erwarten.*
2. *Die Beeinträchtigung der Rinderhaltung wird ausgeschlossen.*
3. *Von Beutekonkurrenz für den Jäger kann keine Rede sein.*
4. *Eine effektive Entschädigungsregelung sollte so schnell wie möglich*

getroffen werden (Schafe!), da unklar ist, ob sich derzeit Luchse im Schwarzwald aufhalten oder nicht, und ob trotz der Habitatsbarrieren Luchse aus angrenzenden Vorkommen zuwandern könnten.

Weshalb zitiere ich so ausführlich aus dem Gutachten der Wildforschungsstelle? Am Beispiel der Luchs-Wiedereinbürgerungsbemühungen, an der „KruX mit dem Luchs“¹⁰, soll aufgezeigt werden, wie schwierig sich Artenschutz gestaltet, wenn einflussreiche Interessengruppen wild entschlossen sind, sich dauerhaft querzulegen. Auch, wie die Politik mit unbequemen Initiativen umzugehen pflegt, wenn es um Wählerstimmen geht. Saugten die Luchsfreunde, wie ihnen rasch vorgeworfen wurde, etwa nur Honig aus dem Gutachten, wenn sie sich in ihrem Anliegen bestätigt fanden? Lassen Sie mich Ihnen das Trauerspiel um die Luchswiedereinbürgerung im Telegrammstil noch zu Ende erzählen, auch wenn die Handlung nicht mehr auf der Baar spielt, wenn allenfalls noch handelnde Akteure hier zuhause sind.

Bei der Vorstellung des Aulendorf-Gutachtens hatte es unter den geladenen Luchsfachleuten nur noch insoweit Meinungsunterschiede gegeben, als man sich über das weitere Vorgehen uneins war. Weshalb die Experten aufgefordert wurden, als Entscheidungsgrundlage für den Minister zusätzlich noch eine Synopse zu erstellen – im Grunde ein Trick, um Zeit zu gewinnen. Doch auch diesmal waren sich die Experten im Grundsatz wieder einig. Während die Fachleute mehrheitlich der Ansicht zuneigten, nur der Luchs selber könne jetzt die noch offenen Detailfragen beantworten, beharrte die landeseigene (weisungsgebundene) Wildforschungsstelle auf ihrem Standpunkt, es gäbe noch weiteren Forschungsbedarf: etwa hinsichtlich der Vernetzungsmöglichkeiten der Lebensräume, des Habitatsmanagements, der Beschaffung von Wildfängen, der Verkehrsofoper und der Rechtsfragen.

Für das Ministerium Grund genug, seine Entscheidung erst mal wieder auf Eis zu legen, um, wie es hieß, „die Bewertungsunsicherheiten auszuräumen“. Nach weiteren zwei Jahren legte die Wildforschungsstelle erneut einen Untersuchungsbericht vor, in welchem der (bestehende) Luchslebensraum Schweizer Jura mit jenem im Schwarzwald verglichen wurde. Zwar konnten hinsichtlich der Verkehrsbelastung „keine wesentlichen Unterschiede“ festgestellt werden, und doch hatte sich mit einem Mal ein weiteres Haar in der Suppe finden lassen: *„Außer mit Verkehrsverlusten müsste auch im Schwarzwald mit dem Risiko illegaler Verfolgung gerechnet werden; die erforderliche Akzeptanz eines Luchsprojekts ist bei einem Teil der Bevölkerung im Schwarzwald nicht gewährleistet.“* Wie das, der Schwarzwälder Waidmann (welcher andere Teil der Bevölkerung konnte gemeint sein?) ein Sicherheitsrisiko für den jagd- und naturschutzrechtlich streng geschützten Luchs? Ein Aufschrei der Betroffenen wegen Ehrabschneidung ist bis heute nicht erfolgt. Umso gebetsmühlenartiger wird seitdem das Argument fehlender Akzeptanz immer wieder hervorgeholt, zuletzt in den Positionen und Forderungen des Landesjagdverbandes zur Landtagswahl 2011. Als ob sich jemals irgendwo auf der Welt die Wiedereinbürgerung von Beutegreifern gänzlich widerstandslos hätte durchführen lassen!

Zermürbt von der Hinhaltetaktik des Ministeriums, reichte die Luchsinitiative 1994 beim Stuttgarter Verwaltungsgericht eine Feststellungsklage ein: War überhaupt eine jagdrechtliche Genehmigung erforderlich, wie sie das Jagdgesetz vor der

Einbürgerung „fremder“ Tierarten verlangt? War der Luchs nicht nachgewiesenermaßen ein – wenn auch zwischenzeitlich ausgerottetes – Glied der heimischen Fauna? Wo doch soeben die EU-Habitatsrichtlinie in Kraft getreten war, die seither die Mitgliedsländer u. a. auch zur Erhaltung von Lebensraum für *Lynx lynx europaeus* verpflichtet.

1996 wurde die Klage der Luchsinitiative abgewiesen, begründet mit der Möglichkeit eines Wildschadenseintritts durch nicht mehr regelmäßig vorkommende Wildtiere. Der letztinstanzlich angerufene Mannheimer VGH bestätigte dem Ministerium, dass in Sachen Luchs nichts an einer jagdrechtlichen Genehmigung vorbeiführt. De jure (d. h. nach Jagdrecht) blieb er eine gebietsfremde Tierart und das mit einer aus heutiger Sicht wahrhaft entwaffnenden Begründung: § 28 BJagdG *will also in erster Linie die vorhandene Tierwelt, soweit sie der Hegepflicht und dem Jagdrecht unterliegt, aber auch die Pflanzenwelt und den Menschen davor schützen, unkontrolliert mit Tieren konfrontiert zu werden, mit deren Erscheinen und Verhalten sie nicht mehr vertraut sind, weil es diese Tiere in dem betreffenden Gebiet nicht mehr gibt und in der jüngeren Vergangenheit auch nicht gegeben hat.*

Am 18. Februar 1997, sechs Jahre nach Antragstellung, traf schließlich auch der Ablehnungsbescheid des MLR ein: „Das Aussetzen von Luchsen in Baden-Württemberg wird nicht gestattet.“ Begründung:

1. Das Aulendorfgutachten lasse keine günstige Prognose für eine erfolgreiche Wiedereinbürgerung zu;
2. Der Schwarzwald könne nicht mehr als Lebensraum für eine sich langfristig tragende Population angesehen werden;
3. Die Kosten eines Wiedereinbürgerungsprojektes, die Finanzierungsmöglichkeiten und die potentiellen Haftungsansprüche Geschädigter würden völlig unterschätzt.

Damit war nun freilich alles auf den Kopf gestellt, was die Wissenschaft im zurückliegenden Jahrzehnt an Fakten und Erfahrungen um den Luchs zusammengetragen hatte. War also buchstäblich alles für die Katz gewesen? Offenbar hatte sich der Luchs in einer Endlosschleife verfangen, hatte sich jahrelang gewissermaßen in den eigenen Stummelschwanz gebissen: Die potentiellen Sponsoren hatten auf ein positives politisches Signal (auf die jagdrechtliche Genehmigung) gewartet, das aber nicht kam unter Hinweis auf unklare Risiken und Finanzierungsmöglichkeiten. Was blieb der Luchsinitiative jetzt anderes übrig, als die Wunden zu lecken und den Vereinsvorsitzenden auszutauschen: Neuer Vorsitzender wurde der soeben in den Ruhestand verabschiedete langjährige Donaueschinger Forstamtsleiter Dr. Ekkehard Köllner, ein „Dickbrettbohrer“ par excellence, wie die Hiesigen sich erinnern werden. Es war ein schwacher Trost, dass 1998 in einem vom MLR erstellten „Zielartenkonzept“ der Luchs – einem Springteufel gleich – wieder aus der Versenkung auftauchte, und dass auch die Luchsmeldungen noch immer nicht abrissen, freilich ohne dass jemals ein Reproduktionsnachweis (für Luchsnachwuchs) erbracht werden konnte.

Die beharrlichen Kontaktversuche mit den luchskritischen Verbänden und mit dem MLR führten 2004 zur Einrichtung einer Arbeitsgruppe *AG-Luchs*, einem „Forum für Akzeptanzförderung und Informationsaustausch“. Auf Rechnung des

Landes übernahm die Freiburger Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg (FVA) das bisher von der Luchsinitiative betriebene Luchs-Monitoring zur Sammlung und Auswertung der Meldungen. Der Luchs selbst sorgte ab dem Jahr 2005 dafür, dass sich das Wunsch- und Zielgebiet der Luchsfreunde, das bisher nur den Schwarzwald umfasst hatte, mit einem Mal um die obere Donau und die Schwäbische Alb erweitern werden sollte: In den felsdurchsetzten Hängen des Beuroner Donautals wurde zwei Jahre lang ein Luchs nachgewiesen, auch auf frischer Tat an Gams- und Rehrissen gefilmt, ehe auch er leider wieder verschwand. Vermutlich ist es jener Luchs gewesen, der in der Neujahrsnacht 2007 auf der A 8 bei Laichingen überfahren worden ist. Er war zwar während seines Besuchs an der Donau und auf der Alb niemals durch Schafrisse auffällig geworden, dennoch wurde nun auch die längst fällige Entschädigungsregelung für Nutztierrisse auf den Weg gebracht, ein vorwiegend von den anerkannten Naturschutzverbänden finanzierter, vom Jagdverband verwalteter Fonds.

Auch die Wissenschaft hatte sich 2007 nochmals des Luchses angenommen: An der Freiburger Uni, im Institut für Forst- und Umweltpolitik und in Zusammenarbeit mit der FVA, Arbeitskreis Wildökologie, wurde ein interdisziplinäres „Luchsprojekt Baden-Württemberg“ gestartet. Ziel des Projekts war „die langfristige Erhöhung und Sicherung der funktionalen Biodiversität in Baden-Württemberg“, wie es, wissenschaftlich ein wenig verklausuliert, in der Projektbeschreibung heißt. Untersucht wurde ein weiteres Mal die Lebensraumeignung für den Luchs, wobei mit verfeinerten Methoden bestätigt wurde, dass nicht nur der Schwarzwald, sondern auch die Schwäbische Alb und der Odenwald Platz für den Luchs bieten, insgesamt für 120 Tiere. Daneben wurde per Interviews und Befragungen erneut die Akzeptanzfrage untersucht, leider mit dem ernüchternden Befund, dass sich bei Bauern und Jägern insbesondere gegenüber einer Wiederansiedlung noch immer nicht so sehr viel bewegt hat, mochte die Resonanz in der breiten Öffentlichkeit, unter Touristen wie politischen Entscheidungsträgern noch so positiv ausfallen. Ende 2010 wurden die Ergebnisse vorgestellt – und sogleich beschlossen, zusätzlich noch ein „Transfer- und Kommunikationsprojekt“ aufzulegen in der Hoffnung, nach Ablauf von zwei weiteren Jahren Überzeugungsarbeit vielleicht doch endlich eine Akzeptanzverbesserung erzielen zu können. Wieder einmal wurden landesweit Aufklärungsversammlungen anberaumt (z. B. am 25. Oktober 2011 im Schwarzwälder Hof in Dauchingen) in der Hoffnung, die Fronten nun endlich aufbrechen zu können. Doch noch immer beharren Jäger und Bauern mehrheitlich auf ihrer Position, allenfalls den von alleine einwandernden Luchs akzeptieren zu wollen.

Nicht viel anders sieht es das Bundesamt für Naturschutz (BfN). Die *Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt*, beschlossen und vertraglich besiegelt im Rahmen der Bonner Artenschutzkonferenz der UN-Vertragspartnerstaaten im Mai 2008, sieht zwar nicht zuletzt auch die Wiederbesiedlung der deutschen Waldgebirge mit Luchsen vor, doch auch die obersten Artenschützer schrecken – aus Gründen mangelnder Akzeptanz bei gewissen „Fokusgruppen“ – vor aktiven Wiedereinbürgerungsprojekten zurück. Wohl wissend, dass bislang alle mitteleuropäischen Luchse, von Böhmen über Frankreich und Schweiz bis in den Harz, aus ebensolchen wissenschaftlich begleiteten Projekten stammen.

Doch leider gilt es unter den führenden europäischen Luchsexperten mittlerweile als sicher, dass eine Wiederbesiedlung Baden-Württembergs allein durch natürliche Zuwanderung äußerst unwahrscheinlich, ja auszuschließen ist. Dazu reiche der Populationsdruck in den benachbarten Luchspopulationen nicht aus, selbst wenn es einzelnen männlichen Jungtieren immer wieder mal gelingt, die Verkehrs- und Siedlungsbarrieren rundum zu überwinden. Bleibt also nur die „künstliche“, die absehbar konfliktträchtige Wiedereinbürgerung übrig. „Es sollen Methoden und Lösungsstrategien erarbeitet werden“, heißt es in der Projektbeschreibung der Freiburger Uni und der FVA, „wie die Rückkehr einer ehemals heimischen Art ohne gesellschaftliche und habitatsbezogene Konflikte erfolgen kann“. Als ob jemals irgendwo auf der Welt Beutegreifer *ohne* Konflikte zurückgekehrt oder zurück gebracht worden wären. Wissenstransfer hin oder her, realistischere Weise wird man davon auszugehen haben, dass Teile der Jägerschaft und der Bauern mit ihren Ablehnungsgründen gegen den Luchs aufklärungsresistent und immun gegen Sachinformationen sind und bleiben werden.

Schluss

Wir Baden-Württemberger können alles – außer Artenschutz! Mit diesem (leicht abgewandelten) Werbeslogan unseres Landes könnte man in der Rückschau die unendliche Geschichte um die Luchswiedereinbürgerung zusammenfassen. Sie ist geprägt von Hasenherzigkeit der Entscheidungsträger und vom Einfluss der Lobbyisten. Im Jahr 2009 anlässlich der Einweihung des Luchserlebnispfades am Plättig, oben an der Schwarzwaldhochstraße im Stadtwald von Baden-Baden, nannte der vormalige (auch noch für Naturschutz zuständige) Landwirtschaftsminister Peter Hauk (jetzt Fraktionsvorsitzender der oppositionellen CDU) den Luchs in seiner Eröffnungsansprache einen „Ureinwohner Baden-Württembergs“, ein „Symboltier des Artenschutzes“, gar ein „Schlüsseltier für die Artenvielfalt“. Nur leider: Die jagd- und naturschutzrechtliche Genehmigung für seine Wiedereinbürgerung hatte auch er nicht mitgebracht, nicht einmal in Aussicht gestellt. Wir lernen daraus: Wiederansiedlungen (die dritte Säule des Artenschutzes gem. § 39 BNatG) sind hierzulande unpopulär, da konfliktträchtig, und deshalb selbst unter Artenschützern nicht sehr geschätzt. Ist die Art erst einmal komplett verschwunden, kräht bei uns so schnell kein Hahn mehr danach.

Andererseits: Nichts wäre auf Dauer peinlicher als ein Luchserlebnispfad mit gegen hunderttausend Besuchern im Jahr – aber ohne reelle Chance für Luchse in freier Wildbahn. Nichts wäre dann verlogener als Filmaufnahmen und Fotos von Gehegeluchsen in den Hochglanzfarbprospekten unserer Naturparke. Die Krux mit dem Luchs geriete vollends zur Farce, zum Etikettenschwindel – ja, zum Schwaabenstreich!

Fassen wir zusammen: Mit der Umsetzung der *Nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt* tun wir uns im Falle der großen Beutegreifer offenbar besonders schwer. Selbst bei der Frage der Wiederansiedlung des vergleichsweise konfliktarmen „Spitzenprädators“ Luchs stößt der Artenschutz nach wie vor auf schier unüberwindliche Widerstände. Mag man beim Wiederauftauchen des Wolfs noch

ein gewisses Verständnis aufbringen für die (Ur-)Ängste der Bürger, so gibt es beim Luchs keine hinreichend stichhaltigen Ablehnungsgründe mehr.

Nach all dem unsäglichen Hin und Her in der Luchsdiskussion des zurückliegenden Vierteljahrhunderts ist eine klare Positionierung der Politik gefragt. In ihrer Antwort auf die Anfrage des Landesjagdverbands zum Thema Luchswiedereinbürgerung im Vorfeld der Landtagswahl im März 2011 sah das auch die CDU so: Nach Abschluss der wissenschaftlichen Forschungsprojekte sei „eine Grundsatzentscheidung zur Frage der aktiven Auswilderung zu treffen“. Die SPD erinnert in ihrer Antwort daran, dass sie seit Jahren „ein ehrliches und offenes Herangehen an eine Gesamtkonzeption zur Wiederansiedlung des Luchses“ fordere. Wogegen sich die FDP auf die lakonische Antwort beschränkte: „Der letzte sichere Luchsnachweis gelang 2008.“ Lediglich die Grünen befürworteten uneingeschränkt „wissenschaftlich und gerne auch durch Sponsoring begleitete, das ganze Land umfassende und den internationalen Kriterien für Wiederauswilderung entsprechende Maßnahmen, um den Luchs in Baden-Württemberg wieder heimisch zu machen“.

Sollte sich jetzt, nach der Wahl und mit einem grünen Minister in Stuttgart, für den Luchs abermals ein Zeitfensterchen geöffnet haben? Ein Großteil der Bürger, vor allem der Bauern und Jäger wird sich zwar weiter fragen: Wozu das alles? Wozu brauchen wir eigentlich den Luchs? Erst recht: Wozu brauchen wir den Wolf? Wozu brauchen wir wieder die „Spitzenprädatoren“ an der Spitze der Nahrungspyramide, die natürlichen Fressfeinde von Hirsch und Reh? Die Frage ist so berechtigt und so abwegig wie die nach Sinn und Zweck etwa des Freiburger Münsters. Die Bewahrung unseres Kulturerbes hat, so unser aller Konsens, zweckfrei zu sein, ist ethische Verpflichtung. Gilt das nicht auch für unser Naturerbe? Dass die großen Beutegreifer in der Evolution darüber hinaus einen Beitrag leisten zur Gesunderhaltung und Vitalität ihrer Beutetierbestände, ist eine biologische Binsenweisheit.

Mit dem Luchs schafft man keine nenenswerten Konflikte, man löst aber auch keine, nicht einmal den leidigen Wald-Wildkonflikt. Zur Schalenwildregulierung wird man auch weiter die Jäger brauchen. Auch wenn die Daseinsberechtigung der Jagd noch immer vorzugsweise mit der Abwesenheit des (ausgerotteten) Großraubwilds begründet wird: Deutschlands Jäger brauchen sich nicht abzuschaffen, wenn sie die natürlichen Regulatoren von Reh, Gams und Hirsch wieder zulassen. „Schutzbefohlen“ wie in der Feudalzeit ist heute nicht mehr nur das sog. „Nutzwild“ – schutzbedürftiger sind allemal die großen Beutegreifer!

Literatur

- 1 STEPHANI, K.: Geschichte der Jagd in den schwäbischen Gebieten der fürstenbergischen Standesherrschaft. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Donaueschingen 1938.
- 2 JENSEN, W. Der Schwarzwald, Leipzig 1901
- 3 DER SIEGEL 38/2011
- 4 RAHMSDORF, I.: Der mit dem Wolf lebt. In der Lausitz haben sich die Menschen an die Raubtiere gewöhnt – und hoffen auf neue Einnahmequellen. Süddeutsche Zeitung v. 7. 7. 2011
- 5 OTT, W.: Die besiegte Wildnis. DRW-Verlag 2004
- 6 BREHMS Tierleben. Allg. Kunde des Tierreichs. Die Säugetiere, S. 519. Verl. Bibliograph. Institut. 1900 Leipzig; Wien
- 7 HOCKENJOS, W.: Kapitel „März-Errungenschaften“ in „Waldpassagen“, Doldverlag. Vöhrenbach, 2000, S. 61 ff.
- 8 OTT, W.: Die besiegte Wildnis. DRW-Verlag 2004
- 9 GOSSMANN-KÖLLNER, S. und EISFELD, D.: Zur Eignung des Schwarzwaldes als Lebensraum für den Luchs. Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz, N. F. 15, 177–246, 1990.
- 10 HOCKENJOS, W.: „Die Krux mit dem Luchs. Was tun, wenn er nicht von allein einwandern will?“ Zeitschr. „Schwäbische Heimat“ 2010/4 S. 426 ff.

Renaturierung von Fließgewässern

Fallstudien im Gemeindeverwaltungsverband
Donaueschingen-Hüfingen-Bräunlingen

Von Ayla Schröder

Den Beitrag von Ayla Schröder, eine "Jugend forscht" Arbeit, die am Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen entstanden ist und von Liane Domdey betreut wurde, geben wir hier weitgehend in der eingereichten Originalfassung wieder. Wir möchten damit junge Menschen ermutigen, regional bezogene Inhalte oder Probleme, die sie beschäftigen, aus ihrer Sichtweise und in ihrer Art darzustellen.

1 Einleitung

Umweltschutz, Nachhaltigkeit und ein bewusster Umgang mit der Natur, das sind Themen, die in den letzten Jahren immer wichtiger wurden. Der Eingriff in die Fließgewässer hat besonders gravierende Folgen für den Naturhaushalt und nicht zuletzt für die Wirtschaftsgüter des Menschen. Große Hochwasserereignisse verursachen Millionenschäden.

1.1 Warum wird renaturiert?

Gesunde und damit natürliche Gewässer sind einer der wichtigsten Lebensräume und bergen eine riesige Artenvielfalt. Wir haben leider schon viele dieser Lebensräume zerstört, indem wir sie unserer Entwicklung unterworfen und damit verändert haben. Begradigung, Trockenlegung und Verlegung des natürlichen Wasserlaufs erfolgten an vielen Stellen, um Straßen, Agrarflächen, Industrie- und Wohngebieten Platz zu machen.

Seit ein paar Jahren sind die Kommunen nun damit beschäftigt, Eingriffe soweit wie möglich zu vermeiden. Wo immer das möglich ist, sollen sie wieder rückgängig gemacht werden. Dabei soll ein möglichst natürlicher Zustand wieder hergestellt werden. Hierbei wird nicht nur mit Bagger und Schaufel gearbeitet, sondern auch sehr viel Wert auf Bewusstseinsbildung in der Bevölkerung gelegt.

1.2 Gesetzliche Grundlagen

In Europa gibt es schon seit Längerem das Bestreben, Gewässer naturnäher zu gestalten. Dies dient dem Hochwasserschutz, der Erhöhung der Selbstreinigungskraft und der Verbesserung der Biotopstruktur. Viele Tier- und Pflanzenarten der Fließgewässer sind hochgradig gefährdet, zum Teil vom Aussterben bedroht. Diese Arten sind an die natürliche Dynamik der Fließgewässer so stark angepasst, dass sie ohne diese nicht überleben können. Die ständige Verlegung des Bachlaufs im Jahreslauf schafft ständig neue Lebensräume. Die stets erneute Auflandung von Sand- und Kiesböden schafft Rohboden, der sonst in der Natur nicht vorkommt. Weitere Informationen siehe auch im Flyer „Naturnahe Gewässerentwicklung“ des

Gemeindeverwaltungsverband Donaueschingen-Hüfingen-Bräunlingen¹ (im folgenden GVV Donaueschingen genannt).

Seit dem 20. Januar 2005 gilt in Baden-Württemberg das Landeswassergesetz (WG), das unter anderem „Ausbau und naturnahe Entwicklung von oberirdischen Gewässern, Gewässerrandstreifen“ regelt². Laut § 68 a haben die für die Unterhaltung Verantwortlichen die Pflicht, bei Gewässern in einem „angemessenen Zeitraum die Voraussetzungen für eine naturnahe Entwicklung zu schaffen“. Dies allerdings nur, wenn dadurch nicht die Rechte eines Dritten oder das Wohl der Allgemeinheit geschädigt werden. Hierfür muss ein Gewässerentwicklungsplan aufgestellt und genehmigt werden.

Für den GVV liegen Gewässerentwicklungspläne flächendeckend vor. Die Renaturierung der Gewässer kann jetzt abschnittsweise vorgenommen werden. Alle Maßnahmen müssen dem Gesamtkonzept dienen.

2 Motivation

Die Idee, mich mit dem Thema Bachrenaturierung zu beschäftigen, kam mir bei einem Vortrag, der anlässlich des Themas „Landschaft“ im Unterrichtsfach Erdkunde für meinen Jahrgang Kursstufe 1, Abiturjahr 2011 am Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen, gehalten wurde.

Herr DR. GERHARD BRONNER, Diplombiologe und Leiter des Umweltbüros des GVV Donaueschingen, referierte zuerst allgemein über die Landschafts- und Siedlungsentwicklung unserer Region und die jeweiligen Faktoren, die dafür verantwortlich waren. Danach ging er ausführlich auf die Entwicklung der Fließgewässer ein, die ich im Folgenden, kursiv gedruckt, kurz zusammenfasse:

Auch auf der Fläche des GVV wurden in der Vergangenheit viele Bäche aus landwirtschaftlichen und städtebaulichen Gründen begradigt und in ihrem Lauf immer mehr eingeengt, wobei nicht viel über etwaige Folgen für die Ökosysteme nachgedacht wurde. Inzwischen drängen sich allerdings immer mehr negative Auswirkungen auf, die durch die Eingriffe entstanden sind. Dies sind immer häufigere Hochwasserereignisse, da sich die Wassermassen nicht in Nebenarmen oder weiten Schleifen verteilen können. Der Artenschwund durch den Verlust von Biotopen ist Besorgnis erregend, ebenso die steigende Belastung von Trinkwasser mit Schadstoffen, da die selbst reinigende Wirkung der Gewässer verloren ging.

Seit den 1960er Jahren ist das Bewusstsein in der Bevölkerung für diese Faktoren immer weiter gewachsen. In jüngster Zeit wird versucht, den Gewässern durch Renaturierung ein natürliches Gesicht zurückzugeben.

Nach dem Vortrag entbrannten heftige Diskussionen, und viele der Schüler sprachen sich dafür aus, dass Renaturierungen dringend notwendig seien. So entstand meine Idee, selbst eine Renaturierungsmaßnahme wissenschaftlich zu untersuchen. Ich wandte mich also an das Umweltbüro Donaueschingen und fragte, ob derzeit eine Renaturierung anstünde und ob ich dabei sein dürfe.

Herr DR. BRONNER und FRAU DOMDEY, die zuständige Biologin, unterstützten diese Idee und versorgten mich mit allen Unterlagen und Plänen zu den geplanten und bereits erfolgten oder laufenden Renaturierungseingriffen. Während der mir

zur Verfügung stehenden Zeit gab es vier Renaturierungsmaßnahmen, die ich wissenschaftlich begleiten und beschreiben konnte: Entenbach in Pfohren, Wolfsbach in Wolterdingen, Brändbach in Bräunlingen, Hausener Dorfbach in Hüfingen. Selbstverständlich handelt es sich hierbei um kleine Abschnitte der jeweiligen Fließgewässer.

Sehr schnell stellte sich heraus, dass ich nicht, wie ich ursprünglich geplant hatte, selbst eine Renaturierung durchführen konnte. Ein Renaturierungseingriff ist ein sehr vielschichtiger Vorgang, der von Profis durchgeführt werden muss.

3 Theorie

Das Prinzip einer Renaturierung besteht darin, der Natur wieder mehr Raum für eigene, natürliche Entwicklung zu verschaffen. Deshalb ist es wichtig, dass der Mensch nur den nötigsten Eingriff macht und der Natur dann ihren Lauf lässt. Es geht ausdrücklich nicht um eine ästhetische Gestaltung im Rahmen von Landschaftsgärtnerei!

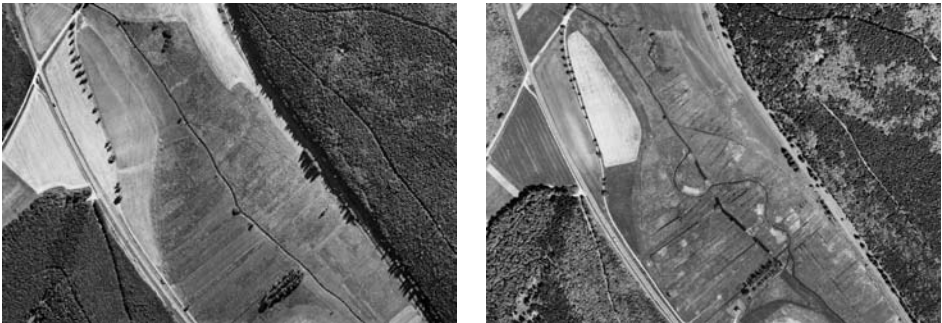


Abb. 1: Das linke Foto ist ein Luftbild vom 31.8.1991, das einen vor 180 Jahren begradigten Abschnitt der Aitrach, Gemarkung Geisingen, zeigt. Im Vergleich das Luftbild vom 30.5.1996, das den selben Abschnitt zeigt. Allerdings nach einem Renaturierungseingriff. Beide Bilder stammen aus: Schriften der Baar, Flyer zur „Renaturierung eines Teilabschnitts der Aitrach“.

3.1 Planung und Durchführung

3.1.1 Grundsätze einer Renaturierung

Man muss darauf achten, dass bei einem Eingriff keine unnatürlichen Begebenheiten geschaffen werden. So muss je nach natürlichem Bewuchs, Biotopverbund, Sonneneinstrahlung und Untergrund anders vorgegangen werden.

Ein Waldgewässer unterscheidet sich grundlegend von einem Wiesenbach oder einem Gewässer auf steinigem Untergrund. Im Voraus wird also genau wissenschaftlich durch fachkundige Personen untersucht, welche Art Gewässer vorliegt, welche Tier- und Pflanzenarten dort heimisch sind und was für Bedingungen diese brauchen. Genauso wird geprüft, welche Arten beim Eingriff unbedingt erhalten bleiben müssen, da sie sehr selten oder besonders „wertvoll“ sind. Dies erfolgte bereits durch das Planungsbüro, das den Gewässerentwicklungsplan aufstellte.

Am Beispiel eines Wiesenbachs bedeutet das für die Ausführung der Renaturierungsmaßnahme, dass nur vereinzelt Bäume oder Büsche zur Beschattung gepflanzt werden und nicht ganze Gruppen, da diese das Profil des Bachs und die Wassertemperatur verändern. Außerdem wird versucht, Raum für weite, flache Bögen und eventuell Sandbänke zu schaffen.

Wenn nun Schilf an einer Stelle wächst, wird versucht, dieses zu erhalten, da sie einen besonderen, geschätzten Lebensraum bietet. Erhaltung von Lebensräumen muss grundsätzlich vor der Erschaffung neuer Vorrang haben.

Jeder Fall muss individuell betrachtet werden. In einem natürlicherweise flachen Wiesenbach mit felsenfreiem Feinsediment ist das Einbringen von Steinen per se eine Maßnahme, die zur Entfernung vom Naturzustand führt. Es gibt viele Alternativen. Eine bessere Möglichkeit ist die Pflanzung von einheimischen Staudenpflanzen, die den Lauf ablenken. Man versucht in diesem Fall vorrangig durch Wurzelwerk, Totholz und Pflanzenbewuchs eine natürliche Mäandrierung zu provozieren und gleichzeitig Unterstände für Fische und Lebensraum für Kleinstlebewesen zu schaffen. Die Einbringung von Felsen ist trotzdem immer wieder üblich, wenn ansonsten keine andere Möglichkeit besteht. Dies ist meistens dann der Fall, wenn Uferbereiche aus eigentumsrechtlichen Gründen gesichert werden müssen. Hierbei ist darauf zu achten, dass ein Gestein zur Verwendung kommt, das im Einzugsbereich des Fließgewässers ansteht. Oberstes Gebot ist hierbei, kein Kalkgestein im Weichwassergebiet zu verwenden. Für kalkmeidende Organismen würde sonst der Lebensraum zerstört.

Aus diesen Gründen stellt man ein Profil des Bachquerschnitts und eines der Bachsohle auf. Man überlegt, wie ein natürliches Bachbett dieses Gewässers aussehen würde. Des Weiteren werden die vorhandenen Arten, ihre ungefähre Individuenzahl und ihr Lebensraumbedürfnis ermittelt, damit speziell schützenswerte Bereiche des Gewässers erhalten bleiben.

Außerdem wird die umgebende Natur untersucht, ob von dort ein Potenzial zur Wiederbesiedlung des renaturierten Bereichs zu erwarten ist oder man in der Nähe Samen gewinnen kann um mit ihnen den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen. Man spricht hier vom Biotopverbund.

3.1.2 Mögliche Probleme

Wenn ein Gewässer durch eine Siedlung unter einer Brücke oder an einem Damm vorbei führt, gilt stets zuerst der Schutz der Bauten. Manchmal kann man an Teilabschnitten eines Gewässers keinen Eingriff vornehmen, da es in Rohren unter einer Straße oder unter einer Brücke hindurchführt. In diesen Fällen muss auf eine Renaturierung in diesem Abschnitt vollständig oder teilweise verzichtet werden. Durch die angrenzenden, naturnahen Abschnitte wird dieser Abschnitt dann allerdings ökologisch mit aufgewertet.

Wenn viel Bodensediment entfernt wird, muss für dieses ein geeigneter Deponieraum gefunden werden. Das macht Proben auf Altlasten, wie Schwermetalle, radioaktive Stoffe und Kriegsabfälle notwendig. Teilweise muss auch der Kampfmittelräumdienst anrücken, um alte Munition zu entfernen. In diesen Fällen wäre das Bodensediment nämlich Sonderabfall und müsste speziell entsorgt werden.

Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die Landesgartenschau in Schwenningen⁴ und die damit einher gehende Renaturierung des oberen Neckars. Hier fand man höchst belasteten Boden vor, der durch die Uhrenindustrie und den Krieg verunreinigt worden war. Der Boden wurde entfernt oder teilweise gereinigt, was allerdings sehr teuer war.

Beim Entenbach in Pfohren, einer der vier von mir untersuchten Fließgewässer, ist voraussichtlich nicht mit Altlasten im Gewässerbett zu rechnen, da nur landwirtschaftliche Betriebe und keine Industrieanlagen sich in der Nähe befinden. Allerdings werden zur Sicherheit trotzdem Proben analysiert.

Ein ganz anderer Aspekt ist die Klärung, ob eventuell Leitungen, Rohre oder Kabel irgendwo in der Nähe des Eingriffsorts verlegt sind. Hierbei tritt oft das Problem auf, dass es viele unterschiedliche Karten mit unterschiedlichsten Verlegungsversionen gibt, auf denen jeweils nur ein Teil der Installationen eingetragen ist, weshalb man in allen zuständigen Ämtern nachfragen und die Karten schlussendlich kombinieren, beziehungsweise angleichen muss. Dies geschieht in der Anhörung der Träger öffentlicher Belange im Rahmen eines Genehmigungsverfahrens.

Zeitlich sind Renaturierungen oft für den Winter angesetzt, denn torfige oder tonige Böden sind dann gefroren, sodass die Bagger weniger einsinken. Außerdem hat man oft eine Niedrigwasserlage, wenn Schnee liegt. Hinzu kommt, dass viele Baubetriebe im Winter mehr Zeit haben.

3.2 Behördenweg

Für den GVV liegt ein vollständiger Gewässerentwicklungsplan im Umweltbüro Donaueschingen vor. Im Lauf der nächsten Jahre sollen alle Gewässer der Gegend naturnaher gestaltet werden. Allerdings muss dies mit dem Haushaltsplan der betroffenen Gemeinden abgestimmt werden, denn diese müssen einen Teil der Renaturierungskosten übernehmen. Ein Eingriff findet auch nur dann statt, wenn alle Gelder sicher bewilligt sind. Teilweise kann es vorkommen, dass Gelder kurzfristig doch nicht zur Verfügung stehen. Dann wird die Umsetzung des Eingriffs verschoben.

Wenn eines der Projekte umgesetzt wird, muss immer der Behördenweg eingehalten werden. Die Naturschutzbehörde und die Wasserbehörde im Landratsamt müssen informiert werden, des weiteren ist immer eine fachliche Begleitung der Maßnahme von Nöten. Bei der Umsetzung der Projekte ist es wichtig, das Gesamtkonzept nicht aus den Augen zu verlieren. Nach Beendigung einer Maßnahme findet eine Bauendabnahme statt, die klärt, ob die gestellten Ziele erreicht wurden.

4 Methoden

Im Falle meiner Arbeit kam nur in Frage, eine Beschreibung unter landschaftsökologischen Gesichtspunkten vorzunehmen. Wie bei den Arbeiten von KONRAD LORENZ zur Verhaltensforschung³, muss auf aktive Eingriffe in das System im Rahmen der wissenschaftlichen Arbeit verzichtet werden. Die Vorgänge werden beobachtet und beschrieben. Um mich mit dieser Methode bekannt zu machen, zog ich das Buch „Ein Sommer mit Wölfen“ von FARLEY MOWAT⁵ zu Rat.

Meine Arbeit bestand zu allererst darin, die vorhandenen Gewässerentwicklungspläne, das Kartenmaterial, die Luftbilder (siehe Abb. 2, 7, 11 und 12) und die Sekundärunterlagen über Untersuchungen oder Gebietskäufe durchzulesen. Damit verschaffte ich mir einen Überblick über den bisherigen Stand der jeweiligen Projekte und bekam einen Einblick in die Komplexität einer Renaturierungsmaßnahme.

Der größte Anteil meiner Arbeit stellte die Auswertung der Pläne, der ökologischen Untersuchungsergebnisse von Planungsbüros und die Durchführung von Interviews dar (mit Herrn VETTER, Herrn DR. BRONNER und Frau DOMDEY). Ebenso erfolgte die Auswertung der Planungsunterlagen und der Dokumente, die während der Renaturierungseingriffe durch andere Personen erstellt wurden, wie die Fotos von Frau DOMDEY und Herrn VETTER (Diashow und historische Bilder über Pfohren, erhalten am 17.12.2010).

Ein sehr wichtiger Aspekt bei der Arbeit an einem Renaturierungsprojekt ist die Analyse von Fotos. Diese ermöglichen es, Details festzuhalten und Situationen miteinander zu vergleichen, die in verschiedenen Jahreszeiten liegen. Ein Renaturierungsbericht kommt ohne Fotos nicht aus. Die Fotos sind keine gestalterische Untermauerung, sondern werden ob ihrer Aussagekraft eingefügt.

4.1 GIS

Die Karten und Luftbilder wurden am 23.12.2010 mit einem GIS erstellt (Geographisches Informationssystem). In dieses Programm wurde ich kurz von JEREMIAS HÄNDEL, dem Zivildienstleistenden des Umweltbüros Donaueschingen, eingeführt.

Mit dem GIS-Programm lassen sich geographische Karten aber auch Luftbilder nach definierten Kategorien und Darstellungsweisen erstellen, auswerten und interpretieren. So kann man den Ausschnitt und Maßstab beliebig wählen, Art und Menge der dargestellten Details bestimmen und vor allem den Schwerpunkt auf spezielle Faktoren legen wie im Falle einer Bachrenaturierung auf Gewässer. Die Legende lässt sich aus einer großen Zahl von Layern frei zusammenstellen, wobei diese von unterschiedlichsten Straßentypen, über die Bauweise der Gebäude bis hin zur Nutzung von Agrarflächen sowie die Darstellung ökologisch bedeutsamer Flächen reichen. Diese Daten werden vom Landesvermessungsamt in Stuttgart gesammelt und kontinuierlich aktualisiert.

4.2 Geländebegehungen

Als nächster Schritt in meiner wissenschaftlichen Arbeit fanden verschiedene Geländebegehungen in Begleitung von Frau DOMDEY statt. Pfohren, als Mittelpunkt meines Berichts, besuchten wir fünfmal (07.09.2010; 23.09.2010; 05.10.2010; 09.10.2010; 21.10.2010), Wolterdingen zweimal (15.06.2010, 16:30 Uhr; 01.07.2010, 14:00 Uhr) und Bräunlingen und Hüfingen jeweils einmal (09.10.2010). Mithilfe einer Übersichtskarte verschaffte ich mir einen Überblick im Gelände. Hierfür verwendete ich die „Radkarte der Südbaar“, Donaueschingen-Hüfingen-Bräunlingen-Blumberg. Wir erfassten und beschrieben den Ist-Zustand, erstellten Fotodokumente und kleine Filmsequenzen. Frau DOMDEY bestimmte die

vorhandenen Pflanzenarten für eine Bestandsaufnahme und erklärte mir deren Bedeutung für das Ökosystem, soweit sie für meine Arbeit bedeutsam sind.

Außerdem nahm ich am Behördentermin zur Renaturierung des Entenbachs im Rathaus Pfohren am 07.09.2010 teil, wo ich Gelegenheit erhielt, den Ortsvorsteher Herrn Vetter über den Stand der Dinge zu interviewen. Hier war auch die Firma Jäger anwesend, die den Eingriff durchführte. Zusammen mit Herrn VETTER, den Mitarbeitern der Firma JÄGER und Frau DOMDEY, fand eine Begehung des Geländes statt, bei der die Umsetzung des Gewässerentwicklungsplans besprochen wurde.

Es war mir aus zeitlichen Gründen nur beim Entenbach möglich, den Renaturierungsablauf direkt zu begleiten. So konnte ich selbst den Zustand vor, während und nach der Renaturierung beobachten und dokumentieren, sowie den Renaturierungseingriff darstellen. Hierfür besuchte ich den Bauabschnitt mehrere Male.

5 Fallbeispiele

Zurzeit gibt es in Donaueschingen und Umgebung vier Renaturierungsprojekte in unterschiedlichen Stadien und unterschiedlicher Umgebung. Anhand dieser werde ich nun das allgemeine Vorgehen bei einer Renaturierung erläutern.

5.1 Probleme einer Renaturierung innerorts am Beispiel des Entenbachs

5.1.1 Die Gemeinde Pfohren

Der Entenbach ist ein Donauzufluss, der durch die Gemeinde Donaueschingen, Ortsteil Pfohren, führt.

Pfohren ist der einzige Ort der Baar, der durchgehend aktive Storchennester beherbergt. Das heißt, die Störche brüten innerorts auf der „alten Schule“ und dem Kirchturm. Auch als alle anderen Brutpaare aus der Baar verschwunden waren, blieb Pfohren eine Heimat brütender Störche, die erfolgreich ihre Jungen aufzogen und damit die Hoffnung auf Wiederbesiedlung aufrecht erhielten. In den letzten Jahren siedeln sich nun immer mehr Störche in Pfohren an, was als Indikator für den Erfolg bisheriger Renaturierungen und Schutzbemühungen auf der Baar gesehen



Abb. 2: Lageplan und Luftbild des in Sohlshalen eingefassten Verlaufs des Entenbachs vor dem Renaturierungseingriff. Aus GIS exportiert am 23.12.2010.



Abb. 3: Dieses Foto, 2010 von Herrn Vetter für eine Diaschau über Pfohren aufgenommen, zeigt den Kirchturm in Pfohren und die darauf brütenden Störche.

Entenbach ist es, dass der komplette zu renaturierende Bachabschnitt innerorts liegt. Dies stellt alle Beteiligten vor besondere Herausforderungen.

Der Bach fließt mitten durch den Ort Pfohren an mehreren Grundstücksgrenzen entlang. Dementsprechend musste die Maßnahme mit allen Anwohnern individuell geklärt und deren Zustimmung eingeholt werden. Hier ist es von großem Vorteil, dass Pfohren ein recht kleiner Ort mit 1.555 Einwohnern ist. Der Ortsvorsteher kennt die Betroffenen und kann mit ihnen persönlich sprechen.

Alle Anwohner sollten sich positiv mit der Renaturierung des Entenbachs identifizieren, das heißt, jeder Anlieger muss, auch auf lange Sicht, mit der Veränderung einverstanden sein. Eine solche Maßnahme bei unterschwelligem Widerwillen durchzuführen, führt immer zu Problemen. Ist das der Fall, sollte auf einen Eingriff verzichtet werden.

5.1.3 Ziele

Der größte Vorteil, den die Pfohrener Gemeinde aus der Renaturierung zieht, ist der Hochwasserschutz. Durch die massive Verbauung des Gewässers mit Sohlshalen und die immer stärkere Einengung, konnten große Wassermassen, vor allem in der Zeit der Schneeschmelze, nicht vom Umland aufgefangen werden und überfluteten die anliegenden Grundstücke. Einerseits nahm die Siedlungsdichte in den letzten Jahren allgemein zu, andererseits wurden die Gebäude immer weiter an das Gewässer gebaut. Dies führte zu einer Verringerung der Retentionsfläche, die für den Hochwasserschutz unabdingbar ist.

werden kann, denn der Lebensraum Gewässer hat sich so stark verbessert, dass die Störche wieder genug Nahrung finden. Auch in anderen Orten der Baar nimmt die Storchpopulation wieder zu.

Solche Erfolge geben Anstoß zu weiteren Maßnahmen wie der Renaturierung des Entenbachs und dem damit zusammenhängenden Biotopverbund, was einen positiven Einfluss auf die ökologischen Bedingungen der gesamten Talaue haben wird.

5.1.2 Besonderheiten

Der zu renaturierende Bachabschnitt des Entenbachs wurde in zwei Abschnitte geteilt. Begonnen wurde mit dem im Zentrum des Orts liegenden, schwierigeren Abschnitt. Dieser schließt an einen stromaufwärts gelegenen, im Frühjahr renaturierten Bachabschnitt an. Zu diesem komme ich später.

Eine Besonderheit des Projekts

Von der Renaturierung erhofft man sich eine Verbesserung dieser Situation. Der Entenbach soll für Pfohren natürlicher und damit auch schöner gestaltet werden. Außerdem werden bewusst Zugangsmöglichkeiten ans Wasser geschaffen, damit Kinder dort spielen können (nicht mit einem Wasserspielplatz zu verwechseln).

Bei dieser Renaturierungsmaßnahme wird hauptsächlich auf den Rückbau „harter“ Baumaßnahmen Wert gelegt. Die Sohlshalen aus Beton sind ein ökologisches Problem. Die Sohle des Gewässers ist nach der Entfernung der Halbschalen offen und eine Ansiedlung von Lebewesen wird nicht mehr eingeschränkt.

Ein weiteres Ziel des Eingriffs ist es, den Abflussquerschnitt der Brücken zu weiten, um jeweils die volle Breite der Brücke ausnutzen zu können. Hierfür entfernte man die Wasser leitenden Rohre oder den Betonverbau und schützte das Fundament der Brücke durch eine seitliche Absicherung des Baches mit Steinquadern.

5.1.4 Probleme

Nachdem alle Anwohner zugestimmt hatten, gab es trotz allem das Problem des Platzmangels. An manchen Stellen fließt der Entenbach direkt an Mauern und Gebäuden vorbei. Diese müssen auf jeden Fall während des Umbaus aber auch danach gesichert sein. Teilweise verzichtete man unter diesen Umständen auf eine Verbreiterung des Bachbetts, um Gebäude zu schützen. Außerdem wurden zur seitlichen Abstützung der Steilböschungen große Steinquadern (schwarzer Jura) verwendet, die eine mehrreihige Mauer bilden.

Fast überall steht während der Bauphase sehr wenig Platz zur Entfernung der Sohlhalbschalen und zur Einbringung der Steinquadern zur Verfügung, was die Arbeit erschwert. Für die Aufgabe werden sehr kleine Bagger und Baumaschinen eingesetzt. Gelegentlich gestatten die Anwohner, das Privatgrundstück zu befahren. Das ist hilfreich und sehr dankenswert.

5.1.5 Bewuchs

Der natürliche Bewuchs des Gewässerrandstreifens besteht aus mehreren großen Eschen und den Hecken der Anwohner. Diese werden so weit wie möglich geschützt. Es handelt sich hierbei um bereits bestehende Biotope und der Erhalt von Lebensräumen muss, soweit es irgend möglich ist, immer vor Neugestaltung gehen.

Die Stämme der Bäume werden oft während der Bauzeit mit Sisalmatten umwickelt, damit die Rinde nicht aus Versehen beschädigt wird. Ansonsten versucht man, mit den Baggern um die Bäume und Hecken herumzufahren. Die beschäftigte Baufirma hat sehr sorgsam gearbeitet und keinen Baum beschädigt.



Abb. 4: Die Angestellten der Firma JÄGER bewiesen ihr Geschick im Umgang mit dem Platzmangel. Foto von Frau DOMDEY, vom 15.10.2010.

Nach der eigentlichen baulichen Maßnahme werden auf dem linksseitigen Gewässerrandstreifen kleinere heimische Bäume beziehungsweise Büsche gepflanzt. Dies dient der Beschattung des Bachs im Sommer und auch einer natürlichen Festigung des Untergrunds. Mögliche Baumarten sind Liguster, Faulbaum oder Pflaumenbäume, die vereinzelt oder in kleinen Grüppchen stehen, nicht zu sehr in die anliegenden Gärten ragen und die von den Anwohnern ohne Probleme zurückgeschnitten werden können.

Die Gewässerrandstreifen werden mit einer Wiesenmischung feuchtliebender und heimischer Arten und einem Ammengras, dem einjährigem Weidegras (*Poa annua*), angesät. Dieses schützt den Boden vorerst vor Erosion, bis die Feuchtwiensamen austreiben und sich weitere Arten ansiedeln. Zusätzlich werden an flachen Stellen Kokosmatten auf dem Rohboden aufgebracht, damit die Erde nicht ausgeschwemmt wird.

5.1.6 Ausblick

Der erste Bauabschnitt ist mittlerweile fertiggestellt. Geplant war eine Bauzeit von vier Wochen. Schlussendlich verlängerte sich die Maßnahme um zwei Wochen, da man vor große Probleme gestellt wurde. Zusätzlich gibt es weitere Faktoren, die man nicht kalkulieren kann. Möglicherweise kommt unerwartet eine sehr regnerische Woche, weswegen sich der Eingriff verzögert; ebenso wenn eine Lieferung an Steinquadern zeitverzögert eintrifft.

Anhand des schon im Frühjahr 2010 fertiggestellten Bauabschnitts lässt sich eine mögliche Entwicklung des gerade fertiggestellten Abschnitts darstellen.

Das ältere Projekt bestand aus einer Entfernung der Sohlhalbschalen, einer deutlichen Verbreiterung des Bachbetts und der Einsetzung von Schwellensteinen, die für eine Sauerstoffeinwirbelung in das Wasser sorgen. Außerdem kommt es so nicht zur unkontrollierten Eintiefung des Baches durch Hochwasser.

Das Ökosystem des Bachs hat sich noch nicht an die neuen Begebenheiten angepasst, was aber völlig normal ist. Momentan herrscht ein großer Algenbewuchs, der nach und nach von anderen heimischen Arten abgelöst wird.

Bei der Entnahme von Proben am 07.09.2010 haben wir eine Wasserwanze entdeckt, was ein Zeichen für die gestiegene Qualität des Bachs ist. Höhere Organismen benötigen einen reich strukturierten Lebensraum, der in Betonhalbschalen nicht gewährleistet ist. Aber die Besiedelung braucht Zeit. Nach dem Renaturierungseingriff muss sich z. B. die Nahrungspyramide erst von unten aufbauen.

Außerdem hat sich ein feines Sediment abgelagert. Durch Totholz, Laub und andere angeschwemmte „Störfaktoren“ hat sich eine natürliche Struktur gebildet.

Es ist damit zu rechnen, dass sich das Ökosystem des Bachabschnitts schon im nächsten Frühjahr sehr gut mit Pflanzen und Tieren besiedeln wird. Das dient dann der besseren Selbstreinigungskraft des Gewässers.

Das starke Schmelzhochwasser im Frühjahr des Jahres 2010 wurde gut überstanden, das Bachbett hielt den Fluten stand.

Von dem noch nicht renaturierten Abschnitt wurden vor dem Eingriff am 07.09.2010 Proben entnommen. Schon zu diesem Zeitpunkt hatte das Wasser



Abb. 5: Das Bildpaar zeigt einen Ausschnitt des Entenbachs vor und nach der Renaturierung. Die Bilder entstanden am 07.09.2010 und am 02.12.2010.

eine gute Qualität (der Oberlauf des Baches wurde schon renaturiert), es herrschte ein ausgeglichenes Algenwachstum und der Geruch des Wassers war angenehm. Allerdings konnten sich wegen der Sohlshalen, des fehlenden Sediments und des damit fehlenden Lebensraums keine höheren Organismen ansiedeln. Eine mikroskopierte Probe ergab viele Würmer und Kleinstlebewesen. Da die Grundvoraussetzungen schon so gut sind, kann man mit einer guten Entwicklung des neu entstandenen Bachbetts rechnen.

Im Lauf des nächsten Jahres werden mehrere Inspektionen durchgeführt, bei denen dies untersucht wird. Leider ist es nicht mehr möglich, diese Untersuchungen in die vorliegende Arbeit einzubringen. Untersuchungen im Winter bringen keine sinnvollen Ergebnisse.



Abb. 6: Im Frühjahr 2010 bewiesen die Veränderungen am ersten Bachabschnitt ihren Vorteil. Dieses Foto vom Schmelzhochwasser stammt von Herrn VETTER.

5.1.7 Konsequenzen

Inzwischen wurde der zweite Abschnitt abgeschlossen, nachdem auch dieses Projekt finanziell abgesichert war. Kurz vor der Mündung des Entenbaches in die Donau führt der Bach direkt an einer nahe des Ortskerns gelegenen Viehweide vorbei. Hier dienten die Sohlshalen des Bachs bis jetzt als Weidegrenze für eine kleine Herde von Tieren (Esel, Ponys, Ziegen). Durch die Entfernung der Sohlshalen wird in Zukunft ein Weidezaun benötigt werden, denn eine Beweidung ist weiterhin gewünscht. Die landwirtschaftliche Prägung des Ortes Pföhren soll, wo immer möglich, erhalten und gefördert werden. Weidende Haustiere sind Landschaftspfleger der Auewiesen, die sonst verbuschen würden oder gemäht werden müssten.

Die neuen Baumaßnahmen haben bereits ihre erste Probe gut bestanden, was uns zeigt, dass sich die Mühe gelohnt hat. In der Nacht zum 06.12.2010 gab es in Donaueschingen und Umgebung sehr starken Schneefall und darauffolgendes Tauwetter mit anhaltendem Niederschlag. All dies führte zu einer immensen Wassermenge, dem Nikolaushochwasser. Das neue Bachprofil des Entenbaches hielt den Wassermassen stand und auch die Brückendurchlässe, die bisher immer für Aufstauung und Überschwemmung gesorgt hatten, waren nun weit genug und durchlässig. Die Anwohner sind hellauf begeistert von dem sich so rasch einstellenden Erfolg der Maßnahme.

5.2 Weitere Bäche

Die nun folgenden drei Bäche decken viele unterschiedliche Aspekte ab, die bei einer Renaturierung auftreten können. Jeder dieser Bäche hat eine andere Lage, andere Voraussetzungen, und es wurde auf andere Methoden und Ziele Wert gelegt. Des weiteren lassen sich die Bäche in Schwierigkeitsstufen einteilen, die beim Renaturierungseingriff unvermeidlich sind. Begonnen wird mit dem Idealfall, bei dem die wenigsten Probleme auftraten.

5.2.1 Wolfsbach

Der Wolfsbach fließt durch die Gemarkung Wolterdingen. Der Wolfsbach wurde im Jahr 2008 abschnittsweise renaturiert. Hierbei greife ich auf die bestehende Literatur zurück, um den Ablauf und die Besonderheiten zu erläutern.

5.2.1.1 Besonderheiten

Der Bach fließt außerhalb des Ortes durch Felder, Wiesen und Äcker. Eine Besonderheit dieser Gegend sind die seltenen Feuchtwiesen und deren ursprünglicher, sehr artenreicher Bewuchs. Durch die Folgen einer früheren Begradigung drohten diese Feuchtwiesen auszutrocknen und die typischen Arten auszusterben.

Um die Feuchtwiesen als solche zu erhalten, kann für den bewirtschaftenden Landwirt ein Zuschuss gewährt werden, der den Verdienstausschlag abmildern soll. Für den Erhalt der Feuchtwiesen als solche ist es wichtig, dass die Böden genug Wasser zur Verfügung haben. Durch natürliche Mäandrierungen und Seitenarme eines Gewässers dringt viel Feuchtigkeit in die umliegenden Böden. Also musste dafür gesorgt werden, dass die Begradigung rückgängig gemacht wird.

Fallstudie Bachrenaturierung



Abb. 7: Lageplan und Luftbild des begradigten Verlaufs des Wolfsbachs vor dem Renaturierungseingriff. Aus GIS exportiert am 23.12.2010.

Da das Gewässer außerorts liegt, ist es meist einfacher, das benötigte Land zu erhalten, und es kann anders geplant werden als im Siedlungsbereich. Der Wolfsbach wurde aufgeweitet, die ehemals steilen Ufer abgeflacht, und der Raum für Mäandrierungen geschaffen.



Abb. 8: Im obigen Bildpaar sieht man eine traditionelle Feuchtwiese in der Blüte (links) nahe des Wolfsbachs und eine moderne Nutzwiese (rechts) auf der anderen Seite des Wolfsbachs. Beide Fotos entstanden am 15.06.2010.

An diesem Bach lässt sich sehr gut zeigen, dass auch ein Renaturierungseingriff an erster Stelle einen massiven Eingriff in das bestehende Ökosystem bedeutet. Das, was sich im Lauf der Jahre entwickelt hatte, wird zerstört, abgetragen und umgewälzt. Zwar wurde bei der Maßnahme darauf geachtet, besonders wertvolle Populationen zu schützen, doch eine Störung lässt sich nie vermeiden.

Der Lebensraum Fließgewässer hat aber einen besonderen Vorteil, was Renaturierungseingriffe betrifft: Auch unter völlig natürlichen Bedingungen ist das Ökosystem an ständige dynamische Prozesse angepasst, ja viele Organismen sind sogar in ihrem Überleben darauf angewiesen. Natürliche Umwälzungen entstehen zum Beispiel durch Hochwasser. Die meisten Tiere und Pflanzen sind an diese Dynamik angepasst. Das heißt, sie verlassen den Bachabschnitt und kehren nach einer Weile zurück, um sich neue Lebensräume zu erschließen. Ein Beispiel, das sogar die Notwendigkeit solcher Umwälzungen zeigt, ist der Eisvogel. Er baut seine Nisthöhlen

in Steilwänden wie Uferabbrüche. Viele Pflanzen brauchen zum Überleben Rohboden, der durch Anlandungen nach Hochwasser über den Wasserspiegel herausragt.

5.2.1.2 Heudruschverfahren

Was die Renaturierung des Wolfsbachs so besonders macht, ist die Verwendung des Heudruschverfahrens. Hierbei wird der Gewässerrandstreifen nicht durch Ansaat von Ammengräsern gesichert. Statt dessen wird die Rohbodenfläche mit regionalen Gräser- und Kräutersamen direkt eingesät. Diesen normalerweise konkurrenzschwachen Arten wird damit ein Lebensraum geschaffen.

Man gewinnt Samen, indem man das Heu benachbarter Wiesen wie Getreide drischt, um das Saatgut zu erhalten. Für den Wolfsbach wurden ausgewählte Feuchtwiesen in nächster Umgebung verwendet. Dadurch wird der natürliche Bestand eins zu eins wiedergegeben und der Erhalt der Feuchtwiesen in ihrem natürlichen und regionalen Artengefüge wird gewährleistet.

5.2.1.3 Konsequenzen

Bei der nach einem Jahr stattfindenden Inspektion schienen die Erfolge sehr gering. Nur sehr wenige Gräser waren gewachsen, die Fläche schien brachzuliegen. Erst im dritten Jahr nach der Renaturierung zeigten sich die eigentlichen Erfolge des Verfahrens.

Der Grund für die zeitliche Verzögerung des Wachstums liegt darin, dass viele krautige Pflanzen mehrere Jahre brauchen, bis sie zur Blüte kommen. Zuerst breitet sich das Wurzelwerk aus, zur Fortpflanzung, also auch zur Blüte kommt es erst, nachdem längere Zeit vergangen ist.



Abb. 9: Auf dem Plan der ENGELHARDT ÖKOLOGIE GmbH, die das Heudruschverfahren ausführte, sieht man die Gemarkung Wolterdingen am 04.06.2009. Es sind die Spenderflächen (gestrichelt) und die Begrünungsflächen (umrandet) für das Heudruschverfahren markiert.

Diese Ergebnisse zeigen, wie sinnvoll das Heudruschverfahren ist. Außerdem ist der große Vorteil die leichte Beschaffung des natürlichen Saatguts. Aus der Verwendung des Heudruschverfahrens muss allerdings abgeleitet werden, dass die Endbauabnahme erst zwei oder drei Jahre nach Beendigung des Projekts stattfinden darf.

Eigentlich hätte dieses Jahr ein weiterer Teil des Wolfsbachs renaturiert werden sollen. Als eigentumsrechtlich alles vorbereitet war, war allerdings der ideale Zeitraum vorbei. Um die Fischpopulation in einer sensiblen Phase nicht zu stören, wurde das Projekt auf das nächste Jahr verschoben.



Abb. 10: Bei meiner Begehung des Gewässers am 15.06.2010 hatte sich im Bereich der Heudrusch Aufbringung eine vielfältige Vegetation angesiedelt. Von links nach rechts: Schilf (*Phragmites communis*), Schwertlilie (*Iris pseudacorus*), Bachkratzdistel (*Cirsium rivulare*).

5.2.2. Brändbach

Der Brändbach in Bräunlingen fließt nahe der Stadt über die Marquardwiesen. Auch er wurde dieses Jahr, allerdings im Frühjahr, renaturiert.

5.2.2.1 Besonderheiten und Ziele

Die Besonderheit dieses Projekts ist es, dass die umliegenden Wiesen zusammen mit dem Bach eine Art Stadtpark bilden sollen. Auf Wunsch der Stadt soll ein Erholungsraum geschaffen werden.

Nun steht die Vorstellung einer ästhetischen Landschaftsarchitektur gelegentlich nicht im Einklang mit einer natürlichen, selbständigen Entwicklung des Gewässers, was die ganze Angelegenheit sehr brisante gestaltete und Fingerspitzengefühl von allen Seiten verlangte.

Außerdem wurden im Rahmen der Baumaßnahme zwei Brücken erneuert, was der Verkehrssicherheit dient, aber auch einen größeren Abflussquerschnitt des Gewässers herstellt. Neben dem Bach entstand ein Weg, der aus der neu erstellten Baustraße entwickelt wurde.

Ein weiterer Effekt, den die Renaturierung haben soll, ist die Schaffung von Retentionsflächen. Bräunlingen hat häufig Probleme mit sehr starken Hochwassern. Hierfür wurden nun weite Flächen neben dem Bach eingedeicht.

Außerdem sollte eine Durchwanderbarkeit für Fische und Kleinstlebewesen geschaffen werden. Zu diesem Zweck wurde das bestehende Wehr abgebaut.



Abb. 11: Lageplan und Luftbild des begradigten Verlaufs des Brändtbachs vor dem Renaturierungseingriff. Aus GIS exportiert am 23.12.2010.

Der völlig neu gestaltete Bachabschnitt wurde nach der Fertigstellung des neuen Bachbetts angeschlossen. Das bedeutet, dass das fließende Wasser den ehemals begradigten Flussabschnitt verlässt. Dies stellt eine sehr große Veränderung dar, denn der Flusslauf wird verlegt, und das bisherige Bachbett wird plötzlich zu einem stehenden Gewässer.

5.2.2.2 Elektrofischen

Für die Baumaßnahme musste die Fischpopulation entnommen werden, was durch Elektrofischen geschah. Kurz vor dem Umschluss des Gewässers vom begradigten in den renaturierten Flussabschnitt wurden kurze Stromstöße ins Wasser des begradigten Teils geleitet, sodass die Fische bewusstlos wurden und man sie leicht herausfischen konnte. Sie wurden mithilfe wasserbefüllter Wannen zu einem zwei Kilometer weiter stromaufwärts gelegenen Bachabschnitt transportiert und dort wieder freigelassen.

Zwar herrscht dort dann Konkurrenz zwischen den ursprünglichen und den eingesetzten Fischen um Lebensraum und Nahrung, doch nach und nach werden die überzähligen Individuen den neuen Lauf wieder besiedeln.

Man kann die Fische nicht in den frisch renaturierten Abschnitt setzen, da dort noch keine Nahrungspyramide vorhanden ist. Es müssen sich erst niedere Lebewesen und Pflanzen ansiedeln, von denen sich die Fische ernähren können.

Die elektrische Abfischung ist genehmigungspflichtig und darf nur von sachverständigen Personen im Auftrag der Behörden ausgeführt werden.

Mit dieser Methode können schätzungsweise 80% der Fische umgesiedelt werden. Im Falle des Brändtbachs können die verbleibenden Tiere nach unten abwandern, da der begradigte Bachabschnitt mit dem neuen Abschnitt im unteren Gewässerbereich verbunden bleibt.

5.2.3 Hausener Dorfbach

Der kleine Hausener Dorfbach zwischen Hüfingen und Hausen vor Wald fließt schnurgerade durch eine Rinne unter Büschen.

Der Lauf führt durch schmale Rinnen mit steilen Abfallkanten und über Stufen, was die Ausbreitung vieler Lebewesen der Fließgewässer verhindert. Der

Graben war ursprünglich zur Entwässerung der sumpfigen Wiesen gebaut worden. Neben dem Abschnitt, der in Bälde renaturiert werden soll, befindet sich das Schützenhaus der Schützengesellschaft 1554 Hüfingen e.V. Hier wurde am Ende der Freiluftschießbahnen ein großer Erdwall aufgeschüttet, der die Geschosse auffängt, damit diese nicht mit ihren Schwermetallen den Boden außerhalb der Schießanlage belasten⁶. Ein solcher Wall heißt Hochblende und stellt einen massiven Eingriff in die Natur, vor allem in das Landschaftsbild, dar.

Als Ausgleichsmaßnahme wird nun der oben genannte Bachabschnitt renaturiert. Dies ist ein Prinzip des Gebens und Nehmens. Bei unvermeidlichen Eingriffen in den Naturhaushalt durch bauliche und technische Maßnahmen fordert der Gesetzgeber einen angemessenen Ausgleich.

Das System der Bachrenaturierung als Ausgleichsmaßnahme wird häufig verwendet. Als Eingriffs-Ausgleichs-Bilanzierung großen Stils soll hier folgendes Beispiel genannt werden: Renaturierung der Müggelspree als Ausgleichsmaßnahme für das Güterverkehrszentrum Berlin Ost Freienbrink⁷.

Der Eingriff wird im Laufe des Jahres 2011 durchgeführt werden.



Abb. 12: Lageplan und Luftbild des begradigten Verlaufs des Hausener Dorfbachs, im Ist-Zustand. Aus GIS exportiert am 23.12.2010.

6 Diskussion und Ausblick

Dieser Bericht ist eine beschreibende, landschaftsökologische Betrachtung. Eine Renaturierung ist ein zu komplexer und vielschichtiger Vorgang, als dass man die Bedeutung in einem klassischen Versuchsaufbau darstellen könnte. Des Weiteren ist das Hauptziel dieser Arbeit die Bewusstseins-schaffung zum Thema Renaturierung. Auch dient jede Fallstudie in dem relativ neuen Gebiet der Renaturierung von ehemals beeinträchtigten Lebensräumen der Allgemeinheit: Aus Fehlern kann man lernen, und positive Beispiele vermeiden im Vorfeld Fehler.

Dieser Bericht entstand begleitend zum Renaturierungseingriff in Pfohren. Das heißt, er kann nur Geschehenes beschreiben und nicht Einfluss auf die Ausführung nehmen. Des Weiteren gibt es keinen Versuchsaufbau, der je nach Bedarf geändert werden kann. Am Beispiel Pfohren kann man besonders gut erkennen, dass jeder Renaturierung ein demokratischer Prozess vorausgehen muss, der sowohl die persönlich Betroffenen wie auch die Träger öffentlicher Belange in die Planung mit

einbezieht. Träger öffentlicher Belange sind alle Behörden, deren Zuständigkeitsbereich durch diese Maßnahme betroffen ist, zum Beispiel die Energieversorgung, wenn Leitungstrassen berührt werden. Die Betroffenen sollen verstehen und sich aktiv für das entscheiden, was bei ihnen passiert.

Die genannten Beispiele zeigen, dass ein Eingriff immer eine ökologische Verbesserung darstellt. Zwar kostet eine solche Maßnahme Geld und die Kraft der Beteiligten, doch sie lohnt sich immer.

Außerdem zeigt sich auch, dass die Aktionen den Möglichkeiten und Begebenheiten angepasst sein müssen, also nicht der optimale, aber immer der bestmögliche Weg gewählt wird. Meiner Meinung nach ist Renaturierung eine Methode, die sich in Zukunft immer stärker durchsetzen wird.

Als Weiterführung dieses Berichts könnte man das Kartenmaterial sichten und analysieren, die weitere Entwicklung der Bachabschnitte beobachten und die Auswirkungen der Eingriffe auf die umgebenden Ökosysteme feststellen. Dies war im Fall Entenbach noch nicht möglich, da noch nicht genug Zeit seit den Eingriffen vergangen ist.

Anschrift der Verfasserin:

Ayla Schröder
Zeppelinstraße 3
78166 Donaueschingen

Danksagung

Mein Dank gilt an erster Stelle Frau DOMDEY, ohne deren große Unterstützung dieser Bericht nie entstanden wäre. Des weiteren danke ich den Mitarbeitern des Umweltbüros Donaueschingen für ihre Hilfe und Herrn VETTER, dem Ortsvorsteher Pfohrens, für die Bereitstellung der Bilder und die Zeit, die er sich genommen hat. Außerdem danke ich Herrn MOSBACHER und Herrn WACHTER für die AG-Leitung und dem Verein der Freunde des Fürstenberg-Gymnasiums, der BÜRGERSTIFTUNG DONAUESCHINGEN und der SICK-STEGMANN GmbH für die finanzielle Unterstützung der AG.

Quellen/Literatur

- 1 www.gvv-donaueschingen.de/umweltbuero.html, 20.12.2010
- 2 http://www.uvm.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/1800/Hinweise_WHG_WG.pdf, 12.12.2010; §68a, Wassergesetz für B.-W.
- 3 http://nobelprize.org/nobel_prizes/medicine/laureates/1973/lorenz-autobio.html, 23.12.2010
- 4 http://www.lgs-vs2010.de/fileadmin/redakteure/Presse/2008-05-03_Suedwestpresse.pdf, 10.01.2011
- 5 MOWAT, FARLEY – „Ein Sommer mit Wölfen“, Rowolth Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1986, 2. Auflage März 2005
- 6 <http://www.sg1554.de/>, 20.12.2010
- 7 <http://www.ipg-potsdam.de/>, 20.12.2010

Rot- und Schwarzmilan im Schwarzwald-Baar-Kreis

Brutbestand und brutbiologische Daten

Von Hartmut Ebenhöf, Gabi Ebenhöf & Felix Zinke

Zusammenfassung

Die Brutverbreitung von Rot- und Schwarzmilan (*Milvus milvus* und *M. migrans*) im Schwarzwald-Baar-Kreis wird dargestellt. Die Erfassung erfolgte in den Jahren 2007 bis 2009 mit Schwerpunkt im Jahr 2008. Wir stellten insgesamt 140 Reviere des Rotmilans und 68 Reviere des Schwarzmilans fest (Abb. 1 und 2). Die großräumige Siedlungsdichte östlich des Schwarzwaldes (östlich 8° 20') betrug auf 1100 km² beim Rotmilan 11,4 Paare pro 100 km² und beim Schwarzmilan 6,2 Paare/100 km². Die höchste Siedlungsdichte erreichen beide Milanarten auf der Baar südlich von Villingen und Schwenningen in Höhenlagen zwischen 700 und 850 m NN mit 38 Paaren des Rotmilans und 28 Paaren des Schwarzmilans auf 140 km².

Eine Konzentration von Schwarzmilanen findet man entlang der Stillen Musel zwischen Bad Dürkheim und Donaueschingen. Hier siedelten in den letzten 12 Jahren mindestens sieben und bis zu 14 Paare des Schwarzmilans auf 2,5 Kilometer Länge, neben zwei bis vier Paaren des Rotmilans.

Die Erfassung des Bruterfolgs seit 1996 ergibt folgendes Bild: der Bruterfolg liegt beim Rotmilan zwischen 1,6 und 2,0 Junge pro erfolgreicher Brut, beim Schwarzmilan nur zwischen 1,4 und 1,7 (Tab. 3 und 4). Beide Milane haben hier eine geringere Nachwuchsrate als in anderen dicht besiedelten Teilen Deutschlands. Sie reicht offenbar aus, den Bestand zu halten. Wir stellen beim Schwarzmilan mehr Brutauffälle als beim Rotmilan fest.

Während der Schwarzmilan eher in Gehölzen und Baumgruppen der offenen Landschaft brütet, legt der Rotmilan seine Horste eher im Wald bzw. an Waldrändern an.

Red and Black Kite (Milvus milvus and M. migrans) in the municipal district Schwarzwald-Baar (Baden-Württemberg) – breeding distribution and some facts on their breeding biology

The breeding distribution of both kites in the municipal district Schwarzwald-Baar was assessed in the years 2007 to 2009, mainly in 2008. We recorded 140 pairs of Red Kites and 68 pairs of Black Kites in the investigated area (fig. 1 and 2). East of the Black Forest (east of 8° 20') the population density of Red Kites was found to be 11.4 pairs per 100 km² (126 pairs per 1100 km²) and that of the Black Kite to be 6.2 pairs per 100 km². Black Kites were not yet found in the Black Forest west of 8° 20' in the investigated area.

The breeding density of both Kites is highest in the centre of the region Baar south of Villingen and Schwenningen (altitudes between 700 and 850 m NN) with 38 pairs of Red Kites and 28 pairs of Black Kites in 140 km².

Rot- und Schwarzmilan

A concentration of breeding Black Kites is found along a little brook (Stille Musel) between Bad Dürkheim and Donaueschingen. At a distance of 2.5 kilometers we have found between 7 and 14 pairs of Black Kites and 2 to 4 pairs of Red Kites in the last 12 years. Their eyries were mainly situated in the poplars planted along a little brook.

Data to breeding success has been collected since 1996. Red Kites breeding successfully raised on average between 1.6 and 2.0 fledglings, Black Kites only 1.4 to 1.7 fledglings. These rates are lower than in most other parts of Germany with a high population density. It seems to be sufficient for a stable population, since it has not markedly changed in the last 10 to 20 years. We noticed more losses of broods in Black Kites than in Red Kites.

Black Kites have their eyries more often in small groups of trees and small woods, Red Kites more often at the edges of forests.

Einleitung

Bis in die 1980er Jahre war unser Wissen über den tatsächlichen Bestand an Milanen in Baden-Württemberg noch recht ungenau. Das zeigt sich daran, dass in HÖLZINGER (1987) der Gesamtbestand des Rotmilans mit 230 Paaren und der des Schwarzmilans mit 260 bis 280 Paaren für Baden-Württemberg angegeben wird. Nach einer landesweiten Erfassung im Jahr 2000 unter der Leitung von J. WALZ wird der Bestand von Baden-Württemberg folgendermaßen eingeschätzt: Rotmilan 1050 Paare, Schwarzmilan 750 Paare (WALZ 2000, HÖLZINGER et al. 2005).



Eine besonders dichte Besiedlung durch den Schwarzmilan befindet sich zwischen Bad Dürkheim und Donaueschingen in den Hybridpappeln entlang der Stillen Musel.

Eine kreisweite Erfassung aller Brutvögel unter der Leitung von H. GEHRING im Jahr 1987 erbrachte allein für den Schwarzwald-Baar-Kreis eine Bestandsabschätzung von 100 bis 120 Paaren des Rotmilans sowie von 70 bis 80 Paaren des Schwarzmilans (GEHRING 1991, GEHRING & ZINKE 2009). An dieser Bestandsabschätzung hat sich bis heute (2011) bei wesentlich genaueren Kenntnissen nichts geändert. Auch die Schließung der Hüfinger Mülldeponie – zeitweise ein Konzentrationsort für nicht brütende Rot- und Schwarzmilane – hatte (bisher noch) keinen negativen Einfluss auf die hohe Brutvogeldichte auf der Baar. Die großen Ansammlungen an Nichtbrütern an der Deponie, die wir Ende der 1990er Jahre beobachteten (EBENHÖH ET AL. 1997, WALZ 2001), hatten sich bereits vor der Schließung der Deponie stark reduziert.

Wir begannen 1995, uns mit der Bestandssituation von Rot- und Schwarzmilan auf der Baar zu befassen. Das Gebiet zwischen Villingen und Schwenningen im Norden und der Donau-Niederung zwischen Gutmadingen und Donaueschingen/Behla im Süden erwies sich dabei als ein Dichtezentrum für beide Milanarten innerhalb von Baden-Württemberg. Erste Ergebnisse wurden von uns bereits veröffentlicht (H. & G. EBENHÖH 2000). Unsere Befunde regten weitere Untersuchungen in unserem Raum an. J. WALZ (2001) ergänzte seine Studien an Milanen im Raum Leonberg durch intensive Beobachtungen auf der Baar bei Sumpfohren (Hüfingen). Auch die Universität Ulm startete 2008 ein Forschungsprojekt bei Sumpfohren an beiden Milanarten. Im Rahmen zweier Diplomarbeiten zur Untersuchung der Habitatnutzung wurden Rot- und Schwarzmilane mit Satellitensendern



Paar des Rotmilans im Brutgebiet (Fotos H. Gehring).

versehen (BÜCHLER 2008, RIEPL 2008). Zusätzlich wurden den Milanen Blutproben entnommen zur Untersuchung, ob sie als Überträger der Vogelgrippe in Frage kommen, was nicht der Fall war (Pressemitteilung der Universität Ulm vom 22.07.2009, www.uni-ulm.de/en/home2/press/pressemitteilung).

Die dichte Besiedlung der Baar durch den Rotmilan war auch ein wichtiges Argument für die Ausweisung von Vogelschutzgebieten nach EU-Richtlinie in unserem Raum.

Wie wir heute wissen, werden auch höhere Lagen des Schwarzwaldes (bis über 1000 m NN) – wenn auch in geringer Dichte – vom Rotmilan besiedelt, soweit genügend Offenland vorhanden ist (EBENHÖH et al. 2011).

Untersuchungsgebiet

Das Untersuchungsgebiet ist im Wesentlichen der Schwarzwald-Baar-Kreis sowie unmittelbar angrenzende Gebiete. Der zentrale Bereich, in welchem wir auch unsere Untersuchungen begannen, ist die Baar zwischen Villingen und Schwenningen im Norden und der Baar-Alb bzw. dem Donaubereich zwischen Gutmadingen und Donaueschingen im Süden. Dieses Gebiet ist charakterisiert durch offenes Land und kleinere und größere Waldstücke. Große Teile der landwirtschaftlich genutzten Flächen sind Grünland, die den Milanen gute Jagdmöglichkeiten bieten (vgl. EBENHÖH 2000, WALZ 2008). Die Baar-Hochmulde liegt zwischen 680 und 720 m NN. Tiefere Lagen befinden sich im Einzugsbereich des Neckars nördlich von Schwenningen. Die Tallagen des Neckars bei Deißlingen und der Eschach unterhalb Horgens liegen hier unter 600 m NN, während die umgebenden Hochflächen sich auf 680 bis 720 m erheben. Nach Westen hin steigt der Schwarzwald allmählich an, durchschnitten von den Tälern der Schiltach im Norden, der Brigach und der Breg in der Mitte und der Wutach im Süden. Die großen Waldgebiete zwischen Löffingen, Titisee-Neustadt und Villingen sind an den Rändern vom Rotmilan besiedelt und werden regelmäßig überflogen. Die kleinen und großen Waldgebiete im Untersuchungsgebiet sind fast ausschließlich Nadelwälder mit (zur Zeit noch) sehr geringem Laubholzanteil. Erst an den Hängen und auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb im Osten und Süden (Baar-Alb) wachsen ausgedehnte Buchenwälder. Von Bedeutung für die Horstanlage sind die Pappelreihen und Pappelgruppen auf der Riedbaar (Stille Musel, Sumpfohren) sowie kleine Waldstücke.

Material und Methode

Nach NORGALL (1995) lassen sich die Rotmilan-Reviere zur Zeit der Revierbesetzung bzw. vor Beginn der Brutzeit verhältnismäßig leicht auffinden. Die Altvögel zeigen dann auffälliges Flugverhalten über ihren Revierzentren. An Tagen mit hoher Flugaktivität kann so mit relativ wenig Zeitaufwand eine große Anzahl von Revieren festgestellt werden. Ergänzend dazu suchten wir während der Brutzeit nach weiteren Revieren, insbesondere zur Zeit der Futterflüge. Auch im weiteren Verlauf der Brutzeit sind Reviervögel oft eindeutig am Verhalten zu erkennen.

Ähnlich lassen sich auch Schwarzmilan-Reviere auffinden. Im Gegensatz zum Rotmilan sind die verteidigten Horstreviere oft sehr klein, und ihre Jagdflüge fin-

den in einem größeren Umkreis statt als beim Rotmilan (ORTLIEB 1998). Verstreut und einzeln brütende Schwarzmilane sind deshalb wesentlich schwieriger aufzufinden als Rotmilane. Wir versuchten daher, vor allem im Kernbereich unseres Untersuchungsgebietes, die Reviere durch Horstfunde oder durch Feststellung der flüggen Jungen zu bestätigen. Zu Beginn unserer Beobachtungen konzentrierten wir uns auf das Gebiet der Baar südlich von Villingen und Schwenningen. Ab 2003 dehnten wir nach und nach unsere Beobachtungen auf das ganze Kreisgebiet östlich des Schwarzwaldes und teilweise auch bis in den Schwarzwald hinein aus. Diese großräumige Erfassung erfolgte überwiegend durch F. ZINKE.

Während wir die zentralen Bereiche der Baar alljährlich kontrollierten, war uns dies in den Randbereichen nicht möglich. Für die Darstellung des gesamten Bestandes fassen wir daher drei Jahre zusammen (2007 bis 2009), wobei die umfangreichste Erfassung 2008 erfolgte.

Wegen der großen Fläche unseres Untersuchungsgebietes (>1000 km²) konnten nicht alle Reviere mehrfach im Laufe einer Brutzeit kontrolliert werden. Die Reviertreue (insbesondere beim Rotmilan, weniger beim Schwarzmilan) erlaubt es uns, bei bereits bekannten Revieren ein Revier als besetzt anzunehmen, wenn wir das Paar einmal mit Revier anzeigendem Verhalten feststellen konnten.

Die in Laubgehölzen im Offenland angelegten Horste (Pappelreihen) beider Milanarten sind vor dem Laubaustrieb leicht mit Spektiv aufzufinden und zu kontrollieren, ohne die Altvögel zu stören. Schwieriger ist es, die gern in Nadelgehölzen angelegten Horste zu ermitteln, zumal sie nicht immer in den Randbäumen angelegt sind. Horstkontrollen wurden im Laufe einer Brutsaison in der Regel nur wenige Male (ein- bis dreimal) durchgeführt. Sie erfolgten mit Spektiv, um möglichst keine Störungen beim Brutablauf zu verursachen. Wenn möglich kontrollierten wir die Bruten gegen Ende der Nestlingszeit, um den Bruterfolg festzustellen. Bei einigen Horsten war das nicht möglich, weil die Belaubung zu dicht war oder weil die Horste in Nadelbäumen von keiner Seite her einsehbar waren.

Die hier verwendeten Daten stammen überwiegend aus eigenen Beobachtungen. Folgende Personen haben uns ihre Daten von Milanbruten und Revieren zur Verfügung gestellt: R. & H. DANNERT, H. KAISER, C. & H. PELCHEN, H. SCHONHARDT und M. RIEPL.

Brutverbreitung, Gesamtbestand, Siedlungsdichte

Rotmilan

Auf der Fläche, die in Abb. 1 dargestellt ist, ermittelten wir von 2007 bis 2009 insgesamt 140 Reviere. In 36 Revieren war uns in diesem Zeitraum der Horst bekannt. Die Reviere mit Horstfund sind in Abbildung 1 gesondert gekennzeichnet (grüner Punkt).

Im Haupteerfassungsjahr 2008 wurden 96 Reviere bestätigt, weitere 14 Reviere kontrollierten wir 2007 und 2009. Bei den übrigen 30 Revieren, die nur einmal (2007 oder 2009) erfasst wurden, könnte es prinzipiell durch Umsiedlung zu einer Doppelerfassung von Paaren gekommen sein. Nach unserer Einschätzung betrifft das

Rot- und Schwarzmilan

Abb. 1

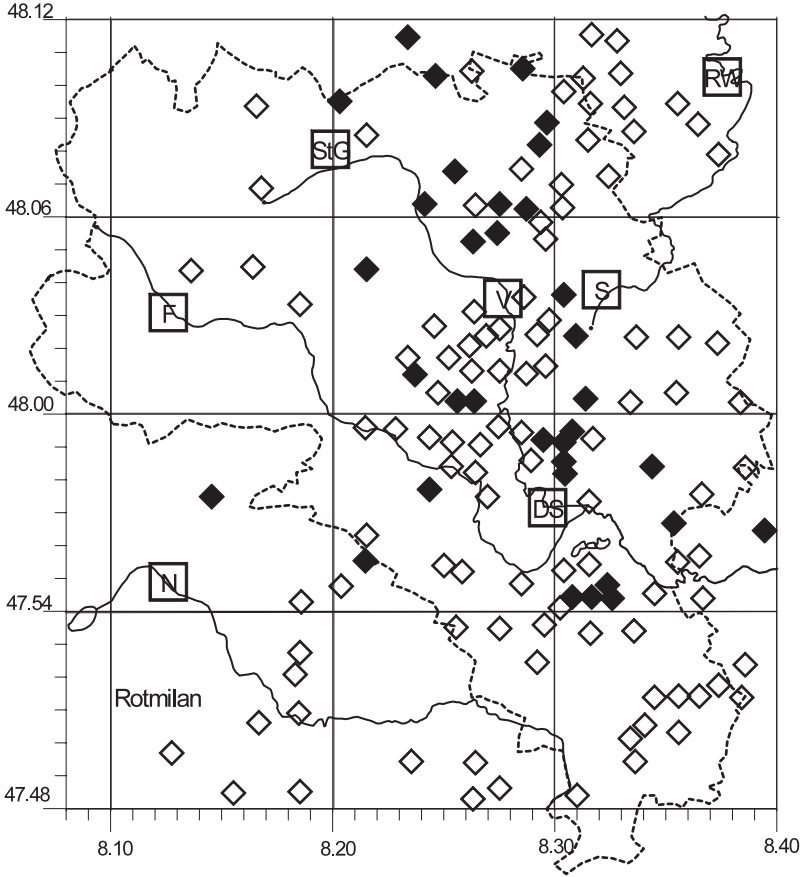


Abb. 1: Brutverbreitung des Rotmilans im Schwarzwald-Baar-Kreis 2007 bis 2009. Ausgefülltes Symbol: Revier mit Horstfund. Die Gitterlinien begrenzen die Topographischen Karten 1:25 000. Gestrichelte Linie: Kreisgrenze. Städte (von N nach S): RW Rottweil, StG St. Georgen, S Schwenningen, V Villingen, F Furtwangen, DS Donaueschingen,

höchstens acht Paare. Neue Revierfeststellungen im Jahr 2010 legen nahe, dass wir im Zeitraum 2007 bis 2009 eher Reviere übersehen haben. Der Erfassungsfehler dürfte nach unserer Einschätzung unter 10 % liegen.

Das Vorkommen des Rotmilans konzentriert sich auf die Bereiche der Baar südlich von Villingen und Schwenningen. Nach Westen, in den Schwarzwald hinein, nimmt die Dichte rasch ab.

Östlich von 8° 20', d. h. auf der Fläche, die von den Topographischen Kartenblättern TK 7816 und 7817 im Norden bis TK 8116 und 8117 im Süden abgedeckt wird, finden wir 126 Reviere auf 1100 km². Das entspricht einer großräumigen Siedlungsdichte von 11,4 Revieren/100 km². Die tatsächliche Dichte dürfte noch etwas darüber liegen, da wir Gebiete um Rottweil im Nordosten nicht mit erfasst haben.

Abb. 2

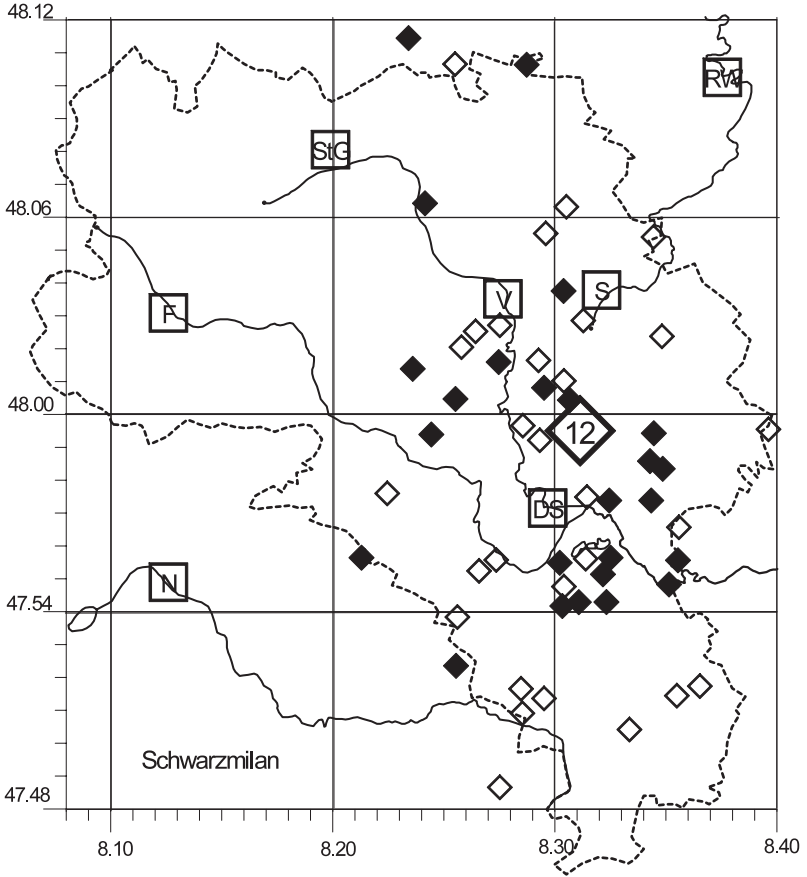


Abb. 2: Brutverbreitung des Schwarzmilans im Schwarzwald-Baar-Kreis 2007 bis 2009. Die große Raute fasst 12 Brutpaare auf engem Raum zusammen (Bereich Stille Musel). Darstellung wie Abb. 1.

Im zentralen Bereich, d. h. zwischen den Städten Villingen-Schwenningen und Donaueschingen, wird auf einer Fläche von knapp 140 km² mit 38 Revieren eine Siedlungsdichte von 27,1 Paaren/100 km² erreicht. Diese Siedlungsdichte liegt etwas über dem Wert, den WALZ (2008) angibt.

Schwarzmilan

In Abb. 2 sind die 68 Reviere dargestellt, die wir von 2007 bis 2009 im Untersuchungsgebiet fanden. Im Hauptefferfassungsjahr 2008 wurden 54 Reviere bestätigt. Von den übrigen 14 Revieren, die 2007 und/oder 2009 erfasst wurden, befanden sich die meisten in Randbereichen, die nicht alljährlich kontrolliert wurden. Von den 68 Revieren war uns in 39 Revieren der Horst bekannt. Beim Schwarzmilan kommt

es immer wieder vor, dass sich Paare nur wenige Tage an einem Ort aufhalten (und sogar kopulieren) und dann verschwinden. Diese Paare rechnen wir nicht zum Brutbestand.

Den Erfassungsfehler, vor allem durch übersehene Paare, schätzen wir wie beim Rotmilan auf 10 % (oder 6 bis 8 Paare).

Das Vorkommen des Schwarzmilans konzentriert sich weitgehend auf das Gebiet der Baar, also auf die Bereiche, die auch vom Rotmilan in größter Dichte besiedelt sind. Nördlich von Villingen und Schwenningen ist die Besiedlung durch den Schwarzmilan im Vergleich zum Rotmilan außerordentlich spärlich. Der Schwarzwald westlich von $8^{\circ} 20'$ wird (bis jetzt) noch nicht besiedelt.

Die großräumige Siedlungsdichte östlich von $8^{\circ} 20'$ liegt somit nur bei 6,2 Revieren/100 km². Im Zentrum des Vorkommens zwischen Villingen und Donaueschingen liegt die Siedlungsdichte allerdings bei 20 Revieren/100 km² (28 Reviere auf 140 km²) (vergleiche WALZ 2008).

Dichtezentrum Stille Musel

Eine besonders dichte Besiedlung durch den Schwarzmilan befindet sich zwischen Bad Dürkheim und Donaueschingen. Die Milane brüten hier überwiegend in den Hybridpappeln, die entlang der Stillen Musel angepflanzt sind und eine stattliche Größe erreicht haben, daneben in Pappeln, die in 50 bis 100 m Abstand parallel zur Stillen Musel stehen. (Zwei weitere Paare haben ihre Horste in einem kleinen Fichtengehölz östlich vom Ankenbuck-Gehöft.) Auf 2,5 km Länge siedelten hier in den letzten elf Jahren stets zwischen 8 und 14 Paaren zusammen mit zwei bis vier Rotmilanpaaren (Tab. 1; 2011 erstmals nur ein Paar Rotmilane). Außerdem brüten hier jedes Jahr mindestens zwei bis drei Paare Mäusebussarde. Dieses Gebiet ist in Abb. 3 dargestellt. Ausgewählt sind zwei Jahre, 2005 mit der bisher größten Anzahl von Brutvögeln und 2009 mit etwa durchschnittlicher Anzahl. Die Höchstzahl von 14 Paaren an der Stillen Musel hielt sich allerdings nur zwei Jahre.

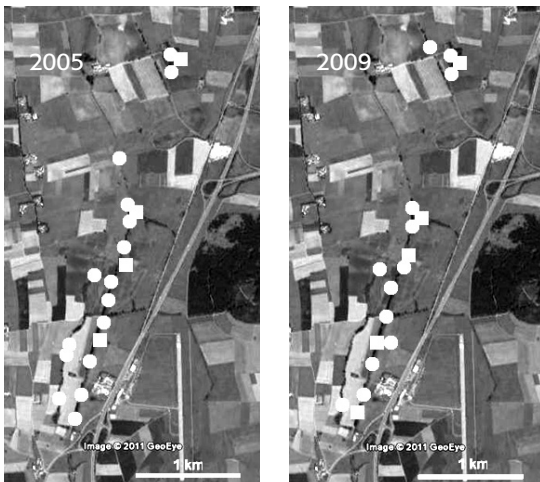


Abb. 3: Lage der Horste von Rot- und Schwarzmilan an der Stillen Musel in den Jahren 2005 und 2009; Kreis Schwarzmilan, Quadrat Rotmilan.

im Schwarzwald-Baar-Kreis

Jahr	Rotmilan		Schwarzmilan		Erfolg nicht festgestellt
	Anzahl Horstpaare	Anzahl Horstpaare	mit Bruterfolg	ohne Bruterfolg	
1999	3	8	6	1	1
2000	2	7			7
2001	3	8		1	7
2002	2	9	9		
2003	3	12	7	5	
2004	3	14	10	4	
2005	3	14	11	2	1
2006	3	11	7	4	
2007	3	11	3	4	4
2008	4	10	8	2	
2009	4	10	4	2	4
2010	2	9	7	2	
2011	1	8	7	1	

Tab. 1: Brut- bzw. Horstpaare an der Stillen Musel zwischen Ankenbuck und Weiherhof DS.

Nichtbrüter, Revierwechsel

Rotmilan

Der Anteil an Nichtbrütern unter den Revierpaaren des Rotmilans wird für den Raum Göttingen von NORGALL ET AL. (1995) mit 20 % angegeben (Mittelwert). Wir beobachten immer wieder Paare, die ein Revier halten, aber offensichtlich nicht brüten. Über den Anteil am Gesamtbestand bei uns können wir keine sichere Aussage machen. Es gab Fälle, bei denen wir Kopulation beobachteten, später aber keine Hinweise auf eine Brut hatten.

Bei Paaren, deren Horst wir aus dem Vorjahr kannten, beobachteten wir in rund 10 % aller Fälle, dass ein Paar (wieder) anwesend war, aber sehr wahrscheinlich nicht brütete. Der tatsächliche Anteil der Nichtbrüter dürfte aber deutlich höher liegen, da hierbei Paare nicht erfasst werden, die ein Revier neu besetzen, aber noch nicht brüten (AEBISCHER 2009). WALZ (2008) beschreibt einen solchen Fall in unserem Raum. Einzelfögel, die ein Revier hielten, beobachteten wir bis jetzt nur ausnahmsweise.

In den letzten fünf Jahren wurden rund vier von zehn Brutplätzen aufgegeben. Die Anzahl der verlassenen Brutreviere schwankt allerdings von Jahr zu Jahr stark, wie aus Tab. 2 hervorgeht. Über die Gründe für die Aufgabe eines Revieres können wir nur in einigen Fällen Vermutungen anstellen. Viermal könnte Holzeinschlag im Winter der Grund gewesen sein. (Dagegen errichtete ein Paar mindestens drei Jahre nacheinander einen neuen Horst, nachdem der alte entweder abgestürzt war oder die Bäume abgeholzt worden waren.) Bei zwei Paaren stürzte der Horst während der Brutzeit ab (Sturm). Eines dieser Paare war eine Neuansiedlung. Es verließ danach noch während der Brutzeit das Revier. In zwei weiteren Fällen könnte eine fehlgeschlagene Brut Auslöser für die Abwanderung gewesen sein.

Schwarzmilan

Beim Schwarzmilan registrierten wir einen ähnlich hohen Anteil an Revieraufgaben wie beim Rotmilan. In den letzten fünf Jahren wurden außerhalb der Stillen Musel 8 von 19 Brutplätzen aufgegeben (siehe Tab. 2; Zu- und Abwanderung an der Stillen Musel siehe Tab. 1). Andererseits waren einige Brutplätze unregelmäßig besetzt wie folgende Einzelbeispiele zeigen.

Beispiel Königsfeld, Hinterer Bühl:

Hier brütete der Schwarzmilan 1999, dann nach einer Pause wieder von 2004 bis 2006 und verschwand danach erneut (während der Rotmilan durchgehend seit 1996 anwesend war und nur einmal mit der Brut aussetzte).

Beispiel Pappelreihe Mittelmeß, Pfohren:

In 14 Jahren fand achtmal eine Brut statt. Der Brutplatz war unregelmäßig besetzt, spätestens nach zwei Bruten hintereinander wurde er für ein Jahr, einmal für zwei Jahre wieder verlassen.

An 8 von 44 Brutplätzen wurde, als wir sie gefunden hatten, nur einmal gebrütet. Beim Rotmilan war das an 6 von 57 Brutplätzen der Fall. Langjährig besetzte Brutplätze des Schwarzmilans registrierten wir am Unterhölzer Weiher, in den Pappeln bei Sumpfohren sowie im Bereich Ankenbuck/Stille Musel.

Eine unerwartete Häufung von Milanen ermittelten wir 2010 südlich der Stadt Villingen. In einem knapp 650 m langen Waldstreifen stellten wir drei Brutpaare des Rotmilans fest sowie drei Horstpaare des Schwarzmilans (ein Paar erfolgreich, ein Paar mit Brutverlust und ein Paar mit Horst ohne Brut). In den vorausgegangenen Jahren hatten wir höchstens je zwei Paare registriert. Ein viertes Rotmilanpaar nistete 650 m entfernt in einer Waldinsel. Zugleich waren im Umkreis von 3 km zwei

Jahr	Rotmilan		Schwarzmilan	
	Anz. kontrollierter Brutplätze	davon nicht wieder besetzt	Anz. kontrollierter Brutplätze	davon nicht wieder besetzt
2001	11	1	-	-
2002	13	4	5	1
2003	15	0	7	1
2004	18	1	8	0
2005	21	1	8	3
2006	27	1	17	4
2007	33	6	19	7
2008	27	5	7	2
2009	24	0	14	3
2010	24	6	24	5
2011	24	5	28	5

Tab. 2: Anzahl der nicht wieder besetzten Brutplätze (Spalte 3 und 5) in Bezug zu den Brutplätzen, die aus dem Vorjahr bekannt waren und wieder kontrolliert wurden (Spalte 2 und 4).

Rotmilan-Reviere des Vorjahres nicht wieder besetzt. Die vier Rotmilan-Paare waren auch 2011 wieder erfolgreich, daneben drei Schwarzmilan-Paare in denselben beiden Waldstücken.

Bruterfolg

In Tab. 3 und 4 sind die Brutergebnisse von Rot- und Schwarzmilan dargestellt, jeweils in drei Fünf-Jahres-Abschnitten zusammengefasst. Leider war es uns nicht möglich, in allen Jahren möglichst viele Bruten so zu kontrollieren, dass wir den Bruterfolg feststellen konnten. Im ersten Fünf-Jahres-Abschnitt haben wir wesentlich weniger Daten als in den folgenden Zeitabschnitten. Zum einen kannten wir noch nicht so viele Horste wie später, zum anderen kontrollierten wir die Horste noch nicht so konsequent wie im letzten Fünf-Jahres-Abschnitt. Einen wesentlichen Teil der Horste ermittelten wir anfangs in der fortgeschrittenen Brutzeit, das relativiert die geringe Anzahl von Misserfolgsbruten beim Schwarzmilan im ersten Fünf-Jahres-Abschnitt. Beim Schwarzmilan sind in der Spalte „ohne Bruterfolg“ auch die

Zeitspanne	erfolgreiche Bruten	Anzahl Bruten mit festgestellter Jungenzahl				
		1	>=1	2	>=2	3
1996-2000	42	5	5	26	1	3
2001-2005	74	16	10	32	1	10
2006-2010	106	45	8	43	1	8

Zeitspanne	Ø Jungenzahl pro erfolgreicher Brut	Bruten ohne Erfolg	
1996-2000	1,90-2,05	6 (= 12,5 %)	Tab. 3: Bruterfolg und Jungenzahl beim Rotmilan in drei Zeitabschnitten.
2001-2005	1,77-1,93	5 (= 6 %)	
2006-2010	1,57-1,66	15 (= 12 %)	

Zeitspanne	erfolgreiche Bruten	Anzahl Bruten mit festgestellter Jungenzahl				
		1	>=1	2	>=2	3
1996-2000	39	13	11	8	1	1
2001-2005	77	27	9	32	1	8
2006-2010	79	40	11	28	0	0

Zeitspanne	Ø Jungenzahl pro erfolgreicher Brut	Bruten ohne Erfolg	
1996-2000	1,32-1,77	3 (= 7 %)	Tab. 4: Bruterfolg und Jungenzahl beim Schwarzmilan in drei Zeitabschnitten.
2001-2005	1,64-1,77	16 (= 17 %)	
2006-2010	1,35-1,49	39 (= 33 %)	

Paare eingeschlossen, die zwar einen Horst besetzt hatten und teilweise bis gegen Ende der Brutzeit anwesend waren, aber keine Jungen hervorbrachten.

Eine Brut werten wir als erfolgreich, wenn wir die ausgewachsenen Jungen sehen konnten (ein bis zwei Wochen vor dem Ästlingsstadium bzw. im Ästlingsstadium). Trotz aller Sorgfalt beim Beobachten ließ sich nicht bei allen Horsten die Jungenzahl sicher feststellen. Wir notierten dann „mindestens ein Junges“ oder „mindestens zwei Junge“. Bei der durchschnittlichen Jungenzahl ergibt sich daher eine Spannbreite. Der niedrigere Wert ist ein Mindestwert, der höhere Wert ergibt sich, wenn man die mögliche größere Jungenzahl berücksichtigt. Viererbruten fanden wir niemals. Von 2006 bis 2010 stellten wir beim Schwarzmilan auch keine Dreierbruten mehr fest. Erst 2011 gab es wieder Dreierbruten.

Einige Horste fanden wir Ende Juni leer vor, aber mit Kotspritzern. Wenn wir keine Jungen und keine Altvögel in der Nähe feststellen konnten, zu einer Zeit, in der unseres Erachtens die Jungen noch hätten da sein müssen, mussten wir offen lassen, ob die Brut überhaupt erfolgreich war.

Der letzte Fünf-Jahres-Abschnitt enthält drei Jahre mit schlechtem Bruterfolg. 2006 registrierten wir die höchste Anzahl von Brutausfällen, nämlich 9 von 30 beim Rotmilan und 13 von 30 beim Schwarzmilan. Wir führen das auf anhaltende Regenfälle bei kalten Temperaturen ab 31. Mai zurück. Im Jahr 2007 konnten die Wiesen wegen häufiger Niederschläge ohne längere Trockenperiode erst sehr spät gemäht werden. Im hohen Gras waren die Mäuse als Hauptbeute für Turmfalken, Mäusebussarde und Milane nur schwer zu erreichen. Im Februar und März 2009 schließlich setzte ein Wechsel von Frost und Tauwetter dem Mäusebestand in ganz Baden-Württemberg stark zu, was wiederum zu einem schlechten Brutergebnis führte. In diesen drei Jahren überwogen bei den erfolgreichen Bruten die Bruten mit nur einem Jungvogel.

Horststandorte, Horstbaumarten

Die von ORTLIEB (1995; 1998) beschriebenen Möglichkeiten der Horstanlagen treffen auch für unseren Raum zu.

Rot- und Schwarzmilan nutzen gelegentlich nacheinander denselben Horst, d. h., ihre Horstanlagen unterscheiden sich nicht prinzipiell. Lediglich in der Bevorzugung bestimmter Landschaftsstrukturen und Standorte kann man gewisse Unterschiede erkennen. Rotmilane suchen in deutlich stärkerem Maße Wälder bzw. Waldränder zur Horstanlage auf als Schwarzmilane, die ihre Horste eher in kleinen Gehölzen und Baumgruppen des offenen Landes anlegen. Fast Dreiviertel aller Rotmilanhorste (73 %) findet man bei uns im Wald (Randbereich und Inneres), während es beim Schwarzmilan nur 43 % sind, wenn man beim Vergleich den Bereich Stille Musel außer Acht läßt (siehe Tab. 5). Bezieht man beim Vergleich den Konzentrationspunkt Stille Musel mit ein, ist es nur ein Viertel aller Schwarzmilanbruten, die im Wald stattfinden.

Horste im Wald werden überwiegend am Waldrand oder am Rand von Lichtungen angelegt, nur selten 50 m bis maximal 100 m vom Waldrand entfernt. Unsere Wälder sind Nadelwälder mit (zur Zeit noch) sehr geringem Laubholzanteil.

im Schwarzwald-Baar-Kreis

Horststandort	Rotmilan	Schwarzmilan
Wald: Randbereich, Lichtungen	155	76
Wald: im Innern 50 - 100 m vom Rand	44	7
Park; Gehölze < 2 ha	18	35
Gehölzstreifen, Baumreihen	36	28
Baumgruppen 3 bis 10 Bäume	15	22
Einzelbäume einschließlich Gittermasten	4	26
Bereich Stille Musel: Pappelreihen	40	94
Bereich Stille Musel: Einzelbäume	3	37

Tab. 5: Horststandorte von Rot- und Schwarzmilan im Vergleich. Daten von 1996 bis 2011. Mehrfachnutzung desselben Horstes wird mehrfach gezählt. Der Bereich Stille Musel wird in der Tabelle gesondert aufgeführt, weil ein großer Teil der Schwarzmilan-Bruten dort gefunden wurde.

Dementsprechend finden (außerhalb der Stillen Musel) Dreiviertel aller Rotmilan-Bruten in Fichten oder Tannen statt, beim Schwarzmilan gut die Hälfte (siehe Tab. 6).

Die Rotbuche spielt keine nennenswerte Rolle, da entsprechende Wälder fehlen. Für den Rotmilan ist sie in den Buchenwäldern der Schwäbischen Alb bevorzugter Horstbaum (W. GATTER mündl. Mitt.). Nach HÖLZINGER (1987) sind in Baden-

Baumart	Rotmilan	Schwarzmilan
Fichte	127	88
Weißtanne	84	17
Kiefer	9	8
Pappel	34	47
Birke	1	9
Weide	1	11
Esche	1	3
Eiche	7	2
Linde	1	2
Rotbuche	7	0
„Gittermast“	0	7
Stille Musel:		
Pappel	43	137
Birke	0	2
Esche	0	1

Tab. 6: Nutzung der Horstbäume. Daten von 1996 bis 2011. Mehrfachnutzung desselben Horstes wird mehrfach gezählt. Der Bereich Stille Musel wird in der Tabelle gesondert aufgeführt, weil ein großer Teil der Schwarzmilan-Bruten dort gefunden wurde.

Württemberg Rotbuche und Eiche die dominierenden Baumarten für ihn. Am Rand der Schwäbischen Alb fanden wir einmal eine Rotmilanbrut in der einzigen Fichte im Buchenwald am Hang.

Die Weißtanne steht beim Schwarzmilan als Horstbaum zwar an dritter Stelle, spielt aber eine weit geringere Rolle als beim Rotmilan. Gelegentlich findet man Schwarzmilanhorste in exponierter Lage im Wipfel einer Fichte oder Tanne. Beim Rotmilan ist das die Ausnahme. Knapp ein Viertel aller Horste legt der Schwarzmilan in Pappeln an (vor allem Hybridpappeln), der Rotmilan statistisch gesehen nur halb so oft (12,5 % – wiederum ohne die Bruten an der Stillen Musel einzubeziehen).

Beim Rotmilan betrug die längste Nutzung eines Horstes 12 Jahre (in einer Tanne), danach erfolgte ein Wechsel. Am zweitlängsten, nämlich acht Jahre, war ein Pappelhorst an der Stillen Musel besetzt, ehe er für ein Jahr (2010) unbesetzt blieb. Ebenfalls seit acht Jahren

ist uns ein Buchenhorst bekannt, der allerdings einmal nicht kontrolliert wurde. Jeweils dreimal gab es sechsjährige und fünfjährige Nutzung eines Horstes.

Ein Schwarzmilanhorst wurde acht Jahre, ein anderer sieben Jahre lang benutzt. In beiden Fällen befanden sich die Horste in hohen einzeln stehenden Schwarzpappeln im Bereich Stille Musel. Sechsjährige Nutzung eines Horstes fanden wir fünfmal und fünfjährige Nutzung dreimal.

Brutnachbarschaft von Rot- und Schwarzmilan, wie sie aus vielen Bereichen beschrieben wird, ist nicht ungewöhnlich. Es finden zwar gelegentlich Auseinandersetzungen zwischen beiden Milanarten in Horstnähe statt. Eine aktive Vertreibung des Rotmilans vom Horst durch den später eintreffenden Schwarzmilan (ORTLIEB 1998) haben wir noch nicht beobachtet.

Diskussion

Nach WALZ (2000) hat der Rotmilan im Baar-Wutach-Gebiet mit 11 Paaren pro 100 km² die in Baden-Württemberg höchste großräumige Siedlungsdichte. Der gute Bestand setzt sich nach eigenen Feststellungen (ZINKE) sowohl nach Südwesten (Wutachgebiet, Schweiz) als auch nach Osten (Schwäbische Alb) fort. Ähnlich hohe Dichten wie im Zentrum der Baar werden offenbar auch in Teilen der Schwäbischen Alb erreicht (um 20 Paare/100 km², W. GATTER mündl. Mitt.).

BÜCHLER (2011) hat dargelegt, dass die kleinbäuerliche Struktur mit der Grünfütterwirtschaft (regelmäßige Wiesenmahd) während der Jungenaufzucht die hohe Siedlungsdichte des Rotmilans in den zentralen Bereichen der Baar (27 Paare pro 100 km²) ermöglicht.

HÖLZINGER ET AL. (2005) geben für Baden-Württemberg bei beiden Milanarten einen positiven Bestandstrend an, d. h. seit 1980 eine Zunahme um 20–50 %. Die Zunahme dürfte vor allem in anderen Landesteilen stattgefunden haben. So hat z. B. der Bestand des Rotmilans am Bodensee in den letzten Jahren stark zugenommen (S. SCHUSTER mündl. Mitt.), was mit Arealausweitungen im Allgäu einher geht (WALTER 2007). Bestandsschätzungen für beide Milanarten in unserem Kreisgebiet ergaben 1987 und 2007 fast unveränderte Werte (GEHRING & ZINKE 2009). Auch das Gesamtbild der Brutverbreitung im letzten Jahrzehnt ist – trotz der immer wieder zu beobachtenden Revieraufgaben und Neuansiedlungen – gleich geblieben.

GELPKE & STÜBING (2009) fanden beim Rotmilan 12 unverpaarte Reviervögel unter 75 Revieren in Nordhessen. Wir glauben nicht, dass wir eine ähnlich hohe Rate unverpaarter Reviervögel haben, da wir bis jetzt nur einmal eine solche Feststellung gemacht haben.

Der Schwarzmilan hat im Bodenseegebiet großräumig weit höhere Dichten als bei uns, durchschnittlich 28 Brutpaare/100 km² (HEINE ET AL. 1998/99). Dennoch ist die Konzentration an der Stillen Musel abseits größerer Gewässer bemerkenswert, wengleich nicht ungewöhnlich (ORTLIEB 1998). Die in wenigen Kilometern Abstand liegenden Riedseen bei Hüfingen spielen nach unseren Beobachtungen für ihre Ernährung keine nennenswerte Rolle. Die Schließung der Mülldeponie Hüfingen im Mai 2005 hatte bis jetzt (2011) keinen Rückgang der Brutpopulation zur Folge.

Es sieht so aus, als ob der Schwarzmilan zwischen 800 und 900 m NN seine Höhengrenze erreicht hat, während der Rotmilan im Schwarzwald über 1000 m NN brütet (EBENHÖH ET AL. 2011).

Der Schwarzmilan hat in unserem Raum einen deutlich geringeren Fortpflanzungserfolg als der Rotmilan. Nicht nur seine mittlere Brutgröße (mittlere Anzahl ausgeflogener Jungvögel pro erfolgreicher Brut) ist kleiner, auch der Anteil der Bruten ohne Erfolg ist zumindest in den letzten zehn Jahren deutlich höher (Tab. 3 und 4). ORTLIEB (1998) listet beim Schwarzmilan die Brutgrößen aus verschiedenen Gebieten Deutschlands auf. Die Werte liegen fast ausschließlich über 2,0, während wir höchstens auf eine durchschnittliche Brutgröße von 1,7 kommen. MAMMEN & STUBBE (2005) führen zusammengefasste Daten von 1987 bis 2002 auf mit Werten zwischen 2,04 und 2,46 in verschiedenen Zeitabschnitten. Im selben Zeitraum liegt nach ihren Daten der Anteil erfolgloser Bruten bei 19 %. Nach ORTLIEB (1998) lag die Erfolgsquote im Havel (nördliches Harzvorland) bei 72 %. Offenbar ist eine relativ hohe Verlustrate, wie wir sie beim Schwarzmilan haben, nicht ungewöhnlich (siehe Tab. 4). WINK (2010) stellt in Oberbayern ähnlich niedrige Werte der Brutgröße wie wir fest (1,4 zwischen 2001 und 2005 und 1,8 zwischen 2006 und 2010).

Beim Rotmilan fanden wir in der Zeit von 1996 bis 2005 eine mittlere Brutgröße von knapp 2,0, im letzten Fünf-Jahres-Abschnitt nur noch von 1,6 (Tab. 3). Unsere Werte liegen auch hier niedriger als die Werte von MAMMEN & STUBBE (2005). Sie geben mittlere Brutgrößen zwischen 2,09 und 2,3 an, allerdings bei einem Anteil erfolgloser Bruten von 21 %. Dieser Anteil liegt deutlich höher als bei uns. Nur im Jahr 2006 hatten wir witterungsbedingt hohe Brutauffälle, 9 von 30 Bruten beim Rotmilan und 13 von 30 Bruten beim Schwarzmilan. Im Jahr 2010 registrierten wir bei 25 Bruten des Rotmilans keinen einzigen Ausfall, im Jahr 2011 nur einen Verlust bei 25 Bruten.

Die von ORTLIEB (1995) angegebenen Werte der mittleren Brutgröße beim Rotmilan liegen, außer denen aus Wales GB, alle über 2,0. Schlechtere Werte als wir sie haben kommen aus Oberbayern (WINK 2010). Im Zeitabschnitt von 2001 bis 2005 lag die Brutgröße dort bei etwa 1,6, im darauf folgenden Fünf-Jahres-Abschnitt nur noch bei rund 1,3. In diesem Gebiet, in welchem der Rotmilan derzeit sein Brutareal erweitert und eine weit geringere Siedlungsdichte als bei uns hat, ist sein Bruterefolg schlechter als der des Schwarzmilans, also gerade umgekehrt als bei uns.

Den niedrigen Fortpflanzungserfolg beider Milane in den letzten fünf Jahren führen wir auf drei witterungsbedingt ungünstige Jahre zurück (siehe oben). Die im Vergleich zu anderen Regionen Deutschlands geringere durchschnittliche Anzahl ausgeflogener Jungvögel pro Brut ist offenbar ausreichend, um den Bestand zu halten.

Danksagung

HELMUT GEHRING erstellte für uns die Abb. 3 (Stille Musel) und gab uns nützliche Hinweise für die Darstellung der Brutverbreitung (Abb. 1 und 2). THOMAS SCHALK half uns bei der englischen Zusammenfassung. Beiden danken wir ganz herzlich für ihre Hilfe.

Anschriften der Verfasser:

Dr. Hartmut und Gabi Ebenhöf
Kirnacher Höhe 7 · 78089 Unterkirnach

Felix Zinke · Blauenweg 7
78050 Villingen-Schwenningen

Literatur

- AEBISCHER, A. (2009): Der Rotmilan. Haupt-Verlag, Bern, Stuttgart, Wien.
- BÜCHLER, B. (2008): Aktionsräume und Habitatnutzung von benachbarten Rotmilanen mit Bezug auf die Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Flächen auf der Baar, Baden-Württemberg. Diplomarbeit Institut für Experimentelle Ökologie. Universität Ulm.
- BÜCHLER, B. (2011): Aktionsräume und Habitatnutzung von Rotmilanen auf der Baar. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 54: 133–144.
- EBENHÖH, G. & H., H. KAISER, C. & H. PELCHEN, R. SCHÜTT (1997): Große Schlafplatzgemeinschaft von Schwarzmilanen (*Milvus migrans*) auf der Baar. Ornithol. Jh. Bad.-Württ. 13: 183–189.
- EBENHÖH, H. & G. EBENHÖH (2000): Rot- und Schwarzmilan auf der Baar. Ergebnisse einer Brutbestandserfassung. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 43: 153–161.
- EBENHÖH, H., G. EBENHÖH & F. ZINKE (2011): Der Rotmilan (*Milvus milvus*) im Schwarzwald – ein Beitrag zur Höhenverbreitung. Naturschutz am südlichen Oberrhein 6: 53–58.
- GEHRING, H. (1991): Quantitative Brutvogelerfassung im Schwarzwald-Baar-Kreis 1987. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 37: 77–112.
- GEHRING, H. & F. ZINKE (2009): Die Brutvögel im Schwarzwald-Baar-Kreis – Bestand und Entwicklung. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 52: 95–114.
- GELPKE, C. & S. STÜBING (2009): Brutbestand und Reproduktion des Rotmilans (*Milvus milvus*) auf einer Untersuchungsfläche von 900 km² in Nordhessen 2007 unter Berücksichtigung der Landnutzung. Informationsdienst Naturschutz Niedersachsen 29 (3/2009): 168–175.
- HEINE, G., H. JACOBY, H. LEUZINGER & H. STARK (1998/99): Die Vögel des Bodenseegebietes. Ornithol. Jh. Bad.-Württ. 14/15.
- HÖLZINGER, J. (1987): Die Vögel Baden-Württembergs. Bd. 1.2: Gefährdung und Schutz. – Stuttgart (Ulmer).
- HÖLZINGER, J., H.-G. BAUER, M. BOSCHERT & U. MAHLER (2005): Artenliste der Vögel Baden-Württembergs. Orn. Jh. Bad.-Württ. 22, Heft 1.
- MAMMEN, U. & M. STUBBE (2005): Zur Lage der Greifvögel und Eulen in Deutschland 1999–2002. Vogelwelt 126: 53–65.
- NORGALL, A., D. PORSTENDÖRFER & D. TRZECIOK (1995): Territoriale Saison-Population, Populationsentwicklung und lokale Dichte-Unterschiede beim Rotmilan (*Milvus milvus*) im Raum Göttingen/Südniedersachsen. Vogel und Umwelt 8, Sonderheft Rotmilan: 67–78.
- NORGALL, A. (1995): Revierkartierung als zielorientierte Methodik zur Erfassung der „Territorialen Saison-Population“ beim Rotmilan (*Milvus milvus*). Vogel und Umwelt 8, Sonderheft Rotmilan: 147–164.
- ORTLIEB, R. (1995): Der Rotmilan. Die Neue Brehm-Bücherei Bd. 532. Westarp Wissenschaften, Magdeburg.
- ORTLIEB, R. (1998): Der Schwarzmilan. Die Neue Brehm-Bücherei Bd. 100. Westarp Wissenschaften, Magdeburg.
- RIEPL, M. (2008): Aktionsraum und Habitatnutzung von Rot- und Schwarzmilanen auf der Baar, Baden-Württemberg. Diplomarbeit Institut für Experimentelle Ökologie. Universität Ulm.
- WALTER, D. (2007): Anmerkungen zur südlichen Verbreitungsgrenze des Rotmilans *Milvus milvus* und einer Brut bei 911 m NN im Allgäu (Schwaben, Bayern). Ornithol. Anz. 46: 134–135.
- WALZ, J. (2000): Revierbestand, Siedlungsdichte und Bestandsentwicklung von Rot- und Schwarzmilan (*Milvus milvus*, *Milvus migrans*) in Baden-Württemberg. Ornithol. Jh. Bad.-Württ. 16: 189–201.
- WALZ, J. (2001): Bestand, Ökologie des Nahrungserwerbs und Interaktionen von Rot- und Schwarzmilan 1996–1999 in verschiedenen Landschaften mit unterschiedlicher Milandichte: Obere Gäue, Baar und Bodensee. Ornithol. Jh. Bad.-Württ. 17: 1–212.
- WALZ, J. (2008): Aktionsraumnutzung und Territorialverhalten von Rot- und Schwarzmilanpaaren (*Milvus milvus*, *M. migrans*) bei Neuansiedlungen in Horstnähe. Ornithol. Jh. Bad.-Württ. 24: 21–38.
- WINK, U. (2010): Rotmilan *Milvus milvus* und Schwarzmilan *M. migrans* zwischen Ammer und Lech. Bestandsentwicklung und Brutbiologie. Ornithol. Anz. 49: 174–192.

Die glaziomorphologische Sonderstellung des Mittleren Schwarzwalds im Jungpleistozän

Von Willi Paul † & Karin Schinke

Unter dem Motto „unsere Heimat verstehen“ veröffentlichen wir hier einen älteren Beitrag unseres hoch geschätzten und leider verstorbenen Vereinsmitglieds Willi Paul.

Zusammenfassung

Die Landschaftsformen auf der Ostabdachung des Mittleren Schwarzwalds sind als gletschereis- und firnschneebürtige Erscheinungen anzusehen, die im Hinblick auf ihren Erhaltungszustand präwürmzeitlichen Vereisungen zuzuordnen sind. Für die Würm-Kaltzeit werden periglaziale Verhältnisse angenommen.

Erhaltene präwürmzeitliche Landschaftsformen

Aus einer Veröffentlichung von PFANNENSTIEL & PAUL (1948) geht hervor, dass die jüngstvergangene Würm-Kaltzeit nur bescheidene glaziale Spuren im Mittleren Schwarzwald hinterlassen hat und selbst das nur in den Hochlagen. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, dass während der Würm-Kaltzeit keine zusammenhängende Vereisung vorhanden, sondern periglaziale Verhältnisse vorherrschend waren. Diese Erkenntnisse machen den Weg frei für die Erforschung *präwürmzeitlicher* Vereisungen, deren Spuren in mannigfacher Weise zu finden sind, denn sie wurden nicht zerstört, sondern sind erhalten geblieben, wenn auch in modifizierter Form. Man erlebt mit dieser Sicht den Mittleren Schwarzwald auf Schritt und Tritt als ein Gebilde, aus dem sich die ursprüngliche glaziale präwürmzeitliche Landschaft wiederherstellen lässt. Die Landschaft besaß nach dem Schwinden der jüngsten präwürmzeitlichen Vereisung das ganze glaziale Inventar wie Flankentäler, Hängemündungen, Firnfluren, Kare, Trogtäler und Trogschultern. Auch Moränen am Rande des Mittleren Schwarzwalds zählen dazu.

Die relativ gute Bodenbeschaffenheit im Mittleren Schwarzwald ist auffallend. Sie ermöglicht bis in hohe Lagen einen einträglichen Ackerbau, ja sogar Hackfruchtanbau. Die oft steinarmen Äcker können kaum aus einer Kaltzeit stammen, die erst ca. 10 000 Jahre vorüber ist. Es ist ein tiefgründiger Boden, der in der Würm-Kaltzeit aus dem Grundmoränenschutt älterer Kaltzeiten periglaziär gebildet wurde.

Die Erkenntnisse werden untermauert durch Auswertungen von Fotoaufnahmen, die PAUL während Jahrzehnten in Aufschlüssen angefertigt hat. Seine Abhandlungen zur Morphogenese des Schwarzwaldes (1955 u. 1963) und zur Reißvereisung (1966) sprechen die Thematik ebenfalls an. Um die Gedankengänge nachvollziehbar zu machen, werden nun die präwürmzeitlichen Erscheinungsfor-

men anhand von Beispielen aus dem Einzugsgebiet der Breg, einem Quellfluss der Donau, dargestellt.

Flankentäler

Im oberen Bregtal zwischen Furtwangen und Vöhrenbach befinden sich zwei Täler, die als Flankentäler anzusehen sind: der Sommergrund (Abb. 1, 2) und das Steinbachtälchen. Sie ziehen sich stetig am Nordhang des Bregtals hin und sind Reste einstiger, in niederschlagsreichen Kaltzeiten angelegter Überlaufrinnen. Beide Täler beginnen in einer Höhe von etwa 1000–1020 m Meereshöhe und schwenken kurz vor Erreichen des Haupttals quer auf dessen Mitte zu. Der heutige Erhaltungszustand der beiden Flankentäler zeigt, dass sie warm- und kaltzeitlicher Verwitterung ausgesetzt waren und umgestaltet worden sind. Ansatzstellen würmzeitlicher Schneewächten sind erkennbar.



Abb. 1: Blick von N auf den Auslauf des Flankentals Sommergrund. Der talseitige Hang wurde durch würmzeitliche Schneewächten übersteilt, dahinter das Bregtal mit seinen Riedeln.

dehnte Areal von Hofbauern- und Lochbauerntälchen mit einem kräftig abgetragenen Riedel dazwischen. Eine Verengung des Haupttals an dieser Stelle wirkte stauend und verursachte die seitlichen Schmelzwasserüberläufe. Auf jeden Fall bedurfte es eines das Bregtal erfüllenden Gletschers im Niveau von 1000 m und höher, der, eine Barriere bildend, Überläufe in andere Richtung erzwang und damit an seiner Flanke den Sommergrund und das Steinbachtälchen schuf.

Der Sommergrund ist ohne Mühe als Überlaufrinne eines zeitweilig im Rohrbachtal angesiedelten Eiskörpers und dessen Stauraums zu erkennen. Beim Steinbachtälchen stand für die Einspeisung kein bedeutender seitlicher Zufluss zur Verfügung, dafür aber das ausge-

Hängemündungen

Es möchte scheinen, als verfüge der Mittlere Schwarzwald über eine reiche Auswahl an Tälern mit Hängemündungen. Dem ist aber nicht so. Gerade die prächtigsten Erscheinungen mit touristisch bekannten Wasserfällen sind zunächst einmal das Werk pliozän-pleistozäner Abschiebungen: Triberger Gutach mit einer Schar gleichartiger Geschwister, nämlich Wittenbach, Prisenbach und Mosenbach (PAUL 1963) sowie 7 km nordwestlich die Elz mit ihren Wasserfällen (PAUL 1955). Sie fielen ursprünglich als Staubbäche unmittelbar in die Tiefe, sind aber durch spätere Zerstörung ihrer Überlaufkante stufenweise zurückverlegt worden.

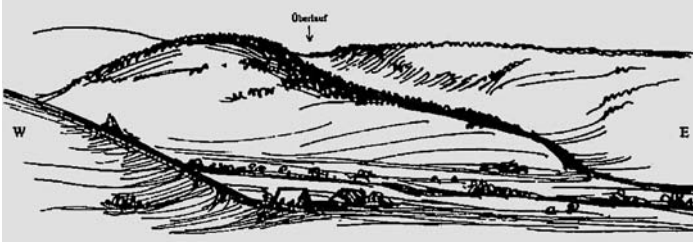


Abb. 2: Blick von S auf das Flankental Sommergrund. Im Hintergrund die durch Einsattelung erkennbare Überlaufregion eines zeitweilig im Rohrbachtal angesiedelten Eiskörpers.

sonstigen Verhältnissen hat sie etwa 500 m oberhalb der Vereinigung ein blankes Felsbett im Eisenbacher Granit und nimmt in Schnellen die zum Eisenbach hin existierende Kante unter auch heute noch lebhafter Erosion.

Zunächst ergibt sich die Frage, warum der Breggletscher mit dem rein flächenmäßig größeren Einzugsgebiet (etwa 1,7:1) hängend mündete und folglich an dieser Stelle der energieärmere Gletscher war. Soll man an eine die Breg querende Bruchstörung denken? Diese ist allerdings nicht erkennbar und bisher auch nicht nachgewiesen. Es gibt andere Argumente, den Eisenbachgletscher als den stärkeren anzusehen (s. Abb. 4):

- Sein Einzugsgebiet lag höher und war damit niederschlagsreicher.
- Er hatte für die 380 m Höhenunterschied (1140–760 m) bis zur Begegnung mit dem Breggletscher einen viel kürzeren Weg, d. h. mehr Dynamik, mehr Gefälle.
- Durch seinen Verlauf im Granit schuf er ein schmales Trogtal mit ausgesprochenem Stufenlängsprofil, was ihm andere Leistungsarten und Ausmaße ermöglichte.

In die Betrachtung einzubeziehen ist auch die fast gegenläufige Stoßrichtung des Eisenbach-Gletschers (SW-NE-Richtung), was notgedrungen an der Vereinigungsstelle zu einem Stau führte. Auch der Felsen Neufürstenberg wurde überwältigt, und

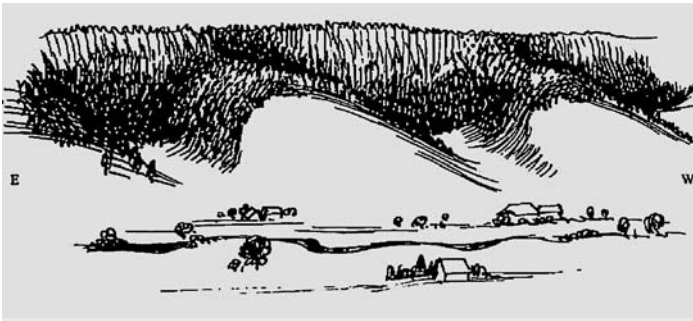


Abb. 3: Riedellandschaft mit ihren als Trogschultern zu deutenden Verebnungen auf der rechten Bregtalseite zwischen Furtwangen und Vöhrenbach.

Die Breg besitzt jedoch am Zusammenfluss mit dem Eisenbach eine im Blick auf ihr Alter verhältnismäßig gut erhaltene und noch heute in Funktion befindliche Hängemündung. Im Gegensatz zu ihren

sonstigen Verhältnissen hat sie etwa 500 m oberhalb der Vereinigung ein blankes Felsbett im Eisenbacher Granit und nimmt in Schnellen die zum Eisenbach hin existierende Kante unter auch heute noch lebhafter Erosion. Zunächst ergibt sich die Frage, warum der Breggletscher mit dem rein flächenmäßig größeren Einzugsgebiet (etwa 1,7:1) hängend mündete und folglich an dieser Stelle der energieärmere Gletscher war. Soll man an eine die Breg querende Bruchstörung denken? Diese ist allerdings nicht erkennbar und bisher auch nicht nachgewiesen. Es gibt andere Argumente, den Eisenbachgletscher als den stärkeren anzusehen (s. Abb. 4): Sein Einzugsgebiet lag höher und war damit niederschlagsreicher. Er hatte für die 380 m Höhenunterschied (1140–760 m) bis zur Begegnung mit dem Breggletscher einen viel kürzeren Weg, d. h. mehr Dynamik, mehr Gefälle. Durch seinen Verlauf im Granit schuf er ein schmales Trogtal mit ausgesprochenem Stufenlängsprofil, was ihm andere Leistungsarten und Ausmaße ermöglichte. In die Betrachtung einzubeziehen ist auch die fast gegenläufige Stoßrichtung des Eisenbach-Gletschers (SW-NE-Richtung), was notgedrungen an der Vereinigungsstelle zu einem Stau führte. Auch der Felsen Neufürstenberg wurde überwältigt, und die Eismassen beider Gletscher schoben sich aufeinander. Die höhere Exarationsleistung mit Übertiefung des Bregtals an dieser Stelle beim Weißkopfenhof ist damit zu erklären.

Die Untersuchungen von REICHEL (1996) können zusätzlich als

Glaziomorphologische Sonderstellung

Begründung herangezogen werden, warum der Breggletscher vor dem Zusammenreffen mit dem Eisenbachgletscher eine Schwächung erfuhr. REICHELТ sieht den Breggletscher, seiner bisherigen Richtung nach E folgend, den Pass Friedrichshöhe, Auf der Steig und Ochsenberg überfahren. Das könnte auch die starke Eintiefung des jenseits gelegenen Rötenlochs erklären, das flankentalartig dem Schlegeltal zustrebt. Wobei bemerkenswert ist, dass der Schlegelbach noch heute hängend mündet und das Tal vor dem Zusammenfluss eine Verebnung aufweist, die als Boden eines früheren Eisstausees gedeutet werden kann.

Als Beispiel für kleinere Zuflüsse mit Hängemündungen seien Eisenbachaufwärts erwähnt: Fahlenbach, Sommerdobel und Kohldobel, die durchweg im Granit liegen und alle ein starkes Gefälle bei ca. 960 m aufweisen. Dabei dürften diese heutigen Gefällsknicke nicht mehr die originären sein, die man etwas tiefer und etwas weiter talab ansetzen muss. Die Überarbeitung zu stufenförmigem Abfließen muss im Verlauf einer langen Zeit im Eem, Würm oder Nachwürm stattgefunden haben.

Zu erwähnen ist noch der obere, recht bedeutende Zufluss des Eisenbachs, der Hellewander Bach, einst Auslauf einer riesigen Schneegrube. Der Bach mündet offensichtlich nicht hängend. Er verläuft indes so gut wie nur im Paragneis.

Im gemeinsamen Mündungsgebiet von Urach, Fahlenbach und Eisenbach fallen zwei stattliche Hügel auf, die als Rundhöcker zu deuten sind. Es handelt sich um das abgeschliffene Ende einer von Eis und Wasser mehrfach gekerbten Felsmauer, die das Fahlenbachtal hinaufzieht und eine scharfe Begrenzung zum Urachtal bildet.

Am unteren Ortsrand von Vöhrenbach liegt das Angelsbachtal. Es mündet nach W-E-Verlauf mit Hängemündung im Granit in das Bregtal. Das Tälchen

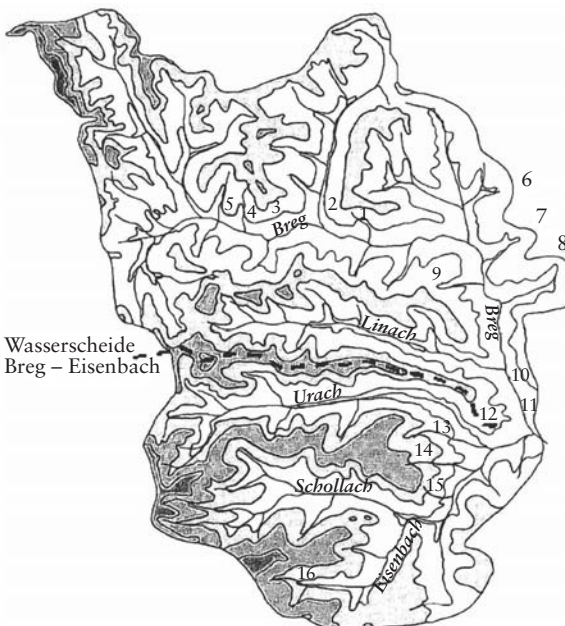


Abb. 4: Wasserläufe von Breg und Eisenbach mit ihren Einzugsgebieten in Höhenlagen von 1150–760 m.

- 1 Sommergrund
- 2 Rohrbachtal
- 3 Steinbachtälchen
- 4 Hofbauerntälchen
- 5 Lochbauerntälchen
- 6 Friedrichshöhe
- 7 Auf der Steig
- 8 Ochsenberg
- 9 Angelsbachtal
- 10 Bernreuthof
- 11 Weißkopfenhof
- 12 Neufürstenberg
- 13 Fahlenbach
- 14 Sommerdobel
- 15 Kohldobel
- 16 Hellewander Bach

verläuft im oberen Bereich im Paragneis. Einige seiner glazigenen Formen, und nur diese, dürfen als würmzeitlich gedeutet werden.

Merkwürdigerweise findet man weiter bregaufwärts im Paragneis keine Spuren von Hängetälern. Offenbar hat das mit den erheblichen Unterschieden in der Exarations- und Erosionsresistenz von Granit und Paragneis zu tun. Granit hat sich auch anderswo für Aufnahme und Bewahren glazialer Formung als besser geeignet erwiesen als der Paragneis dieser Gegend.

Riedelverebnungen (Armlehnen)

Eine andere Erscheinung, die ebenfalls als Indiz für präwürmzeitliche, mächtigere Vergletscherungen gedeutet werden kann, sind die Riedelverebnungen.

Auf seiner Winterseite ist das Bregtal zwischen Furtwangen und Vöhrenbach dicht mit kurzen, aber tiefen Nebentälern bestückt, auf seiner Sommerseite ebenso beim Furtwanger Hofbauern- und Lochbauerntälchen. Wie im vorhergehenden Kapitel erläutert, sind hier keine Hängemündungen mehr vorhanden. Auf dem distalen Teil der Riedel zwischen diesen Nebentälern erscheinen bei nicht zu großer Riedelbreite in etwa halber Hanghöhe auffallende Verebnungen. Unter der vorherrschenden Waldbedeckung sind sie nicht sogleich erkennbar, und auch in den Höhenlinien unserer Karten kommen sie nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck. Doch sie sind nun einmal da (Abb. 3).

Die Autoren sehen in diesen Verebnungen und ebenso in den Steilhängen im Talhintergrund Leistungen der beiden spezifischen Abtragungsmodi des Firns, die in Mikro- und Makroprozessen ablaufen und unter der Sohle den Firnboden eintiefen und im Rücken den Bergschrund schaffen. Im vergletscherten und verfirnten Hochgebirge ergibt dies die klassische Form von Kar und Trogschulter, die wir im Mittelgebirge nicht überall in solcher Vollendung erwarten dürfen. Jedoch liegt ihrem Entstehen der gleiche Vorgang zugrunde.

Das Bregtal weist nördlich von Furtwangen im sogenannten Katzensteig an seiner Westseite ähnliche Bildungen auf, die jedoch tektonisch bedingt sind (Grabensohle). Bei diesen Verebnungen handelt es sich also im Wesentlichen um Konvergenzerscheinungen.

Ausdehnung von Eis und Firn

Am östlichen Gebirgsrand bei Wolterdingen sind morphologische und sedimentäre Spuren erkennbar, die an diesem Ort die Auflösung des Breg-Eisenbach-Gletschers dokumentieren. Es fallen heute nicht mehr benutzte Fließgewässerrinnen auf. Zudem ist hier der Untere Muschelkalk fast gänzlich abgetragen, im Gegensatz zu den Verhältnissen weiter seitab der Breg. Dazu bedurfte es kurzzeitiger Eisvorstöße oder einer gleichwertigen Tätigkeit durch Schmelzwässer. Auch die Sedimente passen in das Bild, wenngleich sie durch Verwitterung, Kryoturbation und Solifluktion verändert sind (PAUL 1963).

Zu einer Entwicklung zum Vorlandgletscher innerhalb der Schichtstufenlandschaft fehlten jedoch die Voraussetzungen. Die Kapazität des Nährgebiets reichte dafür nicht aus. Gelegentlich in der Nachbarschaft vorkommende Geröllstreu ändert nichts an dieser Auffassung.

Außerhalb des Abschmelzbereichs des Breg-Eisenbach-Gletschers hatten die mehr oder minder selbstständigen Plateau-Firne am östlichen Gebirgsrand ebenfalls ihre Abschmelzbereiche. Deren Sedimente hat schon SCHALCH (1897–1904) als Geschiebeanhäufungen in sandiger Lehmmatrix beschrieben.

Trogtäler

Das Bregtal ist von seinem Oberlauf im Katzensteig bis hin zum Gebirgsrand während der präwürmzeitlichen Vereisungen zu einem Gletschertrogtal geformt worden und wurde seitdem zu seinem heutigen Zustand modifiziert. Es besitzt unter einer geringen Füllung von Schotter, Sand und Schluff eine recht ebene Felssohle, was 1995 beim Bau der Wasserkraftanlage mit Rohrverlegung zwischen Bernreutehof und Fischersäge gut erkennbar war.

Die Hänge des Bregtals sind ab einer gewissen Höhe bemerkenswert steil, wie man sie sich nach Abschmelzen der Gletscherfüllung vorstellt. Das nach dem Schwinden der Eismassen herabgebrochene Material liegt größtenteils wohl noch als Rutschpolster in dem fast überall vorhandenen, konvex gewölbten Hangfuß. Wenn man den Hangschutt gedanklich abräumt, dürfte das typische Trogtalprofil zum Vorschein kommen. Bei ähnlicher Formengrundlage (z. B. Urachtal, Langenordnachtal) kann man an eine entsprechende postglaziale Genese denken.

Fazit

Die landschaftsprägenden Leistungen älterer Kaltzeiten sind im Mittleren Schwarzwald im Gegensatz zum Südschwarzwald im Ansatz voll erhalten geblieben, so dass man der Würm-Kaltzeit nur einen modifizierenden Effekt zuschreiben kann. Im Wesentlichen haben wir eine Landschaft vor uns, wie sie in der Präwürmzeit geformt wurde.

Anschriften der Verfasser:

Prof. Willi Paul †
Hagenreutestr. 57
78147 Vöhrenbach

Karin Schinke
Kirnacher Höhe 14
78089 Unterkirnach

Literatur

- PAUL, W. (1955): Zur Morphogenese des Schwarzwaldes. Jh. geol. Landesamt Baden-Württ., 1: 395–427, 1 Abb.; Freiburg i. Br.
- PAUL, W. (1963): Zur Morphogenese des Schwarzwaldes (IIIa). Jh. geol. Landesamt Baden-Württ., 6: 543–582, 6 Abb.; Freiburg i. Br.
- PAUL, W. (1966): Zur Frage der Reißvereisung der Ost- und Südostabdachung des Schwarzwaldes (II). Mitt. bad. Landesverband für Naturkunde u. Naturschutz. N.F., 9 (2): 309–324, 1 Abb.; Freiburg i. Br.
- PFANNENSTIEL, M. & PAUL, W. (1948): Diluviale Plateau- und Flankenvereisung im mittleren Schwarzwald. Mitt.-Bl. bad. geol. Landesanst., 1947: 44–46, Freiburg Br.
- REICHEL, G. (1996): Zum Eiszeitgeschehen im Mittelschwarzwald (I). Schriften der Baar, 39: 182–189, 4 Abb.; Donaueschingen.
- SCHALCH, F. (1897): Erläuterungen zu Blatt Königsfeld-Niedereschach (Nr. 101/102). Geol. Spec.-Kt. Großherzogtum Baden: 88 S.; Heidelberg.
- SCHALCH, F. (1899): Erläuterungen zu Blatt Villingen (Nr. 110). – Geol. Spec.-Kt. Großherzogtum Baden: 78 S., Heidelberg.
- SCHALCH, F. (1904): Erläuterungen zu Blatt Donaueschingen. – Geol. Spec.-Kt. Großherzogtum Baden: 38 S., Heidelberg.

Agrarmeteorologische Beobachtungen im Internationalen Phänologischen Garten Donaueschingen

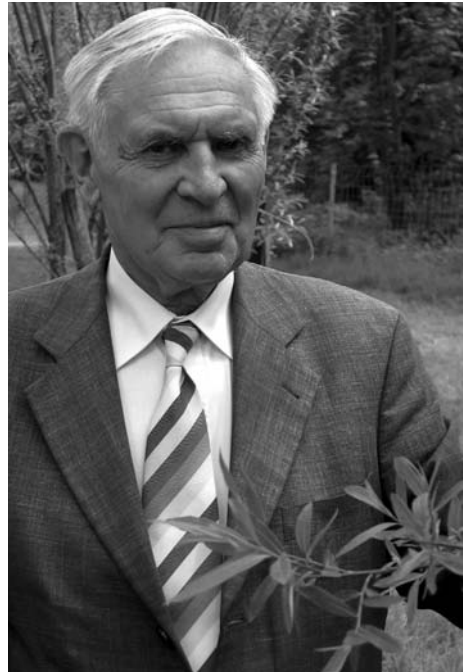
Von Antonia Reichmann

Etwa alle 10 Tage besucht DR. GÜNTHER HENHAPPL aus Freiburg im Breisgau schon seit 20 Jahren von Frühjahr bis Herbst den Standort der jetzigen Hundeschule von Julia Birk an der Prinz-Fritzi-Allee im Fürstlich-Fürstenbergischen Park. Der 82-jährige Forstmann und Meteorologe interessiert sich allerdings nicht für Hunde, sondern für die dortige Vegetation und damit für die Pflanzenphänologie. Er vermerkt nämlich bei den hier stehenden Baumarten den Beginn der Blattentfaltung, der Blüte, der Fruchtreife, der Laubverfärbung und den Blattfall. Folgende Bäume werden dabei genau unter die Lupe genommen: Birke, Eberesche, Eiche, Fichte, Kirschbaum, Lärche, Linde, Pappel, Robinie und Weide.

Die Pflanzenphänologie ist ein Teilgebiet der Agrarmeteorologie und beschäftigt sich mit den Auswirkungen von Klima und Witterung auf die Pflanzenwelt. Sie gibt zusätzliche Hinweise für den Eintritt bestimmter charakteristischer Phasen. Mit Hilfe derer kann man die biologisch aktiven Zeiten für bestimmte Standorte festlegen. Vor allem stellt sie Unterlagen zur Verfügung, die abschätzen lassen, welche Kulturen als wirtschaftlich sinnvoll für bestimmte Gebiete zu empfehlen sind.

Pflanzenphänologische Beobachtungen gibt es seit der Zeit von CARL VON LINNÉ (1707 bis 1778). Allerdings waren die frühen Protokolle von einer relativ geringen Aussagekraft, da die hierfür herangezogenen Pflanzen nicht das gleiche Erbgut besaßen und somit deren Phaseneintritt individuell um mehrere Tage schwanken konnte.

Mit dem Jahr 1959 begann jedoch in dieser Hinsicht ein Quantensprung insofern, als für die Beobachtungen geklonte, also erbgleiche, Pflanzen herangezogen wurden. Es entstand dafür ein Netz von etwa 60 sogenannten Internationalen Phänologischen Gärten (IPG) in weiten Teilen Europas (siehe Grafik 1).



Dr. Günther Henhappl aus Freiburg
(Foto Eberhard Kern).

Agrarmeteorologische Beobachtungen

Das bedeutete gleichzeitig, dass diese Pflanzen quasi als biologische Messinstrumente herangezogen werden konnten. Die Pflanzenphänologie ist damit viel präziser und aussagekräftiger geworden. Die IPGs sind allerdings je nach Lage mit unterschiedlichen Pflanzenarten bestückt. In Donaueschingen ist nur ein Teil des pflanzlichen Gesamtprogramms vertreten (siehe nebenstehende Liste).

Der hiesige phänologische Garten mit Klonpflanzen wurde vor 40 Jahren angelegt. Dies geschah auf Initiative des 2009 verstorbenen Fürstlich-Fürstenbergischen Oberforstdirektors DR. KARL KWASNITSCHKA und DR. GÜNTHER HENHAPPL. Beide lernten sich in Freiburg beim Forrststudium kennen. Während KARL

KWASNITSCHKA nach dem Studium für den fürstlichen Forst verantwortlich war, kam GÜNTHER HENHAPPL nach einer Assistentenzeit beim meteorologischen Institut der Universität Freiburg zum Zentralamt des Deutschen Wetterdienstes und später zum Wetteramt Freiburg, wo er für die Agrarmeteorologie in Baden-Württemberg zuständig war.

Voraussetzung für die Anlage eines IPGs war, dass die Einrichtung dauerhaft zur Verfügung steht. In Donaueschingen war der Platz im fürstlichen Park vorhanden und durch das fürstliche Besitztum war die Dauer der Anlage gewährleistet. Die Auswahl der Pflanzen für Donaueschingen wurde von dem zentralen Zuchtgarten der ehemaligen Forsthochschule in Hannoversch Münden (seit 1970 zur Georg-August-Universität Göttingen gehörig) vorgenommen.

Die Idee, geklonte wildwachsende Pflanzen weltweit auszubringen, stammt vom Abteilungsleiter für Agrarmeteorologie des Zentralamtes des Deutschen Wetterdienstes in Offenbach am Main DR. FRITZ SCHNELLE.

Die Anzucht der Pflanzen und der Versand wurde federführend durch Professor DR. ERIK VOLKERT von der Forsthochschule Hannoversch-Münden vorgenommen. Der Aufbau der Gärten wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert. Heute werden alle Arbeiten von der Arbeitsgemeinschaft IPG Landwirtschaftliche-Gärtnerische-Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin koordiniert.

Die Ausdehnung dieses Netzes auf die ganze Welt wäre wünschenswert, ist aber verständlicherweise sehr schwierig, weil es für dieses Fachgebiet keine internationale Organisation gibt, die auch für die Finanzierung aufkommt, wie das z.B. beim Wetterdienst der Fall ist.

Aufgrund der fehlenden Finanzierung arbeitet GÜNTHER HENHAPPL schon seit Jahrzehnten ehrenamtlich. In diesem Zusammenhang wäre es erfreulich und wünschenswert, wenn diese Beobachtungen von einem jüngeren Naturinteressierten übernommen werden könnten.

Larix decidua
Picea abies (early)
Picea abies (late)
Picea abies (northern)
Pinus sylvestris
Betula pubescens
Fagus sylvatica HAR
Fagus sylvatica DÜD
Fagus sylvatica TRI
Populus canescens
Populus tremula
Prunus avium BOV
Prunus avium LUT
Quercus petraea ZELL
Quercus robur WOL
Quercus robur BAR
Robinia pseudacacia
Sorbus aucuparia
Tilia cordata
Ribes alpinum
Salix aurita
Salix acutifolia
Salix X smithiana
Salix glauca
Salix viminalis
Sambucus nigra
Corylus avellana
Forsythia suspensa
Syringa x chinensis

im Internationalen Phänologischen Garten Donaueschingen

Passend zu diesem Thema veröffentlichten wir im Band 54 unserer Schriftenreihe einen Beitrag mit dem Titel „Pflanzen als Indikatoren für Klimaveränderungen auf der Baar“ von M. HASPEL und A. SIEGMUND.

Anschrift der Verfasserin:

Antonia Reichmann
 Auf der Staig 42
 78166 Donaueschingen

Active IPG-sites in 2008 / Aktive IPG-Standorte im Jahr 2008



Grafik 1

- | | | |
|---------------------|-------------------------|--|
| 1 Offenbach (24) | 4 Freiburg (29-35) | 7 Bayreuth (88) |
| 2 Stuttgart (27,28) | 5 Grafath (36) | 8 Graupa (190), Heinzebank (191),
Kretscham-Rothensehma (192),
Doberschütz (193), Eich (194),
Leipzig (195), Taura (196), Zeitz (197) |
| 3 Freyung (38-41) | 6 Berchtesgaden (78,79) | |

Vereinschronik

Viele Vereine beneiden uns um den Zuspruch, den unsere angebotenen Veranstaltungen erfahren. Darauf können wir stolz sein. Vielen Dank den Verantwortlichen und Herrn Gerrit Müller für die Organisation.

Jahresprogramm im Kalenderjahr 2011

Vorträge, Exkursionen, Besichtigungen ...

- 12.01. **Der Hochschwarzwald – Geschichte und Landschaft am Westrand der Baar** – Dr. Roland Weis, Titisee-Neustadt (Vortrag und Buchvorstellung)
- 02.02. **Die Baar im römischen Verkehrsnetz Südwestdeutschlands**
Dr. Hans Ulrich Nuber, Freiburg (Vortrag und Buchvorstellung)
- 16.02. **Christian Theophil Schuch (1803–1857) – ein badischer Gelehrter und seine Donaueschinger Jahre** – Dr. Sabine Lütkemeyer, Karlsruhe (Vortrag)
- 02.03. **Der Hüfinger Orchideenwald im Wandel der Zeiten** – Dr. Hans Joachim Blech, Donaueschingen (Vortrag)
- 18.03. **Mitgliederversammlung** (siehe Protokoll)
- 02.04. **Zwei neue alte Museen in Freiburg – Augustinermuseum und Naturmuseum** – Dr. Detlef Zinke, Norbert Widemann (Museenbesuch und Stadtbummel)
- 14.04. **Was blüht denn da am Schellenberg? – botanischer Spaziergang für Kinder** – Hadumoth Reichle-Kunte, Vöhrenbach und Antonia Reichmann, Donaueschingen (Exkursion)
- 30.04. **Der Schellenberg – Landschaftsinterpretation auf dem Hausberg des Städtedreiecks** – Hubert Mosbacher und Walter Maier, Donaueschingen (Wanderung)
- 21.05. **Was blüht denn da am Wegesrand? – botanischer Spaziergang für Kinder** – Antonia Reichmann, Donaueschingen und Annette Wittenberg, Donaueschingen (Exkursion)
- 28.05. **Geheimtipp Schopfelen – neu geschliffene floristische Juwelen am nördlichen Hegaurand** – Dr. Veit Hirner, Engen (Naturspaziergang)
- 03.07. **Schwäbisch Hall – Besichtigung der ehem. Freien Reichsstadt** (Gantztägige Jahresexkursion, siehe Exkursionsbericht)
- 23.07. **Das ehemalige Paulinerkloster Tannheim** – Werner Hohloch, Donaueschingen und Helmut Neining, VS-Tannheim (Museum und Rundgang)
- 18.09. **Geologie zum Anfassen (Teil 6 Keuper) – von der Gibsgrube Knauf zu den Trossinger Sauriern** (Wiederholung der nach Dauerregen abgebrochenen Exkursion vom Vorjahr) Raimund Ilg, Deißlingen und Vertreter der Firma Knauf Gips KG (Exkursion)

- 08.10. **Kabinetttücke der Villinger Kirchenbaugeschichte – Münster** (Glockenspiel und spätgotischer Dachstuhl) und **Benediktinerkirche** (Silbermann-Orgel mit Konzerteinlage, Dachgewölbe, Turmbesteigung) – Dieter Ehnes, Villingen-Schwenningen (Besichtigung)
- 15.10. **Stockach – die historische Hauptstadt des Hegaus – Stadtführung mit Besuch der Sonderausstellung über die Zizenhauser Terrakotten im Stadtmuseum** Wolfgang Kramer, Konstanz und Dr. Yvonne Istas, Stockach (Exkursion)
- 29.10. **Im “verbrannten Wald” – Waldentwicklung seit 1800 nach einem Großbrand** (fiel 2010 aus) – Oskar Diring, Herzogenweiler und Gerrit Müller, Friedenweiler (Exkursion)
- 09.11. **Die “Euthanasie”-Morde der NS-Zeit mit besonderer Berücksichtigung von Pfarrer Feuersteins Gegnerschaft** Dr. Hans Keusen, Bräunlingen (Vortrag)
- 23.11. **Nachruf verfrüht? – Wolf und Luchs auf der Baar** – Wolf Hockenjos, Donaueschingen (Vortrag)
- 10.12. **Hereinspaziert beim Baarverein –** Glühwein und Gebäck für Mitglieder und Gäste in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6) anlässlich des direkt benachbarten Donaueschinger Weihnachtsmarkts

Protokoll der Mitgliederversammlung

Freitag, 18. März 2011 19:30 Uhr
im Hotel „Grüner Baum“ in Donaueschingen-Allmendshofen

■ Begrüßung, Totenehrung

Der Vorsitzende Dr. Hans Keusen begrüßt die 71 Anwesenden, insbesondere die Ehrenmitglieder, den Vertreter von OB Frei, Herrn Johannes Fischer und die Vertreter der Presse.

■ Bericht der Vorsitzenden

Dr. Keusen berichtet über die Aktivitäten des vergangenen Jahres und die Mitgliederentwicklung im Kalenderjahr 2010

- Gesamtzahl der Mitglieder 494, Austritte 7, Neueintritte 13, Todesfälle 4
- Der Vorstand bittet die Mitglieder um Unterstützung bei der Anwerbung neuer Mitglieder.
- Der Vorstand tagte seit der letzten Mitgliederversammlung sechs Mal, davon einmal unter Beiladung der Beiräte. In diesem erweiterten Kreis wurde insbesondere das für das Jahr 2011 vorgesehene Jahresprogramm beraten.
- Dr. Keusen dankt Dr. Müller als Programmkoordinator, der auch für das laufende Jahr ein interessantes und vielseitiges Programm zusammengestellt hat.

- Höhepunkt des Veranstaltungsjahres 2010 war die Jahresexkursion unter dem Motto „Schlösser und Klöster am Oberen Neckar – auf den Spuren der Freiherren von Rassler“, vgl. den ausführlichen Bericht in Band 54/2011 unserer Schriften der Baar.
- Die im Jahr 2010 durchgeführten Vorträge und Exkursionen des Vereins wurden von insgesamt rund 1050 Personen besucht, wobei durchschnittlich mehr als 50 Teilnehmer pro Veranstaltung gezählt wurden.

Weitere Aktivitäten des Vereins im abgelaufenen Jahr:

- Katalogisierung der Bibliothek als Schwerpunkt mit Hilfe von zwölf ehrenamtlich tätigen Vereinsmitgliedern, denen der Vorstand ausdrücklich dankt.
- Digitalisierung der bisher erschienenen 53 Bände der Schriften der Baar
- Betreuung und Aktualisierung der Homepage des Vereins unter fachmännischer Leitung eines Teams von Herrn Eberhard Kern
- Zum Abschluss seines Berichts verwies Herr Dr. Keusen auf die Bedeutung der Teamarbeit für den Verein und dankte den dabei mitwirkenden Vereinsmitgliedern für ihre wertvolle Mithilfe.

■ **Kassenbericht für das Rechnungsjahres 2010**

Der Rechner des Vereins Hartmut Siebert erläutert die Entwicklung der Finanzlage im abgelaufenen Jahr (siehe Anlage Kassenbericht).

■ **Bericht des Kassenprüfers**

Herr Bruckmann trägt seinen Bericht über die Kassenprüfung vor, in dem er die einwandfreie Kassenführung bestätigt.

■ **Entlastung des Vorstandes**

Herr Johannes Fischer, in Vertretung von OB Frei, würdigt die Arbeit des Vorstandes, insbesondere das große Engagement von Dr. Keusen und beantragt die Entlastung, die einstimmig – bei Enthaltung der Betroffenen – erfolgt.

■ **Neuwahl des Vorstands**

Vor der Wahl stellt sich Herr Dr. Friedemann Kawohl der Mitgliederversammlung vor, der vom Vorstand zur Wahl als Vorsitzender der geschichtlichen Abteilung vorgeschlagen wird. Herr Dr. Keusen stellt sich nochmals zur Wahl als Vorsitzender der naturkundlichen Abteilung, erklärt aber, dass er für den Fall seiner Wahl den Posten des Vorsitzenden nach einem Jahr, also bei der Mitgliederversammlung 2012, definitiv niederlegen wird. Die Wahl wird von Herrn Johannes Fischer geleitet.

Die Wahlen ergeben:

- Vorsitzender der Abteilung Geschichte: Dr. Friedemann Kawohl, einstimmig;

- Vorsitzender der Abteilung Naturgeschichte: Dr. Hans Keusen, einstimmig bei zwei Enthaltungen;
- Geschäftsführung: Michael Allgaier und Rainer Hürst, einstimmig bei jeweils einer Enthaltung;
- Rechner: Hartmut Siebert, einstimmig bei einer Enthaltung;
- Schriftleiter: Prof. Dr. Helmut Gehring, einstimmig bei einer Enthaltung;
- Der seitherige Schriftleiter für die geschichtliche Abteilung, Hugo Siefert, stand aus persönlichen Gründen nicht zur Wiederwahl zur Verfügung.
- Vier weitere Vorstände werden im Block gewählt: Egon Dehner, Dr. Gerrit Müller, Harald Ketterer, Antonia Reichmann. Die Wahl erfolgte einstimmig bei jeweils einer Enthaltung. Alle gewählten Vorstandsmitglieder nehmen die Wahl an.

■ **Ausblick auf das Vereinsjahr 2011**

Dr. Gerrit Müller gibt als Programmkoordinator einen Überblick über das vorliegende Programm des laufenden Vereinsjahrs. In diesem Jahr werden 18 Programmpunkte angeboten.

■ **Vorstellung der neuen Homepage des Vereins**

Eberhard Kern führt die neue Homepage vor unter Hinweis auf das Schriftenverzeichnis und gibt Hinweise auf Suchfunktionen. Die neuen Möglichkeiten der Internet-Recherche werden vorgeführt und gezeigt, wie man Zugang zu den digitalisierten Schriftenbänden erhält.

■ **Anträge und Verschiedenes**

Es gingen keine Anträge ein. Frau Eichholtz regte an, die Pressebericht-erstattung im Villingen Teil des Südkuriers zu verbessern.

- Abschließend dankt der Vorsitzende unserem Ehrenmitglied Frau Hildegret Sattler für ihren enormen Arbeitseinsatz für den Verein und überreicht einen Blumenstrauß. Ein weiterer Dank gilt dem Ehrenmitglied Georg Goerlipp für 55-jährige Mitgliedschaft im Verein.

■ **Vorstellung des 54. Jahresbandes durch die Redaktion**

Das Redaktionsteam (Dr. Helmut Gehring und Hugo Siefert) gibt einen kurzen Überblick über die im neuen Band enthaltenen Beiträge.

■ **Vortrag**

Nach erfolgter Ausgabe des Jahresbandes 54/2011 an die Mitglieder hält Dr. Friedemann Kawohl einen kurz gefassten Vortrag mit dem Thema „Alexander Mosers Lichtklavier für Alexander Skriabins Poem du feu 1911/2011“. Ende der Veranstaltung: 22:30 Uhr

Protokoll: Hartmut Siebert,

Dr. Hans Keusen, Vorsitzender der Abteilung Naturgeschichte

Dr. Friedemann Kawohl, Vorsitzender der Abteilung Geschichte

■ Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2008

Anlage Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2010

Vorweg kann ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, dass der Jahresabschluss für das Berichtsjahr 2010 einen Überschuss von rund 4.600 Euro ausweist.

Einnahmen in Höhe von insgesamt rund 21.900 Euro stehen Ausgaben von rund 17.300 Euro gegenüber. Der Einnahmenüberschuss von 4.600 Euro erhöht unsere finanziellen Reserven zum Jahresende 2010 auf rund 30.700 Euro.

Diese positive Entwicklung der Vereinsfinanzen beruht im Wesentlichen auf zwei Faktoren: Zum einen: Während in den beiden Vorjahren 2008 und 2009 erhebliche finanzielle Belastungen durch den Umzug und die Einrichtung von Bibliothek und Geschäftsstelle zu verkraften waren, sind im Jahr 2010 keine außerordentlichen Investitionen erforderlich gewesen. Zum anderen konnte der finanzielle Aufwand für die Katalogisierung unserer Bibliothek dank der ehrenamtlichen intensiven Mitarbeit von 12 Vereinsmitgliedern in den gebildeten Katalogisierungsteams sehr gering gehalten werden. Lediglich für die Mitarbeit einer externen Fachkraft von der Universitätsbibliothek Konstanz fiel im Jahr 2010 eine Honorarzahlung von 900 Euro an. Von der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg erhielten wir dagegen eine Förderung in Höhe von rund 2.500 Euro, so dass sich aus dem Bereich „Katalogisierung“ sogar ein finanzieller Überschuss von rund 1.600 Euro ergab.

An dieser Stelle möchte ich den Teilnehmern an der sehr zeitaufwändigen Katalogisierungsarbeit für ihren enormen Arbeitseinsatz im abgelaufenen Jahr herzlich danken. Einmal wöchentlich für jeweils rd. drei Arbeitsstunden haben folgende Mitglieder an der Katalogisierung teilgenommen (ich nenne die Namen in alphabetischer Reihenfolge):

Herr Bruckmann, Herr Ernst Eichholz, Frau Götz, Herr Graf, Herr Hessemann, Frau Huber-Wintermantel, Frau Dr. Münzer, Herr Parlitz, Frau Sattler sowie vom Vorstand Herr Dr. Keusen, Herr Siefert und ich.

Abgesehen von dem Sonderposten Stiftung Kulturgut von rund 2.500 Euro bewegen sich die Einnahmen im Berichtsjahr insgesamt betrachtet auf Vorjahreshöhe.

Wichtigster Einnahmeposten sind natürlich die Mitgliedsbeiträge in Höhe von unverändert rund 11.600 Euro. Den zweitgrößten Einnahmeposten bilden die Spenden und Druckkostenzuschüsse von ebenfalls unverändert rund 4.400 Euro. Davon ist ein Posten in Höhe von 1.000 Euro besonders herauszuheben: Es handelt sich um das Vermächtnis, welches Frau Elisabeth Stierle unserem Verein hinterlassen hat.

Auf der Ausgabenseite ist der Betrag von rund 7.400 Euro für die Herstellung des Schriftenbandes der größte Posten. Er ist um rund 500 Euro niedriger als im Vorjahr.

Die Raumkosten sind mit rund 2.400 Euro rund 300 Euro niedriger als im Vorjahr. Die Sonstigen Kosten von rund 2.400 Euro enthalten einen Betrag von rund 1.200 Euro, der für die Digitalisierung der bisher erschienen Schriftenbände von 1870 bis 2010 angefallen ist. Damit konnten diese 53 Bände auf einer einzigen DVD gespeichert werden, die von Ihnen zum Preis von 15 Euro (+ 3 Euro Versandkosten) erworben werden kann.

Damit habe ich Ihnen die wesentlichen Punkte zum Jahresabschluss für das Jahr 2010 erläutert.

An dieser Stelle möchte ich mich noch bei den Mitgliedern ausdrücklich für Ihre Spendenbereitschaft bedanken. Sie wissen ja, dass Spenden an den Baarverein steuerlich abzugsfähig sind. Wenn Sie unser Spendenüberweisungsfomular verwenden, gilt dieses bei Beträgen bis 200 Euro bereits als Spendenquittung. Bei Spenden ab 50 Euro oder auch sonst erhalten Sie auf Wunsch wie bisher eine Spendenbescheinigung für das Finanzamt.

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- u. Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 31.12.2009	26.146,55
Verlust 2009 lt. Einnahme-Überschuss-Rechnung	4.567,56
Kassenbestand am 31.12.2010	30.714,11

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2010 (in Euro)

Einnahmen	
1. Mitgliedsbeiträge	11.562,00
2. Spenden und Zuschüsse	4.370,00
3. Stiftung Kulturgut für Katalogisierung	2.505,25
4. Erlöse Schriften und sonstige Literatur	597,60
5. Einnahmen Exkursionen/Vorträge und Sonstiges	2.827,49
Summe Einnahmen	21.862,34

Ausgaben	
1. Aufwendungen Schriften und sonstige Literatur	7.646,86
2. Aufwendungen Exkursionen/Honorare/Spesen	1.693,01
3. Geschäftsstelle / Bibliothek	5.470,88
4. Sonstige Aufwendungen	2.484,03
Summe Ausgaben	17.294,78
Überschuss 2010	4.567,56

Für Spenden bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:
Rudolf Baiker, Hildegard Binder, Arno Bruckmann, Rolf Bühler, Walter Conrath, Egon Dehner, Georg Goerlipp, Theo und Rosemarie Greiner, Rudolf Gwinner, Isolde Hausner, Albrecht Heinz, Ulrich Hering, Wolfgang Hilpert, Willi Hönle, Margarete Jud, Irmgard Kirner, Kloster St. Ursula, Rolf Laschinger, Rudolf Lorbeck, Dieter Maier, Dieter Mellert, Günther und Charlotte Müller, Helmut Pietsch, Hermann Ragg, Gerhard Sattler, Hildegret Sattler, Leopold Schieble, Ferdinand Schneckenburger, Isolde Schneider, Karin Siebert, Christa Trissler, Arnold Weh, Herbert Weiss, Martin Zahn

Donaueschingen, 18.03.2011
Hartmut Siebert, Rechner

■ **Mitgliedersituation**

Fünf Vereinsmitglieder sind im Kalenderjahr 2010 leider verstorben:

Baumann, Heinrich Donaueschingen
Beck, Alfred Weinheim
Rapp, Hedwig Donaueschingen
Dieter, Elisabeth Donaueschingen
Preis, Christian. Donaueschingen

Die folgenden 14 neuen Vereinsmitglieder begrüßen wir recht herzlich:

Schafbuch, Gerald Hüfingen
Kunert, Margot Geisingen
Sieweck, Susanne Wellendingen
Kabisch, Thomas Hinterzarten
Jerg, Günter-Camill Bad Dürkheim
Otten, Paul. Bad Dürkheim
Stocker, Barbara Dr. Dunningen
Revellio, Ernst Villingen-Schwenningen
Lehmann, Ingeborg Meersburg
Noah-Duesberg, Christine Dr. Villingen-Schwenningen
Noah, Ernst Dr. Villingen-Schwenningen
Baumann, Norbert. Blumberg
Krieg, Arno Dr. Löffingen
Krieg, Annegret Löffingen
Egy, Helmut Löffingen
Sibold, Karl Löffingen
Votteler, Gerold Donaueschingen
Wenzel Karl Donaueschingen
Jumpertz, Sabine Donaueschingen
Borchers, Jens Dr. Donaueschingen

Drei Mitglieder sind aus unserem Verein leider ausgetreten.

■ **Jahresexkursion 2011**

Besuch der ehemaligen Freien Reichsstadt Schwäbisch Hall

Das Wetter meint es an diesem Ausflugs- tag gut mit dem Baarverein: nach einer langen Regenperiode bleibt es den ganzen Tag lang trocken. Nach einer zweistündigen Autobahnfahrt nordwärts geht es nach Osten aus der Gäulandschaft des Neckartals hoch hinauf auf die Keuperstufe des südwestdeutschen Schichtstufenlandes, auf dessen höchsten Erhebungen sich noch Reste des Unterjuras finden.

Im Westen dieses schwäbisch-fränkischen Waldes geht die Fahrt über die Löwensteiner Berge, die gekennzeichnet sind durch eine starke Zerschneidung durch Bach – und Flussläufe. Nach Weinbergen und Streuobstwiesen im Süden folgen die waldreichen Berge. Die Fahrt geht über eng gewundene Straßen nach Löwenstein und über die bequemere Bundesstrasse nach Osten durch ein nur dünn besiedeltes Land über Mainhardt und Michelfeld nach Schwäbisch Hall, das programmgemäß um 10:30 Uhr erreicht wird.

Die gut fünfzig Personen umfassende Exkursionsgruppe wird geteilt und pünktlich um 11:00 Uhr beginnt die Führung durch die Ausstellung der „Alten Meister“ in der Johanniterhalle für die eine Hälfte der Gruppe, während die anderen am Marktplatz an der Stadtführung durch die historische Altstadt teilnehmen.

Der ehemalige Fürstlich Fürstenbergische Bilderschatz, der von Josef von Lassberg im 19. Jahrhundert zusammengetragen wurde und nach dem Verkauf durch das Fürstenhaus an den Kunstmäzen Reinhold Würth gelangte, ist das eigentliche Ziel dieser Exkursion. Die "Emigration" der Alten Meister von Donaueschingen nach Schwäbisch Hall haben den Kunstschätzen erstaunlich gut getan: sämtliche meist aus dem Mittelalter stammenden Gemälde wurden aufwendig restauriert und seit 2008 hängen sie statt in den F. F. Sammlungen in der behutsam umgebauten wunderschönen Johanniterhalle, deren imposanter hölzerner Dachstuhl von 1401 dem ehemaligen Sakralraum eine feierliche Schönheit verleiht. Bei der Sanierung des Gebäudes wurden modernste Sicherheits – und Klimatechnik mit eingebaut, so dass die Bilder nun ihre ideale Heimstatt gefunden haben. Der besondere Kunstgenuss wird noch erhöht durch die im Chor des Raumes ausgestellten zehn Holzskulpturen von Tilman Riemenschneider, die Leihgaben des Bode-Museums Berlin sind und seit Ende Juni bewundert werden können.

Nach der Mittagspause mit Vesper aus dem Rucksack am Flussufer bei angenehmen Temperaturen oder einer Mahlzeit in der örtlichen Gastronomie folgt am Nachmittag die Führung durch die historische Altstadt der ehemaligen freien Reichstadt und nun für die andere Gruppe der Besuch der Johanniterhalle.

Der Treffpunkt mit dem Stadtführer ist der Marktplatz, der beherrscht wird von der riesigen Steintreppe, die hinaufführt zur Stadtkirche St. Michael und die seit über neunzig Jahren als Bühne für Freilichtaufführungen im Sommer dient. Auch an diesem Nachmittag probt eine Theatergruppe lautstark auf der Treppe. Das Innere der Stadtkirche beeindruckt schon allein durch seine Größe und die Höhe des Raumes. Auffallend sind die überaus kunstvollen Epitaphe der früher einflussreichen Stadtfamilien, die in dieser Form ihre Macht und ihren Bürgerstolz demonstrierten. Weiter geht es an der Stadtmauer entlang durch malerisch enge Gassen vorbei an mächtigen Bürgerhäusern zur imposanten Zehntscheuer, die nach ihrer Renovierung als Bühne und Konzertsaal dient. Der Rundgang endet am Fuße der Stadt auf einer über eine steinerne Brücke begehbaren Insel im Fluss, auf der ein dem Shakespeare-Theater in Stratford on Avon nachempfundener Theaterrundbau steht, und hier verabschiedet sich der redegewandte und witzige Stadtführer.

Die verbleibende Zeit bis zum gemeinsamen Abendessen im Sudhaus wird genutzt zur Fortsetzung des Stadtbummels oder zum Besuch der Kunsthalle Würth, in der gerade die Sonderausstellung mit Werken der Künstlerin Niki de St. Phalle gezeigt wird. Um 17:00 Uhr versammelt man sich auf dem Gerstenspeicher im zweiten Stock des Sudhauses und genießt den herrlichen Rundblick über die Stadt und hinüber zur majestätischen Comburg. Trotz fehlerloser Vorarbeit von Vereinsseite dauert es eine geschlagene Stunde, bis das Abendessen serviert wird, so dass die Heimfahrt über die Autobahn und die Ankunft in Villingen und Donaueschingen sich entsprechend verzögern. Doch davon abgesehen geht diese interessante Jahresexkursion wohlgelaunt und harmonisch zu Ende.

H. Keusen

■ **Laufende Projekte – Katalogisierung der Bibliothek in der Schulstraße, Digitalisierte Schriften, Newsletter Neues vom Baarverein, Digitale Bibliothek – digitale Fotosammlung**

Im April 2010 haben drei Teams aus Vereinsmitgliedern mit der Katalogisierung der Vereinsbibliothek begonnen, eine Arbeit, die zunächst erst erlernt werden musste und deren Umfang wirklich gewaltig erschien. Nach einem guten Jahr haben die beiden Teams, die sich um die Buchbestände der naturwissenschaftlichen Abteilung gekümmert haben (Leitung Hans Keusen), ihre Arbeit erfolgreich beendet. Das „historische“ Team (Leitung Susanne Huber-Wintermantel) hat die Zeitschriftenbände seiner Abteilung, die etwas umfangreicher ist als die naturwissenschaftliche, weitestgehend inventarisiert und kämpft sich gerade durch die Bestände der Monographien und Reihen. Alle drei Arbeitsgruppen arbeiteten bzw. arbeiten regelmäßig jede Woche ca. zweieinhalb Stunden und erbrachten/erbringen damit eine beachtliche ehrenamtliche Leistung für unseren Verein und für alle, die die „Donaueschinger Bibliothek des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ nutzen möchten. Schon jetzt kann man die bisherigen Ergebnisse unserer Bemühungen im elektronischen Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes einsehen, denn eine Mitarbeiterin der Universitätsbibliothek Konstanz stellt die von uns Woche für Woche nachgewiesenen Titel und Bände in den Zentralkatalog ein (www.bsz-bw.de). Wird dort nach einem Titel oder Autor gesucht, so erscheinen alle dem Verbund angeschlossenen Bibliotheken, bei denen das gesuchte Buch nachgewiesen ist, so auch unsere Bibliothek. Durch die Eingabe unseres Bibliothekssignals „DNE 2“ (Unter erweiterte Suche können dort auch unsere Bestände isoliert eingesehen werden. Inzwischen sind es 1028 Titel (Stand: 9.2.2012), wobei es sich in der überwiegenden Mehrzahl um vielbändige Werke handelt. Die Zahl der vorhandenen Bücher kann bis jetzt nur grob geschätzt werden. Während der Arbeit tauchten zur Freude der Teams gar nicht selten sehr rare Werke auf, die es teilweise in Baden-Württemberg oder im gesamten Verbund nur oder fast nur bei uns gibt. Oft stammen diese Rara aus der Laßberg-Bibliothek und sind ungefähr so alt wie unser Verein selbst. Wenn im Laufe des Jahres 2012 auch die in den letzten Jahren zugegangenen Bestände und die erfreulicherweise aus einer privaten wissenschaftlichen Bibliothek zugestifteten Bände auch noch inventarisiert sind, wird die Arbeit abgeschlossen sein und dann kann auch die genaue Anzahl der Bände festgestellt werden. Zur Arbeitsgruppe der historischen Abteilung gehören auch unser Ehrenmitglied Hildegret Sattler, die verdiente und langjährige Bibliothekarin der Hofbibliothek und das älteste Mitglied unseres Vereins, Gerhard Parlitz (Jahrgang 1913!).

Im vergangenen Jahr konnten wir an dieser Stelle über den Abschluss der Digitalisierung der gesamten Jahresbände des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar berichten. Inzwischen sind die Digitalisate so aufbereitet, dass Sie Ihnen auf zweifache Weise zur Verfügung stehen. Eine *Archiv-DVD* mit den digitalisierten Schriften im Format PDF können Sie bei unserer Geschäftsstelle anfordern und erwerben. Der Preis beträgt 25.– Euro für Nichtmitglieder und

15.– Euro für Mitglieder des Vereins zuzüglich 3.– Euro (bei Versand). Außerdem können die Digitalisate auch direkt über das Internet auf den heimischen Rechner heruntergeladen werden. Wer über einen schnellen Internetanschluss verfügt, muss auf diesem Weg auch nur wenige Sekunden warten, bis er die PDF-Dateien mit dem gewünschten Band öffnen und lesen kann. Näheres dazu finden Sie auf unserer homepage www.baarverein.de, wenn Sie zunächst in der linken Menüleiste auf die Rubrik *Publikationen* gehen und dann auf den Unterpunkt *Download Schriften*.

Vom Südwestdeutschen Bibliotheksverbund in Konstanz, der auch bei der Katalogisierung der Bibliothek behilflich ist, wurden die „Schriften der Baar“ in das Projekt SWBdok übernommen. Das bedeutet, dass die Digitalisate dauerhaft gesichert und über den Katalog des SWB und damit über alle damit verbundenen elektronischen Bibliothekskataloge zugänglich gemacht werden.

Auf großen Zuspruch ist unser elektronischer Newsletter *NEUES VOM BAARVEREIN* gestoßen. Ein oder mehrmals im Monat werden alle Abonnenten des Newsletters per Email über die nächsten Veranstaltungen des Baarvereins informiert. Im Vergleich zu den kurzen Texten im Jahresprogramm sind die Informationen hier ausführlicher. Der Newsletter enthält immer wieder auch Hinweise auf historische oder naturkundliche Vorträge anderer Veranstalter, wenn wir davon ausgehen, dass unserer Mitglieder sich dafür interessieren. Das Abonnement der selbstverständlich kostenlosen Newsletter *NEUES VOM BAARVEREIN* bestellen Sie einfach per Email an Harald Ketterer unter der Emailadresse neues@baarverein.de.

Zur schnellen Suche nach bestimmten Themen, Orten und Personen hat Mito Schlomski ein Gesamtregister der Schriftenreihe des Baarvereins erstellt, das leicht herunterzuladen ist, wenn Sie in der linken Menüleiste auf die Rubrik *Publikationen* gehen und dann auf den Unterpunkt *Gesamtregister*. Eine verlinkte Version des Registers, die zudem noch um externe digitale Quellen erweitert wurde, finden Sie in der Rubrik *Digitale Bibliothek* in der linken Menüleiste. Wenn Sie dort auf den *Themenkatalog* klicken, kommen Sie zu einer Liste von Ortsnamen, wissenschaftlichen Disziplinen und anderen thematischen Begriffen, die Sie dann weiterführen zu den entsprechenden Bänden der *Schriften der Baar* sowie zu anderen digitalen Quellen.

Seit November 2011 bieten wir Ihnen über unsere Website außerdem den Zugang zu der Digitalen Fotosammlung *Orte und Ereignisse der Baar in alten Ansichten*. Willi Hönle, langjähriges Mitglied des Baarvereins, hat aus seiner großen Sammlung einige Bilder mit Motiven aus der Stadt Donaueschingen und den Teilorten eingescannt und in einer übersichtlichen Gliederung zusammengestellt. Die Vorlagen stammen aus dem Zeitraum von der Anfangszeit der Postkarten bis in die ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Falls Sie über eigene Fotosammlungen mit Motiven aus der Region verfügen und diese selbst einscannen können, bitte bieten Sie uns diese Bilder an. Wir werden versuchen, weitere Fotos in unsere Digitale Fotosammlung *Orte und Ereignisse der Baar in alten Ansichten* aufzunehmen.

Die Verantwortliche für die Katalogisierung Susanne Huber-Wintermantel und das Internetteam Friedemann Kawohl, Harald Ketterer, Eberhard Kern

DIETER BUCK: Zwischen Alb und Schwarzwald • Wander- und Spazierziele im Landkreis Rottweil • Entdecken, Erleben, Genießen • Herausgegeben vom Landkreis Rottweil • 160 Seiten, 140 Farbfotos und farbige Karten, kartoniert Silberburg: Tübingen und Lahr 2011 • ISBN 978-3-8425-1110-1 • 14,90 Euro

Gibt es eigentlich den „geschichts- und heimatfremd gewordenen Menschen“, fragt sich der Leser noch während der Lektüre des BUCK'schen Büchleins? Jenen Menschen, dem vor fast 50 Jahren der Landkreis Rottweil, zu dem noch Schweningen gehörte, mit der Herausgabe einer Kreisbeschreibung „eine Brücke schlagen“ wollte?

Der Besuch von Geschichtsausstellungen und Musicals historischen, biographischen und landeskundlichen Inhalts (*Friedrich Hecker, Robert Gerwig*), die Nachfrage nach Wander- und Reiseliteratur oder in unserem Falle die gute Aufnahme der *Beiträge zur Heimatkunde/Kennzeichen RW* (1998) sprechen jedenfalls eine andere Sprache. Außerdem scheinen DIETER BUCKS „pffiffige Wegbegleiter“ (so der Verlag) deshalb Renner zu sein, weil dem Empfänger versprochen wird, Wander- und Spazierziele „entdecken, erleben und genießen“ zu können.

Diesen Nutz- und Spaß-Effekt erreicht der Autor mit 28 Wandertouren und Spaziergängen – auf die interessante Erklärung des *Deutschen Wanderinstituts* verweisend, dass ein solcher Walk im Schnitt eine Stunde und 22 Minuten dauern dürfe – zweifellos.

Anfangs betrachtet er die naturräumliche Gliederung des Landkreises, der sein Weiterleben nach der Verwaltungsreform 1972 ja dem damaligen Finanzminister Robert Gleichauf verdankt. Der Autor definiert *Gäu* und *Gäue* (nebenbei: auch *au < aqua*, „Wasser“, und das Kollektivum *ge-au* wie *Ge-birge*, *Ge-flügel* können dabei eine Rolle spielen) und Umlaufberg, erläutert geologische und geomorphologische Besonderheiten, Flora und Fauna und verweist auf den Umstand, dass der heimische Hauptmuschelkalk das „burgenreichste Gestein“ sei.

Und Ruinen (aber eher nicht [tautologische] „Reste von Ruinen“) in Hülle und Fülle, von A (Albeck) bis Z (Zimmern/Herrenzimmern) kann der Wanderer und

Spaziergänger ersteigen und an Hand des wissenschaftlich fundierten wie didaktisch und methodisch klugen sowie gut illustrierten Führers studieren. Später können sie auf Klostertour gehen, Bernstein Kirchberg oder Wittichen ansteuern sowie städtischen Kirchen einen Besuch abzustatten: Auf der Dornhaner Platte, in Schiltach, Schramberg und Sulz, in Oberndorf und Rottweil gibt es dazu reichlich Gelegenheit.

Im Falle der ältesten Stadt Baden-Württembergs stolpert man zwar kurz über die Bemerkung, hier existiere der *Rottweiler Kunstverein* und die *Fastnacht* locke alljährlich viele an. Aber erstens ist einem Einheimischen die *Fasnet* keine „Hochburg der schwäbisch-alemannischen“ Narrengilde, sondern bildet mit Oberndorf, Elzach und Überlingen einen exklusiven Vierbund, der getrennte Wege geht. Der Kunstverein heißt zweitens *Forum Kunst*, und drittens verdient es die Synagoge, eines Blickes gewürdigt zu werden.

Künftig wird gerade ein junger *Wandermann* mit Hilfe der GPS-gestützten und über den Apple-Dienst iTunes kostenlos erhältlichen iPhone-App *Römerstraße Neckar-Alb-Aare* auf antiken Spuren wandeln und zum Beispiel direkt ans Legionsbad beim Rottweiler Stadtfriedhof gelangen können. Mittlerweile informiert der Albverein über „GPS – Elektronische Wanderkarten und GPS-Navigation“ und wirbt besonders bei eher jugendlichen Freunden der Schnitzeljagd für das Geocatching. Er gewinnt damit Personen, denen Wandern und Promenieren nicht unbedingt Herzenssache ist.

Sollte es den Geschichts- und Heimatfremden tatsächlich noch geben oder sollte sich jemand für einen solchen halten: Der Gebrauch dieses *FaceBuck* wird jedem Lust machen. Denn Lust ist wie beim Lesen, beim Nachwandern und Nachspazieren das Entscheidende. Sf

ARNDT SPIETH: *Konstanz • Der Stadtführer • 160 Seiten, 151 Farbabbildungen, 9 Karten • G. Braun: Karlsruhe 2011 • ISBN 978-3-7650-8575-8 • 14,90 Euro*

*Konstanz liegt am Bodensee:
Wer's nicht glaubt, geh hin und seh –
vergesse aber nicht,*

um die seit Kindertagen vertrauten Verse zu ergänzen, mit ARNDT SPIETHS Hilfe die Seemetropole kennenzulernen oder alte Erinnerungen aufzufrischen.

Wahrscheinlich fallen einem Leser hierzu-lande die beiden zeitweiligen Donaueschinger ein, die sich früher schon mit Konstanz beschäftigt hatten. Von 1816 bis 1827 unterrichtete JOSEPH („JOSUA“) EISELEIN am Gymnasium Donaueschingen und ab 1836 in Konstanz, wo 1851 seine *Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz und ihrer näheren Umgebung* (Seite 74: „Johannes Hus liegt in Asche, alt 42 Jahre und mehr keinen Tag“) herauskam. C.B.M. FICKLER (*Konstanz), von 1834 bis 1848 ebenda Gymnasialdirektor, setzte 1864 mit dem *Führer durch die Stadt Konstanz und die Alterthumshalle im Kaufhause* seiner Heimatstadt ein Denkmal.

ARNDT SPIETH stellt an den Anfang seiner Entdeckungs- und Besinnungsreise eine kurze Stadtgeschichte. Er erörtert, warum sich der Konstanzer Wunsch, Mitglied der Schweizer Eidgenossenschaft zu werden, nicht erfüllte, und wie der Ort, eine „Mischung aus Freier Reichsstadt und Bischofsstadt“, für kurze Zeit Standort einer Universität war.

Dass 1863 mit Eisenbahnanschluss und Bahnhofbau Kollateralschäden wie der Abriss mittelalterlicher Bausubstanz und die Abriegelung der Altstadt vom Seeufer einhergingen, ist mit JÜRGEN OSTERHAMMEL beklagenswert. Ebenso das Schicksal der 70 jüdischen Geschäftsleute, darunter der nicht erwähnte und mit dem Donaueschinger Abraham Guggenheim verwandte Salomon Guggenheim: im Dritten Reich vertrieben und ermordet.

Neun vortrefflich bebilderte und mit leider maßstablosen Karten versehene „Welten“ können Leser und Besucher erkunden

und erleben: In der ersten, der „Gassenwelt“, können sie das Konzilsgebäude und die Lenk'sche Imperia bestaunen, Glanzlichter wie die Dominikanerinsel, der das Attribut „das kleine Athos“ verliehen wird. Denkt jedoch an dieser Stelle jemand an die felsigen, klüften- und höhlenreiche Klosterlandschaft auf der fernen Chalkidike? Wohl kaum. Einen ähnlich gewagten, 1839 von GÉRARD DE NERVAL erdachten Vergleich („*Konstanz ein kleines, friedliches Konstantinopel*“) findet der Leser auf Seite 63: Er soll sich – die „Turmwelt“ moderner Wohnbauten mit einem Minarett am Seerheinufer vor Augen – einbilden, am Bosphorus dem Goldenen Horn entlang zu promenieren. Vielleicht könnte ein Schüler des hiesigen Humboldt-Gymnasiums daran erinnern, dass sein Namengeber Alexander v. H. die türkische Metropole einst als „schönste Stadt der Welt“ gepriesen hat, mit dem es das gewiss *schöne* Konstanz trotz *Horn/Hörnle* kaum aufnehmen kann (und es wohl auch nicht will). Obwohl der mit seiner Vedute im vorliegenden Stadtführer vertretene Matthaeus Merian (1643) von dem „Geländ, so einem irdischen Paradies zu vergleichen“ begeistert war.

Nebenbei: Heißt es eigentlich *Kons-tanz*, wie der Lautsprecher der Schwarzwaldbahn tönt, oder *Konsch-danz*, wie es schon immer *alefänzig*-eigensinnig die Einheimischen, die Schweizer Nachbarn und die elektronischen Medien (zumindest im Südwesten) aussprechen. Nun ist der *Spieth* kein Hörbuch. Etwa von ALFRED HEIZMANN gelesen, hätte nämlich dieses das kleine (Aus-)Sprachproblem einwandfrei und authentisch gelöst werden können.

Die ganze Pracht mittelalterlicher Baukunst entfaltet sich in der „Sakralwelt“ mit dem großartigen Münster, bei dessen Besuch dem Rezensenten Arnold Stadlers Erlebnis in Freiburg einfällt: Der alemannische Schriftsteller sieht zwei Amerikanerinnen nach wenigen Minuten Aufenthalt aus dem Gotteshaus herauskommen und hört eine zu ihrem

Mann sagen: „It's only a church!“ – Das ist nur eine Kirche!

Dem Betrachter des Triumphbrunnens von Peter Lenk liefert ARNDT SPIETH gleich die Gebrauchsanweisung als Interpretationshilfe mit. Überhaupt liegen die Stärken des Autors ARNDT SPIETHS in der überlegten, auch sprachlich treffsicheren Weitergabe von verbürgten Nachrichten, Personalia, detailfreudigen Beobachtungen sowie von Anekdoten.

Indes warten auch die anderen „Welten“ mit einer Fülle von Attraktionen und von Wissenswertem auf. Erfreut liest man am Hotel Barbarossa die Inschrift *Curia Pacis Constantiae Anno MCLXXXIII* [1183], die auf den hier mit den lombardischen Städten geschlossenen Frieden und damit auf das tatsächliche Ende der deutschen Hegemonie über Italien verweist. Sogar ein Fresco im Rathaus hält dieses vor dem Konzil bedeutende Ereignis fest. Dagegen schmerzt es jeden beim Passieren der Hussen- und Kanzleistraße ein paar Meter weiter, dass die Wunden der Feuersbrunst vom Dezember 2010 noch nicht verheilt sind und das „Haus zum Bub“ wohl nicht mehr zu retten ist. Den



Brandgeruch glaubt man noch nach einem Vierteljahr wahrzunehmen.

Andere Dahinschleuderer fühlen sich beim Lesen der Kapitel „Villenwelt“, „Hügelwelt“ und „Uferwelt“ in die 1950er Jahre versetzt, als sie sich nach den Strapazen ihrer sommerlichen Radtour im Strandbad Horn erfrischten und am Abend müde in die Betten der Jugendherberge im ehemaligen Staader Wasserturm fielen. Um wie viel komfortabler mittlerweile die Schweizer Pendants sind, stellen diejenigen fest, die die Kreuzlinger Villa Hörnliberg, ein wahres Jugendhotel, ansteuern.

Über 20 Seiten widmet ARNDT SPIETH „lohnenden Zielen“ in der Konstanzer Umgebung, um zuletzt mit touristischen Informationen und „Tipps für Kids“ die Leserschaft zu verabschieden, die jetzt Bescheid weiß über

die alte, die neue Stadt,

Den herrlichen römischen Namen sie hat,

Und römischen Mut

Und deutsches Blut

Und Christenglauben

wie sie GUSTAV SCHWAB einmal gerühmt hat.

KARIN GESSLER: Museumsführer Schwarzwald–Baar-Heuberg; 269 Seiten, 200 Farbfotos, eine Karte; Silberburg: Tübingen und Lahr/Schwarzwald 2011; ISBN 978-3-8425-1141-5; 12,90 Euro

Um den Besuch der 116 Museen der Region gründlich vorzubereiten, sie richtig anzusteuern, dazu bedarf es eines brauchbaren Navigators. Und voilà – den gibt es jetzt wieder: In einer von den drei Landkreisen und seinen Kreisarchivaren, in Verbindung mit dem Regionalverband mitverantworteten und von KARIN GESSLER neu bearbeiteten und reich illustrierten Ausgabe.

Das Büchlein ist in zwei Teile gliedert. Auf das erste Kapitel mit seinen 32 Motiv-Touren folgt das Kulturstätten-ABC, das Aldingen eröffnet und Würmlingen beschließt. Das ist

insofern problematisch, als Informationen an einzelnen Etappen des ersten Teils im alphabetischen erneut auftauchen, also unnötig (mitunter wörtlich, beispielsweise für das Waldmössinger Römerkastell, Seiten 26 und 195) wiederholt werden. Bei diesem kleinen Manko bleibt es allerdings.

Denn die Autorin braucht kein ausführliches Sachregister, das die Museumsbestände nach Sachgebieten aufschlüsselt, sondern ordnet ihre Ausflugsvorschläge thematisch und navigiert ihre mobilen Kulturbeflissenen an die attraktiven Orte. Dort kommt auf

seine Kosten der archäologisch, volks- und heimatkundlich Interessierte (im museumspädagogisch gut ausgerichteten Villingener Franziskaner-museum), in Bad Dürrenheim der Fasnetnarr oder der Fan moderner Kunst, der die Rottweiler *Kunst in der Stadt*, wo einmal der – im Volksmund – stählerne „Referendar mit Karriereknick“ neben dem Hauser'schen „Mordischen Knoten“ vor dem Landgericht bestaunt wurde.

Der Techno-Freak könnte sich neben den Resten der Bachzimmerer Amalienhütte getrost die leider nicht erwähnte St.-Verena-Kapelle anschauen oder verfolgen, welche Spuren die einst dominierende Uhren- und Phonoindustrie hinterlassen hat. Einem anderen fiel dabei ein, dass Julius Kuckuck gar nichts mit den namensgleichen Uhren zu tun, sondern 1902 – wie Heinrich Feurstein drei Jahre später über die badischen Uhrenfabrikarbeiter – über die Chronometerindustrie des württembergischen Schwarzwaldes promoviert hat.

So wird der Museumsführer Burgen-, Schlösser- und Stadtbild-Erklärer in einem,



der Baugeschichte referiert, die sakrale Kunst (in Grünigen, Bräunlingen oder Mistelbrunn) feiert oder zeigt, wie ohne ein bürgerliches Mäzenatentum Künstler brotlos und Meisterwerke unentdeckt blieben.

Nun darf neben den Grässlins die Hauser-Stiftung sowie Biedermann und die Kunststifter nicht hoch genug gelobt werden. Letztere werden wohl künftig ihr Donaueschinger *Museum*, das viele noch als

Kino kennen, nicht nur als Ausstellungs- und den schmucken Spiegelsaal wieder als Vortragsraum nutzen, sondern haben die alten Katakomben vernünftig und formvollendet umfunktionieren lassen.

Am Ende könnte der Name des mit den oben genannten Stiftern nicht verwandten Rüstungs- und Waffenexportkritikers Jürgen Grässlin dem vom Navigator nach Oberndorf gelotzten Touristen einfallen, der die mittlerweile eine Ausstellung heimatlicher Kulturgüter neben sich duldende Sammlung der lokalen Waffenschmieden besichtigen will. Sf

JUTTA KRIMM-BEUMANN (Bearbeiterin): Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters Sankt Peter im Schwarzwald • Der Rotulus Sanpetrinus und Fragmente eines Liber monasterii sancti Petri: Edition, Übersetzung, Abbildung • Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A: Quellen, 54. Band • Kohlhammer: Stuttgart 2011 • XCVIII und 179 Seiten, 9 Abbildungen, CD-ROM [mit Rotulus und Freiburger Fragment] ISBN 978-3-17-021794-2 • Pb 38,- Euro

Was den Klöstern St. Peter und St. Emmeram, Weißenstephan und Lorsch gemeinsam ist, ist einem Kenner des abendländischen Mönchtums bestimmt geläufig. Gehören sie doch zur berühmten Filiationsgruppe *Hirsauer Reform*, die im Mittelalter über 100 mitteleuropäische Klöster übernommen hatten. Freilich ist St. Peter viel jünger als die drei eher willkürlich mitgenannten und

zudem eine Einrichtung gewissermaßen mit Migrationshintergrund. Denn Herzog Bertold II. von Zähringen – im selben Jahr 1111 gestorben wie die selige Beatrix von Amtenhausen – hatte den um 1070 ursprünglich im Teck'schen Weilheim gegründeten Konvent erst Jahre später als sein Hauskloster OSB in den Schwarzwald verpflanzt.

JUTTA KRIMM-BEUMANN'S Verdienst ist es nun, die mal gerollt (*Rutilus*), mal gefaltet (*Liber*) und teilweise palimpsestiert (wiederbeschrieben) überlieferten Güterverzeichnisse neu herausgegeben, übersetzt, dargestellt und schlüssig kommentiert zu haben.

Die Baarer Leserschaft mag überraschen, wie weit S. Peters Einfluss, also über den „nach unserer Sprache Schwarzwald genannten“ schwarzen Wald (R[otulus] 103) hinaus reichte: Zum Beispiel schenkt Liutfried einen Teil seines Bräunlinger Besitzes und zwei Hufen bei Aasen (HELMUT MAURERS „zähringischem Herrschaftszentrum auf der Baar“) „für sein Seelenheil“ (*predii sui*) dem heiligen Petrus.

Ferner tauchen mit den bereits 1883 von Baarvereinsvorstand Franz Ludwig Baumann aufgefundenen Walto und Arnold von Pföhren, mit Markward und Rudolf von Neudingen, Rudolf von Aasen oder Bertold und Walcho von Grünlingen/Grönlingen Personen auf,

die Schenkungen diplomatisch korrekt mitbeurkundeten und nach dem Mehr-Augen-Prinzip (R 89) jeweils als einfache oder Spitzenzeugen anderer wichtiger Rechtsgeschäfte fungierten. Und da „der Neid der alten Schlange häufig das Unkraut seiner Bosheit unter die Sterblichen sät“ (L[iber] 4) braucht es vieler und vor allem einwandfreier biblisch-theologischer und dogmatischer Begründung.

Problematisch war es, die Abmachungen zu lokalisieren: Man denke nur an die vielen Hausen- (*bei Rottweil; im Tal; vor Wald; an der Möhlin*, von wo Prof. Hans Maiers Mutter stammte) oder Zimmern-Orte (*Ob Rottweil? Unter der Burg? An der Donau? Im Zollerlalkreis?*).

Am Ende bleibt festzustellen: Wer sich ein Bild von der Bedeutung und der Geschichte des Klosters St. Peter im Schwarzwald ein Bild machen will, kommt nicht daran vorbei, sich mit JUTTA GRIMM-BEUMANN'S Güterverzeichnissen zu beschäftigen. Sf



ELISABETH IRTENKAUF & KLAUS HOG: Die Baugeschichte des Klosters St. Märgen auf dem Schwarzwald eingebettet in die Klostersgeschichte (ca. 1115-1860); 376 Seiten, zahlreiche Abbildungen; Josef Fink: Lindenberg im Allgäu 2010; ISBN 978-3-89870-274-4; 39,- Euro

In Benediktbeuern standen die einheimischen Mönche (wohl 739/40), die zum [elsässischen] Marbacher Reformverband zählenden Regulierten Augustinerchorherren in St. Märgen (*Cella Sanctae Mariae*, ursprünglich *Mariazell*) 1115 vor derselben Frage: Welche Standortfaktoren sind für den Bau einer Klosteranlage entscheidend? Und kommen etwa, fragt heute einer vorsichtig weiter, die viel später als klassisch definierten Voraussetzungen *Boden*, *Kapital* und *Arbeit* nicht auch bei monastischen Vorhaben infrage? Ersetzt man nämlich den Faktor *Arbeit*

durch *Personal*, so finden sich Parallelen: Erstens waren Mönche nötig, „welchen besonders die Seelsorge am Herzen lag“. Ein Grundbesitzer als Stifter musste zweitens gefunden werden, der – so hieß es jedenfalls im schweizerischen Engelberg – „alle Christen zum Schutze seines Klosters“ aufrief und „die Feinde des Klosters furchtbar“ verfluchte. Und drittens brauchte es Geld, um Kirchen- und Klosterbau in Angriff nehmen zu können.

Konnten beispielsweise die Benediktbeurer 1686 ihre Kirche weihen, war 1719 in

St. Märgen das Gotteshaus „so weit benutzbar“, dass man es nach und nach vervollständigen, mit Hilfe des Baumeisters Johann Christian Wentzinger, des Bildhauers Matthias Fallner und des von Rottweil gewissermaßen ausgeborgten Malers und Jesuitenlaienbruders Joseph Firtmair (auch: Fiertmayr) verschönern und 1776 gar mit einer Silbermann-Orgel versehen konnte. Gleichzeitig entstanden

Mühlenkanal, Wasserleitung und Waschhaus, während die bayerischen Patres und Brüder den Pfisterei- und Mülhtrakt verlängern und nach dem Bau eines Bräuhauses im Anschluss an die bestehende Brauerei Richtfest feiern durften. Erfreulich ist, dass diese bauliche Entwicklung in axonometrischen, zwischen Baubestand und -planung unterscheidenden Ansichten wiedergegeben wird.

Das vorliegende Druckwerk ergänzt nun die zumeist idealisiert und perspektivisch verzerrt abgebildeten historischen Ansichten durch dreißig „Pläne“ (kolorierte Grundrisse, „Situationspläne“) oder durch Reproduktion von Modellen. Auch das Betrachten der Porträts von Äbten und Heiligen helfen einem Augenmenschen, sich diesen bemerkenswerten Klosterbezirk der Regular-Kanoniker genauer vorzustellen.



Darüber hinaus vermitteln Elisabeth Irtenkauf und Klaus Hogs Entdeckungen und Darstellungen, die Auswertung der Diaria einzelner Äbte sowie fachkundige Beiträge anderer Autoren der Leserschaft ein genaues Bild von der wechselvollen Geschichte der Einrichtung. Vier Brände, Verkauf und Verbannung, Streit mit Architekten und weitere Missgeschicke verhinderten aber nicht, dass am

Ende mit der Säkularisation eine intakte Immobilie, allerdings nicht freiwillig, in großherzogliche Hände gegeben wurde und die Aufhebung aller Klöster dem modernen Staat den Weg bereitete.

Allgemein hatte das damalige Klosterwesen dermaßen an Ansehen verloren, dass das Mönchsmedaillon im Münchner Stadtwappen zeitweilig getilgt wurde. Und wie unrühmlich und schmerzlich ging in St. Märgen die Klostergeschichte zu Ende: Nachdem ein mittlerweile zu einer Bewährungsstrafe verurteilter Ordensbruder zwischen 2007 und 2010 viel Spendengeld veruntreut hatte, schlossen die Pauliner am 31. August 2011 verdrossen den Konvent und sind seitdem im Schwarzwald nur noch in Todtmoos tätig. Sf

Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert • Teil I Ach-Kurzenbach; bearbeitet von FRANZ HUNDSNURSCHER (†) • Teil II Lachen-Zwiefaltendorf; bearbeitet von FRANZ HUNDSNURSCHER (†) • Teil III Einführung, Verzeichnisse, Register; bearbeitet von DAGMAR KRAUS • Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg; Reihe A, Quellen, 48.1, 48.2 und 49. Band • XXXIII + 1937 Seiten • Kohlhammer: Stuttgart 2008/2010 • ISBN 978-3-17-020795/97-0/4/7 • 150,- Euro

Diese Buchbesprechung folgt dem Vorwort zu den ersten *Schriften der Baar* (1870), wo C.B.M. FICKLER dazu aufruft, „die reiche Fülle der Fragen und Gesichtspunkte [der Region] zu erschöpfen“. Das angeschlossene Verzeichnis empfiehlt unter „Religion und Kirche“ ausdrücklich sich auch mit der

Diözese Konstanz zu beschäftigen und damit „die Zwecke des Vereins durch Aufgreifen [dieses] Stoffes zu fördern“.

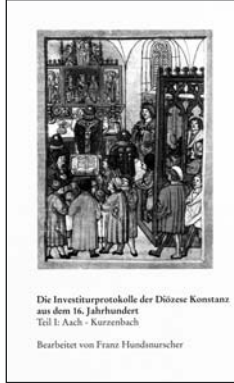
Was sind eigentlich Investiturprotokolle? In unserem Fall versteht man darunter vom Konstanzer bischöflichen Generalvikariat als Amtsbücher geführte Absenzregister, die

Abwesenheit und Versäumnis protokollierten oder Sonderaufträge genehmigten. Wichtiger waren – gerade um das Jahr 1526, als in Konstanz die Reformation eingeführt wurde – die Auslaufregister über Proklamations- und Amtseinsetzungsurkunden. Noch heute halten ja manche Behörden in Postausgangsbüchern einen Teil ihrer Korrespondenz fest oder speichern vielmehr gleichzeitig ihre per Mail „gesendeten Objekte“.

So überträgt am 25. Oktober 1519 Leonardus *Altweger*, Generalvikar Bischof Hugos von Konstanz [Hugo von Hohenlanden-berg], Johannes *Mor* das Donaueschinger Amt eines Prozessvertreters. Und der Leser verfolgt anschließend nicht nur die Überlassung der Pfarrei an Bernhard *Rieber*, sondern sieht, dass die Kanzlei erst Thunoweschingen und Thoneschingen, ein paar Jahrzehnte später Tonoweschingen und Donoweschingen schreibt und wie scheinbar eigenwillig sie mit dem Ortsnamen umgeht. Dass dies überhaupt nicht ungewöhnlich ist, zeigt ein Blick ins *Fürstenbergische Urkundenbuch* (FUB V, 495): Im Mittelalter wird der Name Konstanz allein siebenmal variiert und tritt mal als Costenz, Costinz, Kostenze, mal als Costentz, Costontz, Chostentz oder Costannts auf.

Ähnliches gilt für Weggis/Waggis/Wäggis, für Kusßnach/Kußnach/Kußnacht (heute: Küssnacht am Rigi), wo der Engelberger Benediktinermönch (*mon. Montis Angelorum OSB*) Egolf *Frey* 1519 Pfarrer wird, oder für Seublisperg, Seublißperg, Sewlisperg (heute: Seelisberg). Diese Orte am Vierwaldstättersee werden jedoch hier nicht wegen ihrer sich ändernden Schreibweise erwähnt. Sie gehören vielmehr dem südlichsten Archidiakonats (*Argau*) des Bistums Konstanz an, jener 1900 Orte zählenden und bis an den Gotthard reichenden Verwaltungseinheit.

Jetzt werden die Ausmaße der Diözese, des bis zu seiner Aufhebung 1821 größten Bistums nördlich der Alpen erst recht deut-



lich: Im Südwesten grenzt sie an Bern, im Westen an den Oberrhein. Der Nordrand verläuft etwa auf der Linie Herrenberg – Ludwigsburg, und erst östlich von Geislingen/Steige, Ulm und der Iller entlang beginnt das Territorium des Bistums Augsburg.

Die Baar gehört zum Archidiakonats *VOR dem Schwarz WALD*. Das Kloster Friedenweiler/Fridenweiler in *Nigra Sylva OCist.*[Zisterzienserinnen]

im Südwesten meldet 1595 eine einzige Veränderung, dagegen ist in Hüfingen/Hüfingen von den *Schellenbergern* (oder *Schellenbergern*) Conrad, Johannes, Burckhard, Arbogast mehrfach die Rede. Erstaunlich ist zudem, dass es neben der Stadtkirche eine S. Barbare, S. Georgii und S. Jacobi gibt und dass in S. Blasii Joachim *Löw* sein Amt aufgibt, um am 27. Januar 1598 in Mundelfingen Johannes *Wuorer* als Pfarrer abzulösen. In Fußballkreisen hätte man sofort von einem Trainerwechsel gesprochen.

Leider fehlen Protokolle für die Jahre 1500 bis 1517 und 1527 bis 1531. Demnach kann auf der einen Seite der von Bischof Hugo von Hohenlanden-berg geschlichtete Streit zwischen der Reichsabtei Rottenmünster und der Reichsstadt Rottweil („Hugonischer Vergleich“, 23. Februar 1502; beteiligt waren außerdem der Konstanzer Domdekan Johann Bletz von Rotenstein M.A. und seine Schwester, die Rottenmünsterer Äbtissin Adelheid) nicht zur Sprache kommen.

Andrerseits erscheint Conrad Stücklins (Stuckli/Stucklin) M. A. wechsellvoll-trauriges Pastorat nur bruchstückhaft. Der Sigmaringer kommt nämlich am 2. Juli 1526 von Pfullendorf nach Rottweil ans Heilig-Kreuz-Münster, wird 1528 als Zwinglianer durch Bischof Hugo gebannt, ein Jahr darauf seines Amtes enthoben und „aus der Stadt verwiesen“ (WINFRIED HECHT).

Wenn das Berliner Telefonbuch von 1941 mit seinen Nummern und Adressen, hinter denen sich Menschen verbergen, schon den

einen oder anderen sogar fasziniert hat und manchem zum Geschichts- und Geschichtsbuch geworden ist – die verständig gelesenen Investiturprotokolle könnten einem aufgeschlossenen und vielseitig interessierten Leser Ähnliches bedeuten. Zumal dann, wenn er zu den vom Stadtarchiv Konstanz herausgegebenen *Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen* greift, um beispielsweise die Arbeit der bischöflichen Kanzlei mit der der städtischen zu vergleichen, deren Entstehung die „wichtigste Ursache für das Aufkommen der deutschsprachigen Urkunde ist“ (KARL HEINRICH REXROTH).

In einem Zuge die drei Bände durchzuarbeiten, ist nicht empfehlenswert. Aber anhand der Namen *Bletz von Rotenstein* oder der *Schellenberger* Gebrauch und Entwicklung der Sprache sowie Genealogisches zu studieren, Geographisches und Topographisches (*Rottweil/Rotwyl*) zu erfahren und zu sehen, wie der Codex Iuris Canonici das Recht auf „gebührende Freiheit einer Forderung“ (GEORG BIER) im Allgemeinen durchgesetzt und wie das kirchenrechtliche Amtsverständnis im Besonderen ausgesehen hat – das müsste sich lohnen. Sf

**VOLKHARD HUTH & R. JOHANNA REGNATH (Hgb.): Die Baar als Königslandschaft
Tagung des Alemannischen Instituts vom 6. bis 8. März 2008 in Donaueschingen
Thorbecke: Ostfildern 2010 • 400 Seiten, ca. 65 Abbildungen
ISBN 978-3-7995-0851-3 • 29,90 Euro**

Ein „hohes irdisches Himmelsland“ hatte Hermann Eris Busse im Sammelband 1938 der *Badischen Heimat* die Baar jubelnd genannt und Prominente wie Paul Revellio, Karl S. Bader und Heinrich Feurstein als Beiträger gewonnen, die es freilich vermieden, in die da und dort vernehmbaren völkischen Töne des Herausgebers und anderer Autoren mit einzustimmen.

Als man 1997 die Forscher an die Donauquelle rief und ihre weitere Umgebung zum „Spielplatz wissenschaftlicher Neugier“ (*Südkurier*) wählte, wurde nicht nobilitiert. Weniger affektiv präsentierte sich nun *Die Baar, ihre Menschen, ihre Entwicklungsstationen* dem interessierten Publikum.

Die Krone gab es mit der Krönung zur „Königslandschaft“ zehn Jahre später. Und damit nicht genug: Zu Zeiten des mehr als ein Dutzendmal in den F. F. Forsten jagenden Wilhelms II. hätte man, so Helmut Maurer eher augenzwinkernd die Baar auf den noch höheren Schild einer „Kaiserlandschaft“ können.

Am Anfang war die Ortsbestimmung: Mit welchem und wie begrenzten Raum (in welchem Zeit – Raum) sollten sich denn 2008 die Referenten auf der vom Alemannischen

Institut Freiburg und dem Baarverein veranstalteten Donaueschinger Tagung tatsächlich auseinandersetzen? Und wie ihn definieren? Man einigte sich darauf, das übrigens einmal von Günther Reichelt vorgeschlagene, das die besagte Region umgrenzende Städte-Pentagon Tuttlingen – Blumberg – Löffingen – St. Georgen – Rottweil interdisziplinär zu untersuchen.

Auf die Bedeutung ehemaligen Freien Reichsstadt Rottweil, dem geographischem Nordpfeiler der Baar vor allem als Sitz des königlichen Hofgerichts, verweisen gleich mehrere Autoren. Logischerweise beginnt der Archäologe CHRISTIAN GILDHOFF in einem wegweisenden Beitrag mit der Römerzeit, verfolgt das Wirken der Staufer und der Zähringer, denen schon 1891 F. F. Archivrat EDUARD HEYCK nachgegangen war, und filtert aus den Informationen über Rottweiler Königshof überlegt das Wesentliche heraus.

Auch die vom Randen über den Schächerspass, Pfohren, Trossingen entlang des oberen Neckars von Einheimischen „Rottweiler Stieg“ genannte an den Sitz des „höchsten Reichsgerichts für Schwaben“ in der Nordbaar führende Königstraße beweist für HELMUT MAURER, dass die Baar zu Recht und für

lange Zeit „Königslandschaft“ heißen habe. Dagegen sei der Neudinger Königshof bei einer bescheidenen „Pfalzlichkeit“ – so TOBIAS BECK – nur ein kurzlebiges „Substrat einer ausgedehnten Hochadelsherrschaft“ gewesen.

Tatsächlich kann die Baar (und will wohl auch nicht) etwa mit Ulm konkurrieren, mit seiner zum Beispiel an der Staufeuermuur dokumentierten Bedeutung und Sitz einer Königspfalz, in der Herr und Herrschaft nahezu eins waren und wo sich eine mit einer beträchtlichen Anziehungskraft versehene Zentralität, eben die „Pfalzlichkeit“, herausbildete. Dennoch verdient es die Baar nicht, mit Ottos von Freising leicht abgewandelten Prädikat *vis minor regni* („kleine Kraft des Reiches“) dekoriert zu werden?

Der auf HANS ULRICH NUBERS Aufsatz *Die Baar im römischen Verkehrsnetz Südwestdeutschlands* folgende anschaulich illustrierte Beitrag *Die ältesten christlichen Bilder der Alamannia* von GERHARD FINGERLIN ist den vorliegenden *Schriften der Baar* erneut abgedruckt. Deshalb sei am Rande angemerkt, warum der Erwerb der dritten Phalera (Silberscheibe) genügend Stoff zu einem veritablen Krimi mit allem Drum und Dran geliefert hätte: den *Tatort Gierhalde*; einen Täter alias Grabräuber; einen Bürgermeister als ehrlichen Makler und Privatdetektiv, so dass die Polizei zum Glück nicht mehr zu ermitteln brauchte.

Über *Namen und Mundarten* hatte EWALD HALL 1997 schon gesprochen. 2008 kommt er erneut zu Wort, fixiert bisherige Erträge und lenkt den Blick auf neue Vorhaben, wobei auf MANUELA MAGINS Versuch, den Namen Baar auf Serbokroatisch *Bara* (Senke, Pfütze) zurückzuführen, nicht, auf lateinisch *forum* ≠ *Pföhren* kurz eingegangen wird.

Im Grunde schade, dass es an dieser Stelle und zu der These, das aus *forum* hergeleitete *Pföhren* sei Herodots *Pyrene*, in Donau-eschingen nicht zu einem Streitgespräch gekommen ist. Dort wäre erstens wohl herausgekommen, dass THOMAS H.T. WIENERS‘ in einer Fußnote seines Aufsatzes *Capellae regiae* versteckte „spektakuläre neue Beob-

achtung“ in Wahrheit nicht von ihm, sondern von FRIEDRICH CREUZER (1835) stammt. Auf dem Donaueschinger Forum hätte zweitens erörtert gehört, warum Öffentlichkeit und Wissenschaft diese Vermutung nicht aufgegriffen und flugs *Pföhren* zum ältesten deutschen Ort gekürt haben. Drittens hätte wohl nicht ein Historiker aus dem luxemburgischen Föhren – Teilort von Tandel, beim reizvollen Vianden mit seiner imposanten Burg gelegen – vor versammelter Mannschaft zum Vergleich erklären können: *Föhrens* alte Schreibweisen *Foren*, *Föhren* gehen nicht zurück auf lateinisch *forum* – und schon gar nicht auf *Pyrene*, sondern eher auf ahd. *vuore* (Fahrweg, Straße). Zudem sollte Landesarchäologe DIRK KRAUSSE gehört werden, der in der Heuneburg das alte *Pyrene* vermutet, und zuletzt gefragt werden, ob auf der Tagung der Philipps-Universität Marburg *Herodots Quellen – die Quellen Herodots* im Oktober 2011 von WIENERS‘ Entdeckung die Rede war.

Himmelsland? K.u.k-Landschaft? Königs-kirchenlandschaft (WIENERS)? Am Ende wird die Leserschaft festhalten können: Kritische und sachkundige Autoren haben aus jeweils vielen Einzelteilen regelrechte Szenarien geschaffen und die Baar zu Recht zur „Königs-landschaft“ erhoben – ein vornehmes, zuletzt dem Besucher der Mannheimer Ausstellung gut visualisiert vor Augen geführtes und die Innovationskraft der Stauer beleuchtende Prädikat. Mit dem leserfreundlich aufgemachten und anspruchsvollen Kompendium steht damit ein unentbehrliches Standardwerk zur mittelalterlichen Geschichte der Baar zur Verfügung, das zum Nachdenken und womöglich weiteren Arbeiten anregt.

Ob indes die Tourismus-Branche ihr Leitbild erweitert und neben der jüngst geschaffenen Marke *Quellenland* nun mit der historischen Variante *Königslandschaft* glänze kann, ist fraglich. Von Ferne grüßt bereits das alte Busse’sche *Himmelsland* – ein Etikett, das neuerdings recht werbewirksam vor kurzem im *Radparadies Schwarzwald und Alb* aufgegangen ist. Sf

FRANK ENGEHAUSEN: *Kleine Geschichte der Revolution 1848 in Baden* • Reihe *Regionalgeschichte – fundiert und kompakt* • 216 Seiten, 26 s/w Abbildungen
G. Braun: Karlsruhe 2010 • ISBN 978-3-7650-8596-3 • 19,90 Euro

Wenn der Autor am Ende beanstandet, in der Ausstellung *1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden* würden die badischen Radikalen „erstaunlich unkritisch“ gezeichnet und der Hecker'sche „Übereifer, dem Volk die Republik zu erringen“, Struves „ideologische Rechthaberei“ sowie die „politische Orientierungslosigkeit vieler Mairevolutionäre (...) ausgeblendet“, dann bekräftigt er im Grunde seine mit diesem Buch verfolgte Absicht, solchen Fehleinschätzungen differenzierend nachzugehen.

Er spricht also vom Umsturz *in* Baden, dessen Darstellung man nicht mit doppelzüngigen Elogen auf seine revolutionären Heroen regionalpatriotisch ausschmücken dürfe. Tatsächlich müsse man über den orts- und landesgeschichtlichen Tellerrand hinausblicken und nationale Gegebenheiten berücksichtigen.

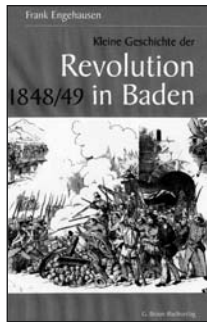
Ein Pfohrener Geschichtskenner könnte nun bemängeln, dass *sein* Joseph Weißhaar (nicht: Weishaar, Seite 79) gerade mal erwähnt werde und dass dessen Mitstreiter Ochsenwirt Andreas Willmann, immerhin Mitglied im Landesausschuss der Radikalen, überhaupt nicht vorkomme. Vermutlich vermisst ein Rottweiler den Glasfabrikanten Gottlieb Rau, der nach der Proklamierung einer deutschen Republik in der Oberen Hauptstraße am 24. September mit dem *Zwetschgenfeldzug* Richtung Stuttgart aufgebrochen war,

jedoch bereits in Balingen scheiterte und in Oberndorf verhaftet wurde.

„Dem Manne kann geholfen werden“, heißt in Friedrich Schillers wahrlich rebellischen *Räubern*: Der Baaremer Revolutionsfan kann nämlich bei Volkhard Huth oder Paul Revellio – mittlerweile mühelos in den digitalisierten *Schriften der Baar* XXII (1950) –, einer am oberen Neckar in Otto Borsts *Schwabenköpfen* oder bei Paul Sauer nachlesen und so seinen lokalpatriotischen Hunger stillen.

Prof. Engehausen zieht daneben *sine ira et studio* die große Linie der Revolution als emanzipatorisches Phänomen und macht deutlich, dass zu viele Einzelaktionen (wohl wie die auf der Baar, wo auch die „Schwenninger Revolution“ um Johannes Bürk Furore gemacht hat), die unzureichende Vorbereitung, unnötige Streitereien innerhalb der ohne-hin gespaltenen Opposition sowie fehlende Unterstützung von der Basis die Aufstände scheitern ließen. Das fachmännische Urteil des Autors wird die künftige Beschäftigung mit Thema und Stoff bestimmt beeinflussen.

Die zehn spannend und flüssig geschriebenen Kapitel lesen sich leicht; zum Schluss werden anstelle eines aufgeblähten Fußnotenapparats die Zitate nachgewiesen, und ein ausführliches Literaturverzeichnis regt zur weiteren und vertieften Lektüre an. Sf



J[oseph] L[udolph] Wohleb: *Deutsches Sprachbuch für Volksschulen*
Heft 3 Oberstufe • Bearbeitet von Alfred Diesbach und Walter Hanloser
128 Seiten • J. Boltze: Allensbach 1950.

1950 musste das französische Hochkommissariat in Deutschland noch vor dem Badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts Lernmittel zum Gebrauch im Unterricht

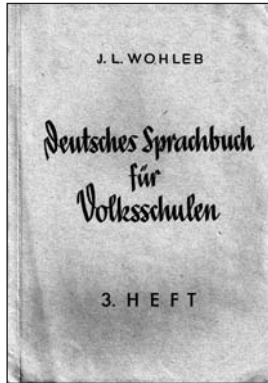
genehmigen. Und wer der zuständige Minister war – Leo Wohleb nämlich – errät man hierzulande sicherlich auf Anhieb. Dass Joseph Ludolph (1891–1960), Bruder des

badischen Staatspräsidenten, der selbst eine *Lateinische Schulgrammatik* fachdidaktisch zurechtgemacht hatte, in Donaueschingen Mitglied des Baarvereins, namhafter Regionalforscher und F. F. Archivrat war und später als Kreisoberschulrat ein Sprachbuch verfasste, wissen geübte Baaremer freilich auch.

Zwar wurde vor sechzig Jahren in den Schulen noch nicht über Sprache „reflektiert“, zum Glück nicht die Transformationsgrammatik dem Deutschunterricht zugrunde gelegt. Doch schlecht, sachfremd oder nicht kindgemäß war dieser deswegen noch lange nicht. Obwohl seine Grammatik ganz ohne lateinische Fachausdrücke auskommt, die ja ohnehin aus dem Griechischen übersetzt worden waren.

So folgt J. L. Wohleb offensichtlich den Grundsätzen der Gaudig'schen Arbeitsschule und regt zum Verstehen *und* Gestalten an. Er will, dass die – übrigens nach der französischen Notenskala 20 Punkte („sehr gut“) bis 0 Punkte („ungenügend“) beurteilten – Schüler über das (literarische) Lesen und Darstellen richtig begreifen lernen, Sprache, den „Atem des Geistes, den Odem Gottes“ (Seite 5) und „Atem des Volkes“ (Seite 46) in einer Art verbundenem Deutschunterricht zu erkennen, zu benennen, anzuwenden und stets zu zeigen, was er kann. „Macht euch die Mühe“, heißt es an einer Stelle, „einige Märchen der Brüder Grimm nach gepaarten Bindewörtern absuchen.“ Wie hier wird noch öfters das Prinzip *Fordern und Fördern* sichtbar.

Nebenbei, beim Namen Grimm erinnert einer gerne an den bedeutenden Sprachlehrer Jacob G. Seine *Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit* hat der eine Weile in Donaueschingen unterrichtende Joseph (Josua) Eiselein „für Schulen und Privatunterricht bearbeitet“ und 1843 in bei Aloys Willibald (*Donauöschingen*) herausgegeben.



Darüber hinaus nützt das Heft ebenso als Lebenskundeanleitung („Vom Alkohol“ und „Vom Atmen“) sowie Gemeinschafts- und Staatsbürgerkundebuch: Schüler- und Bürgerpflichten sollen genannt werden. Und der Schüler soll nach dem Besuch einer Gemeinderatssitzung berichten, was ihn „am meisten interessiert“ hat und damit zeigen, wie viel er gelernt hat und dass er kreativ schreiben kann.

An den erd- und heimatkundlich geprägten Teilen des Sprachbuchs mag Deutschlehrer und Bruder Leo seine Freude gehabt haben. Zur Sprache kommen heimische Gewässer (Rhein, Bodensee), Landschaften außer der Baar wie Hegau oder Bergstraße (deren im Birkenauer Tal unterhalb der Wachenburg gelegener Porphyrtsteinbruch leider nicht näher bestimmt wird) und Städte (Mannheim, Villingen, Hüfingen, Immendingen) und volkskundliche Gebräuche wie der „Schmutzige Dunnschdig“, mit dem der heimatfreudige badische Kultusminister während seiner Donaueschinger Gymnasialdirektorenzeit allerdings einst nicht so gute Erfahrungen gemacht hatte.

Ein gelungenes Beispiel, was verglichen mit einem Wortfeld die Wortfamilie bedeutet, ist die Übung *Wald*. Hierbei sollen die Textsorten Bericht, Schilderung, Tagebuch und Brief angewendet werden. Allerdings schwindet in diesen Verbindungen die Vorstellung von *Wald*; dafür tritt der Begriff der *Heimat* in Texten von Autoren in den Vordergrund, die sich wie Heinrich Hansjakob oder Emil Gött als „Kinder der Heimat“ hervorgetan haben. Aber während Reinhold Schneiders oder Friedrich Schnacks Arbeiten gute Noten erhalten, wird vor den „meisten Schriftstellern unserer Zeit“ gewarnt. Denn sie lehnten den „regelmäßigen Bau des Satzes“ ab und schrieben „scheinbar gesetzlos (...) und unbekümmert um die grammatische Sauberkeit und Vollständigkeit“. Wel-

che Persönlichkeiten die Herausgeber des Sprachbuches dabei wohl gemeint haben?

„Saubere“ soll auch der Umgang mit Fremdwörtern sein. Die Devise lautet, möglichst deutsche Wörter zu verwenden und bei zusammengesetzten Wörtern „Wortungeheuer“ wie die „bedrückende“ Kraftfahr-

zeugsteuer zu meiden. Vermutlich hat die etwa im *Wörterbuch des Unmenschlichen* dokumentierte nationalsozialistische Verunstaltung der Sprache J.L. Wohleb und die beiden Bearbeiter zu übervorsichtigen Puristen gemacht. Sf

ROLAND LANG: *Kalter Brand* • Ein Schwarzwaldkrimi • 200 Seiten G. Braun: Karlsruhe 2011, ISBN 978-3-7650-8524-6, 12,80 Euro

ZUR PERSON

Hauptkommissar Paul Reiche hat wenig von seinen in der weiteren Umgebung ermittelnden literarischen Kollegen: Er wirkt blasser als zum Beispiel Ernst Bienzle („ein Schwabe“), dessen Wutausbrüche – „wia hent di wider d' Mucka verschissa“ – ihm fremd sind. Auch die liebenswerte Kantigkeit eines A. I. Kluftinger (im Allgäukrimi *Milchgeld*) geht ihm völlig ab.

Dafür kann er sich gut in Mitarbeiter und klischeehaft gezeichneten Vorgesetzte sowie in Zeugen und Verdächtige hineinsetzen, ist er doch sozusagen als einer der Ihren auf einem benachbarten Schwarzwaldhof aufgewachsen. Den Mundart Schwätzenden – der alte Wielandt hätte allerdings nie des *hoist* gesagt – hört er aufmerksam zu und trifft meist den richtigen (immerhin hochdeutschen) Ton.

Für seine Ermittlungen braucht er keine Pathologen à la Börne oder Experten, die auffällige DNA entschlüsseln. Sein Privatleben indes ist nicht unproblematisch. Gemeinsam mit seiner geschäftigen Schwester muss er sich um seinen dementen Vater kümmern, während die Suche nach einer Wohnung für sich und seine Lebensgefährtin ihm einige Nerven kostet.

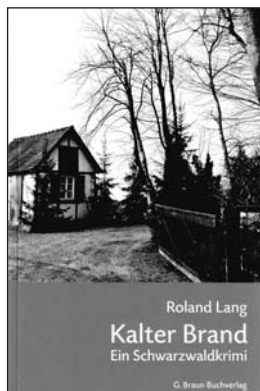
DAS MILIEU

Nun ist der Schwarzwaldkrimi kein Schlüsselroman. Wer unbedingt will, könnte hinter

Reichs Heimatflecken Auerswies den Ort Sexau unweit des Kandels vermuten, zumal der Kommissar gelegentlich entsprechenden Fantasien erliegt. Und wer denkt nicht bei der Erwähnung einer „regionalen Brauerei“ an *Rothaus*, *Ganter* oder *Fürstenberg*? Ansonsten kommen der Leserschaft die authentischen Schauplätze Hochschwarzwald, St. Märgen, Freiburg oder Villingen-Schwenningen, dessen Polizeischule Paul Reiche besucht hatte, deshalb vertraut vor, weil Roland Lang das Milieu in sparsamem Lokalkolorit auszumalen versteht. Leichter haben es freilich die Fernsehmacher: In dem ZDF-Film *Die Toten vom Schwarzwald* streift die Kamera über das ans Höllental erinnernde Holltal und lenkt manchmal die Blicke des Zuschauers auf mit mythisch-düsteren Schalensteinen gespickte Waldstücke.

DAS GESCHEHEN

Manches Leben ist wie ein Krimi. In unserem Fall liegt der alte Leo Wielandt tot in einer Baugrube. Selbstmord? Unfall? Oder gar ein „guter Mord, ein ächter Mord, ein schöner Mord“, wie es in Georg Büchners Drama *Woyzeck* einst hieß? Für eine Beziehungstat spricht manches, aber zahlreiche Alibis verschleiern das Ganze. Ehefrau Anna verdächtigt ihren Mann, eine Geliebte zu haben. Und der missgünstige Nachbar Lukas Tandler liegt mit dem späteren Opfer schon länger in den



Haaren. Merkwürdig ist nur, dass trotz der Familienfehde der mit seinem Vater zerstrittene Stefan Wielandt und die Tandler-Tochter Petra offenbar nach gut Shakespeare'scher Art ein Romeo-und-Julia-Verhältnis miteinander haben.

Teil- und Vorfragen nach Grund und Anlass des Verbrechens bringen wenig oder gar nichts: Warum brannte längere Zeit die Leselampe in Leo Wielandts Arbeitszimmer? Was hat es mit der dort gefundenen seltsamen Barock-Anthologie auf sich? Von wem stammt die Widmung darin? Wer hat den roten Golf noch gesehen? Querelen unter den Investoren eines Bauprojekts kommen ebenso infrage wie Streitereien um die Erhaltung von denkmalgeschützten Objekten. Verschwörungstheorien sind jedenfalls nicht im Spiel und tagespolitischen heißen Eisen mit der Tagespolitik beschäftigt sich Autor Roland Lang etwa im Gegensatz zu Felix Huby lieber nicht.

Dieser hätte womöglich „grüne“ Fragen gestellt und diskutiert, ob die Aufstellung von Windrädern und der Bau von Pump-

speicherkraftwerken in der Region sinnvoll, effektiv und kostengünstig seien. In einem Falle ist unserem Autor der ehemalige Chef eines Karlsruher Energiekonzerns zuvorgekommen. Vielleicht gelingt es ihm, mit seinem im Februar 2012 erscheinenden Buch *Atomblut* die Szene der Autorenprofis aufzumischen und zudem mit seinen ehemaligen Kollegen und politischen Gegnern abzurechnen.

DIE LESERSCHAFT

Für den Krimifreund stimmt insgesamt fast alles: Dialoge, Figuren, Spannung. Neugierig verfolgt er, wem nach Verwerfen der Suizid-Theorie die anfangs unerklärliche Tat zuzuschreiben ist und welches Tatmotiv eine Rolle gespielt hat. Vielleicht beschäftigt sich ein Leser näher mit dem Opfer, reagiert gar betroffen auf die Untat und stellt sich die klassische Frage nach Schuld und Sühne. Tatsächlich wirkt sogar Hauptkommissar Reiche am Ende recht bedrückt. Aber wohl nur, weil er einen Fehler bei seinen Recherchen gemacht hat. Os

Hinweise für Autoren

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ – als „Schriften der Baar“ zitiert – erscheinen alljährlich im März. Redaktionsschluss ist jeweils der 15. September des Vorjahres. Manuskripte müssen ausgedruckt (Schriftgröße nicht unter 12 Punkt) und in elektronischer Form (per eMail bzw. auf CD) satzfertig vorgelegt werden. Bilder können auch als Dia oder als Abzug eingereicht werden. Bildunterschrift und Quelle der Abbildung angeben. Erwünscht ist die Anwendung der neuen gültigen Rechtschreibung.

Bitte beachten Sie:

- Betriebssysteme: Windows Versionen, Mac OS, sonst als Textdatei (.txt) abspeichern
- Auf der CD Verfassername und Betriebssystem angeben
- Text als Fließtext, kein Blocksatz, kein Zeilenstopp, keine Silbentrennung, kein Seitenumbruch
- Tabellen und Abbildungen nicht in den Text integrieren, sondern druckfertig gesondert anfügen
- Absätze ohne Zeileneinzug; auch nicht im Literaturverzeichnis
- Tabellen nur mit Tabulator, keine Leerzeichen
- Endnoten unter »Anmerkungen«
Keine Fußnoten am Seitenende

Zitierweise:

- Literaturzitate: bei längeren wörtlichen Zitaten *kursiv* und als Absatz.
- Namen zitierter Autoren: in Kapitälchen: Carl MAYER bzw. F. SCHMIDT & K. SCHULZE; bei mehr als zwei Autoren: F. MÜLLER et al.
- Zitate mit Jahr und Seitenangabe: (M. SCHREIBER 1998, S. 151–153) bei Bezug auf das gesamte Werk nur (M. SCHREIBER 1998).
- Artnamen: wissenschaftliche Namen bei Organismen *kursiv*: *Caltha palustris* oder *Charadrius dubius*.

Literaturverzeichnis und Quellen:

Am Schluss des Textes in alphabetischer Reihenfolge nach folgendem Schema:

■ Monographien

Muster:

AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt

Erscheinungsjahr:

Titel, Erscheinungsort

Beispiele:

ESCHENBURG, B. 1987: Landschaft in der deutschen Malerei. München.

■ Beiträge in Sammelwerken

Muster:

AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt

Erscheinungsjahr: Titel. – In: HERAUSGEBER, Vorname (Hrsg.): Titel des Sammelwerkes, Erscheinungsort, Seitenangaben

Beispiel:

SIEGMUND, A. 2003: Der Klimacharakter der Baar – Ein regionales Querprofil. – In: SIEGMUND, A. (Hrsg.): Faszination Baar – Porträts einer Naturlandschaft. Konstanz, S. 9–16.

■ Beiträge in einer Schriftenreihe

Muster:

AUTOR, Vorname evtl. abgekürzt

Erscheinungsjahr: Titel, Name der Schriftenreihe, Bd.- oder H.-Nummer, Erscheinungsort, Seitenangabe.

Beispiel:

REICHEL, G. 1968: Über die Vegetationsentwicklung der Baar während der Ur- und Frühgeschichte. – In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 27, Donaueschingen, S. 50–81.

Über die Aufnahme zum Druck entscheidet ein Redaktionsteam. Der Autor versichert, seinen Beitrag ausschließlich in den *Schriften der Baar* zu veröffentlichen. Er erhält 30 Sonderdrucke, weitere Exemplare bei rechtzeitiger Nachfrage zum Selbstkostenpreis. Ein Honorar ist leider nicht möglich. Die Manuskripte sind einzureichen:

Naturkundliche Beiträge:
Prof. Dr. Helmut Gehring
Königsberger Str. 30, 78052 VS-Villingen
gehring.vs@t-online.de

Die Manuskripte sind einzureichen:

Naturkundliche Beiträge:

Prof. Dr. Helmut Gehring

Königsberger Str. 30, 78052 VS-Villingen

gehring.vs@t-online.de

Geschichtliche Beiträge:

Hugo Siefert

Am Skibuckel 2, 78628 Rottweil

fh.siefert@t-online.de